

Sonderausgabe zum 1. August: Alles, was die Schweiz bewegt

Nummer 30/31 – 26. Juli 2012 – 80. Jahrgang
Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.90

DIE WELTWOCHEN



Zur Lage der Nation

Hans Erni, Thomas Jordan, Michelle Hunziker, Adolf Muschg, Gülsha Adilji,
Thomas Hürlimann, Urs Paul Engeler, René Beyer u. v. a. m.

4 194407 004900
30



Gut erfunden:
Gourmet-Menü auf Knopfdruck.



Der Combi-Steam XSL mit der Weltneuheit GourmetDämpfen.

Zu Hause kochen wie die Maîtres de cuisine: Dank vorprogrammier-ten Gourmet-Rezepten gelangen Ihnen die feinsten Menüs auf Knopf-druck. Erfahren Sie mehr über unsere einzigartigen Innovationen unter vzug.ch



Führend in Küche und Waschraum

MEIER MEIER MEIER & MEIER

INVESTORENGRUPPE



Jeder hat das Zeug zum Finanzexperten – mit einfachen Lösungen von PostFinance.

Finanzdienstleistungen von PostFinance machen Ihr Leben einfacher. Wir beraten Sie gerne in einer PostFinance-Filiale oder rund um die Uhr unter 0848 888 700 (Normaltarif). Willkommen bei PostFinance. Denn es ist Ihr Geld.

www.postfinance.ch

PostFinance 

Besser begleitet.

Peter Haas wird nicht ruhen, die besten Bedingungen für Leichtathletik-Stars wie Lisa Urech, Marc Schneeberger, Alex Wilson und Nicole Büchler zu schaffen.



***Inspiration.* Das verbindet uns
mit dem Chef Leistungssport Swiss Athletics.**

Peter Haas schafft mit Erfahrung und Know-how optimale Voraussetzungen für grossartige sportliche Erfolge.

Verständnis für die Situation unserer Kunden sowie Fachwissen und Engagement kennzeichnen auch unsere Qualität als Schweizer Bank.

Als starker Förderer der Leichtathletik in der Schweiz unterstützt UBS den UBS Kids Cup als grösstes Nachwuchsprogramm, verschiedene Laufveranstaltungen, Athletissima Lausanne, Weltklasse Zürich und die Nationalmannschaft.

Darum freuen wir uns, als internationaler Partner der Europameisterschaften 2014 in Zürich unser Schweizer Team auf dem Weg zu diesem einzigartigen Anlass begleiten zu dürfen.



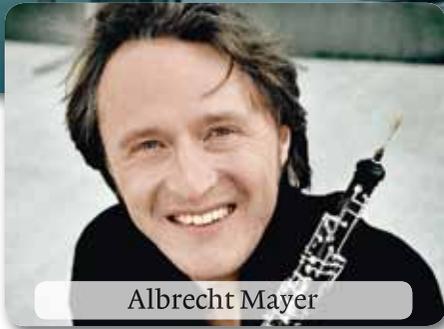
Wir werden nicht ruhen



www.ubs.com/sponsoring



Alpina Dolomites – Andrea Cazzaniga



Albrecht Mayer



Olga Scheps



Andreas Ottensamer

«Südtirol-Momente» mit Berliner Philharmonikern

Geniessen Sie vom 6. bis 14. Oktober 2012 traumhafte Musikferien im 5-Sterne-Wellnesshotel «Alpina Dolomites Health Lodge & Spa» auf der Seiser Alm in den Südtiroler Dolomiten.

Der Weltklasse-Oboist Albrecht Mayer und der erst 23-jährige Klarinetist Andreas Ottensamer zählen zu den Bläserstars der renommierten Berliner Philharmoniker. Gemeinsam mit dem Brahms-Ensemble Berlin laden sie ein zur exklusiven Musikferienwoche «Philharmonie auf der Alm» – mit Ensembles und Solisten der Berliner Philharmoniker.

Die Berliner Philharmoniker zählen zu den besten Sinfonieorchestern der Welt! Unter der Leitung ihres Chefdirigenten Sir Simon Rattle formieren sich 128 Instrumentalsolisten von Weltklasse zu einem einzigartigen Klangkörper. Weltweit genießen aber auch die Kammermusikensembles und Bläsolisten dieses Orchesters höchste Reputation. Ihre herausragende künstlerische Qualität regt viele namhafte Instrumental- und Vokalsolisten sowie auch Komponisten zur Zusammenarbeit an.

Mit der «Philharmonie auf der Alm» präsentiert Südtirol Momente nun das kammermusikalische und solistische Schaffen der Berliner Philharmoniker in exklusiven Musikferienwochen.

Den Auftakt machen vom 6. bis 14. Oktober 2012 das renommierte Brahms-Ensemble Berlin sowie Albrecht Mayer, der Solo-Oboist, und Andreas Ottensamer, der Solo-Klarinetist der Berliner Philharmoniker. Als Kammermusikpartnerinnen und Solistinnen nehmen zudem die international herausragenden Pianistinnen Olga Scheps und Evge-

nia Rubinova an den täglichen Kammerkonzerten teil. Die Konzerte finden auf der Seiser Alm in der Franziskuskirche statt, deren einzigartige Akustik sie zu einem Kammermusiksaal von Weltklasse macht, der 1850 Meter hoch gelegenen «Philharmonie auf der Alm».

Ihr exzellentes Feriendomizil haben Sie als Gast im Hotel «Alpina Dolomites Health Lodge & Spa» *****, das sich in fussläufiger Entfernung zur Franziskuskirche befindet. Seit seiner Eröffnung im Dezember 2010 hat sich das «Alpina Dolomites» zu einem der führenden Wellnesshotels Europas entwickelt. Es bietet Zimmer und Suiten von höchstem Komfort, einen Spa, der keine Wünsche offen lässt, ein reichhaltiges Medical-Wellness-Angebot und eine Küche von höchstem Niveau.

Erleben Sie eine wunderbare Woche voller Musik und genießen Sie die Ruhe der Seiser Alm!

Europas schönste und grösste Hochalm ist ein sonnenverwöhntes Wanderparadies inmitten des Naturparks «Unesco Weltnaturerbe Dolomiten». Ob Sie den Tag mit Ausruhen und Wellness, einer Wanderung oder einem Ausflug ins Tal, z. B. nach Bozen oder Meran, gestalten möchten, bleibt allein Ihnen überlassen. Am Abend jedoch erwarten Sie die Musiker der Berliner Philharmoniker zu einem musikalischen Gipfeltreffen von Weltklasse!

Weltwoche-Spezialangebot

PHILHARMONIE AUF DER ALM – mit Ensembles und Solisten der Berliner Philharmoniker

6.–14. Oktober 2012, Seiser Alm, Dolomiten
Hotel «Alpina Dolomites Health Lodge & Spa» *****

Teilnahmegebühren/Kosten Arrangement
(pro Person und Zimmer bei Doppelbelegung/
Preise Einzelbelegung auf Anfrage)

DZ Dialer Superior , ca. 50 m ² mit Balkon	
8 Tage: 6.–14.10.	€ 2060.– statt € 2200.–
4 Tage: 6.–10.10./10.–14.10.	€ 1040.– statt € 1110.–
DZ Saslong Exklusive , ca. 50 m ² mit Terrasse	
8 Tage: 6.–14.10.	€ 2260.– statt € 2400.–
4 Tage: 6.–10.10./10.–14.10.	€ 1140.– statt € 1210.–
Molignon Suite , ca. 75 m ² , mit Balkon	
8 Tage: 6.–14.10.	€ 2560.– statt € 2700.–
4 Tage: 6.–10.10./10.–14.10.	€ 1290.– statt € 1360.–

Leistungen
8 bzw. 4 Übernachtungen inkl. Halbpension mit 5- oder 6-Gang-Wahlmenüs, Benützung des Wellness- und Fitnessbereichs, der Tiefgarage und des gesamten Alpina- Wohlfühlangebots. Täglich Kammerkonzerte in der Franziskuskirche und ein Einführungsgespräch gemäss Tagesprogramm

Informationen & Reservationen:
SÜDTIROL MOMENTE, Oberbozen-Ritten
Telefon: +39 0471 345 308

E-Mail: info@suedtirol-momente.com
Web: www.suedtirol-momente.com

Bitte bei Bestellung das Stichwort «Weltwoche» angeben.

Sofern Sie ein einfacheres Quartier bevorzugen, fragen Sie nach unseren Konzert-Arrangements im 3-Sterne-«Hotel-Caro» auf der Seiser Alm.

Anders, als Sie denken.

Mehr Durchblick

Mehr Recherche

Mehr Vielfalt



Bestellen Sie jetzt ein Probe-Abonnement à 10 Ausgaben für nur Fr. 40.–.
Telefon: 043 444 57 01, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch,
oder unter www.weltwoche.ch/abo.

THE AUTOMATICS BY

CERTINA

swiss time maker 1888



DS ACTION Chrono Automatic

TAUCHERUHR 200 m
ISO 6425

Saphirglas
Edelstahl
Swiss Made

WWW.CERTINA.COM

Hans Erni

Das Titelblatt der vorliegenden Doppelnummer «Zur Lage der Nation» hat der Schweizer Künstler Hans Erni exklusiv für die *Weltwoche* gestaltet. Trotz seines biblischen Alters von 103 Jahren hat Ernīs Schaffenskraft kein bisschen nachgelassen: Täglich sitzt er an seinem Arbeitstisch in seinem grosszügigen Atelier in Meggen. Auch wenn seine Beine nicht mehr ganz mitmachen, sein Kopf und seine Hand arbeiten akribisch wie eh und je. Erni führt den Tuschestift noch immer äusserst präzise: Jeder seiner unverkennbaren Striche passt perfekt, bereits die Skizzen sehen aus wie ausgereifte Werke.

Als wir Erni wenige Wochen nach der ersten Besprechung im Atelier besuchten, hatte er be-

schon Gründe die Teilnahme an der Kunstbiennale in São Paulo. Auch sein Besuch am Friedenskongress im polnischen Breslau 1946 wurde ihm übelgenommen; dort hatte er Picasso kennengelernt, mit dem er sich später immer wieder austauschte. «Es ist tragisch, wenn man immer im Verdacht steht, man sei ein Spion, das war eine harte Zeit», sagt er. Und fügt an: «Diese zwanzig Jahre meines Lebens sind erledigt, vergessen.» Nach dem Einmarsch der Sowjets in Ungarn 1956 distanzierte er sich vom Kommunismus. 1989 entschuldigte sich Ruth Dreifuss im Namen des Bundesrates für die Ächtung, die Erni von der offiziellen Schweiz erfahren hatte.

Hans Erni ist konsequent seinen Weg gegangen, ungeachtet des politischen Widerstands und der Schmähungen durch die Kunstwelt,



Über hundert Jahre gelebte Schweizer Geschichte: Künstler und Titelbild-Gestalter Hans Erni.

reits über ein Dutzend Entwürfe für das Titelblatt angefertigt. Für ihn war klar: «Man muss den Globus und den Menschen zeigen.» Und das natürlich im Zusammenhang mit der Schweiz – dies war die einzige Vorgabe unseres Art Directors Tobias Schär. Bei einzelnen Skizzen waren Hände um die Weltkugel geschlungen, bei anderen stand der Globus zwischen zwei Gesichtern. «Mit unserer Demokratie haben wir ein Gewicht, das weltweit positiv spürbar ist», sagte er dazu. Dass am Schluss das Motiv mit dem tanzenden Paar zum Zug kam, gefällt Erni: «Da ist Bewegung drin, das ist schön.»

Hans Erni und die *Weltwoche* – hier verbindet sich der Geist des Unbequemen und des Nonkonformistischen. Als Kommunist wurde Erni lange als Landesverräter gebrandmarkt. Eine von ihm gestaltete und bereits gedruckte Banknotenserie wurde 1938 wieder eingestampft, Plakate von ihm wurden zensiert, 1951 untersagte ihm der Bundesrat aus politi-

die ihn bis heute als zu gefällig abtut. Dafür kann man ihn als Vorbild nicht hoch genug schätzen. All das hat ihn nie verbittert, im Gegenteil: Er freut sich darüber, wie die Schweiz und die Welt sich entwickelt haben: «Ich spüre heute Freiheiten, die ich lange nicht hatte, das ist wunderbar.» Seine gesamte Schaffenskraft stellt er in den Dienst einer «lebenswürdigen Gesellschaft», wie er sagt.

In Hans Erni, der immer an vielen Projekten gleichzeitig arbeitet (parallel zum *Weltwoche*-Titelblatt war er unter anderem mit einem Plakat für Coop-Bio-Produkte und einer Arbeit für ein Altersheim der Heilsarmee beschäftigt), stecken über hundert Jahre gelebte Schweizer Geschichte. Dass er zu dieser Sonderausgabe das Titelblatt beisteuert, ist für uns eine grosse Ehre.

Rico Bandle

Ein Hinweis an unsere geschätzte Leserschaft: Dieses Sonderheft ist eine Doppelnummer, die nächste Ausgabe erscheint am 9. August.



Grosse Erfahrung. Junge Bank. Starker Partner.

Entdecken Sie die neue Privatbank der Schweiz. www.notenstein.ch



NOTENSTEIN
PRIVATBANK

Euro-Brand

Vielleicht öffnen die Turbulenzen unserer Regierung die Augen.

Von Roger Köppel

Kurz bevor ich in die Ferien aufbreche, erreichen mich die jüngsten Krisenmeldungen aus Europa. Deutsche Ökonomen warnen vor einer Euro-Katastrophe mit unabsehbaren wirtschaftlichen Folgen. Die Zinsen auf spanischen und italienischen Staatsanleihen klettern bedrohlich. In Berlin zeigt sich Wirtschaftsminister Rösler «sehr skeptisch», ob die EU-Staaten Griechenland noch retten können. Die Aussage löst heftige Kritik unter deutschen Politikern aus. Offenbar darf man als Minister in einem Euro-Land nicht mehr öffentlich die Wahrheit sagen.

In Spanien demonstrieren Hunderttausende gegen die Sparauflagen. Ein indischer Autor des Think-Tanks «Re-Define» beschreibt die wirtschaftliche Lage der iberischen Halbinsel mit dem Bild des «spanischen Bocks». Damit ist ein mittelalterliches Folterinstrument gemeint, bei dem das Opfer auf einem messerscharfen Keil sitzt, die Beine mit Gewichten beschwert. Je schwerer die Lasten, desto eher wird der Körper des Opfers in der Mitte gespalten: «Die spanische Wirtschaft sitzt auf einem solchen Keil, heruntergezogen durch die Sparauflagen der Austeritätspolitik sowie die Arbeitslosenzahlen auf der einen und durch die noch unbekannteren Verluste der Banken wegen der Immobilienkrise auf der anderen Seite.» Am Dienstag forderte die US-Bank Goldman Sachs, die Europäische Zentralbank (EZB) müsse «radikale Schritte» unternehmen.

In den Sommerferien 1914 begann der Erste Weltkrieg. Die gekrönten Staatsoberhäupter waren auf ihren Luxusjachten, als sie die Nachricht grosser Truppenmobilisierungen erreichte. Auch die Weihnachtszeit ist ein Nährboden für Katastrophen. Wenn die Dinge verwickelt sind, können Zufälle die Lage zum Explodieren bringen. Spannungen lösen sich, Wunden brechen auf. Die Euro-Zone gleicht einem Schwerkranken, der von den Ärzten permanent behandelt wird. Fahren die Ärzte erschöpft in den Urlaub, wenn auch nur für ein paar Tage, können die Nebenwirkungen tödlich sein. Luxemburgs Finanzminister Luc Frieden: «In so schwierigen Zeiten wie jetzt muss man die Situation ununterbrochen beobachten und bereit sein, in jedem Moment zu reagieren.»

Die Regierungen werden alles unternehmen, um einen Zusammenbruch von Banken oder Staaten zu verhindern. Alle wichtigen Notenbanker dieser Welt haben den Horror der



Mittelalterliches Folterinstrument.

grossen Depression (1929–1933) studiert. Damals stürzten die mächtigsten Volkswirtschaften ab, weil die Verantwortlichen geldpolitisch auf die Bremse stiegen. Die Zinsen waren zu hoch, die Liquidität wurde knapp. Was als Börsencrash begann, frass sich via Banken auf die Realwirtschaft mit schlimmen politischen Folgen durch. Es kam zum Zweiten Weltkrieg. Daraus wurden Lehren gezogen. Die wichtigste: Unter keinen Umständen darf es zu einer Einschränkung der «monetären Bedingungen» kommen. Die Zentralbanken müssen alles daran setzen, den unkontrollierten Kollaps von Banken zu verhindern. Liquidität ist unbegrenzt bereitzustellen. Südeuropa steckt in einer Depression.

Die Schweiz erlebt das Euro-Beben aus surrealer Halbdistanz. Wir schauen verwundert über die Grenzen in die schwankende Währungsunion und fühlen uns sicher. Die Zuwanderung drängt ungebremst, sogar den Exportfirmen geht es trotz dem starken Franken gut. Ein durch tiefe Zinsen befeuerter Bauboom vermittelt die Illusion fortschreitenden Wohlstands. Ein Politiker sagte mir kürzlich, es gehe uns viel zu gut. Wir würden die Probleme noch nicht sehen wollen. Ausdruck der Vogel-Strauss-Mentalität seien die wirtschaftsfeindlichen Abstimmungsergebnisse der letzten Zeit: Absage an Steuersenkungen, Limitierung von überbaubarem Raum, keine Chance für längere Ladenöffnungszeiten. Die schwachen Verhandlungsergebnisse der Regierung an der Steuerfront passten ins Bild.

Zum 1. August sind motivierende Worte gefragt, keine Abgesänge. Man sagt einem Geburtstagskind nicht, seine besten Tage seien vorbei. Das Glück der Schweiz ist, dass sie trotz allen Fehlern und Irrtümern im Vergleich mit

den anderen noch immer besser dasteht. Der Vorteil der Schweiz lautet: Sie ist unabhängig. Sie ist nicht Teil der EU. Sie hat ihre eigene Währung. Sie befindet sich nicht in einem politischen Korsett, das ihr Handlungen aufzwingt, die nicht in ihrem Interesse sind. Wir sprechen nicht von Autarkie. Die Schweiz bleibt den Stürmen ausgesetzt. Aber sie kann selber entscheiden, wie sie den Stürmen begegnet. Dass sie dabei zu seltsamen Aktionen gezwungen sein kann (Franken-Untergrenze), ist unerfreulich. In verrückten Zeiten gibt es keine vernünftige Politik.

Die Erfahrung der letzten Monate zeigt: Die Schweiz muss alles daran setzen, ihre Unabhängigkeit gegenüber der EU zu wahren. Damit ist nicht Schadenfreude gemeint, keine Häme aus dem Alpenréduit. Die Schweiz hat kein Interesse, dass die EU untergeht. In dieser Ausgabe streicht es der Präsident der Schweizerischen Nationalbank (SNB), Thomas Jordan, deutlich heraus: «Die Schweiz lebt zu 50 Prozent vom Export, und der Export lebt zu zwei Dritteln von der EU.» Neue Märkte in China oder Südamerika böten Chancen, aber die EU bleibe der wichtigste Kunde. Die Schweiz leidet, wenn es Europa schlechtgeht.

Aber ebenso sehr ist klar: Die Schweiz darf sich nicht an ein sinkendes, oder sagen wir vorsichtig: an ein schlingerndes Schiff ketten. Die Vorstösse des Bundesrates, die Schweiz aus eigener Initiative in einen Mechanismus der erleichterten bis automatischen Übernahme von EU-Recht einzubinden, ist fahrlässig. Die Schweiz braucht keine «Dynamisierung» ihrer Beziehungen zu Europa. Wenn es der Bundesrat anders sieht, soll er dies den Leuten ausführlich erklären. Solange die EU keine klare Vision ihrer eigenen Gestalt entwickelt, ist allzu grosse Nähe gefährlich. Zu viel ist im Fluss. Automatische Rechtsübernahme bedeutet eine Teilfusion unterschiedlicher Systeme. Dieses Risiko darf die Schweiz nicht eingehen. Es ist unklug, in einer Krise Bewährtes aufzugeben, um sich auf Ungewisses einzulassen.

Machen wir uns nichts vor: Je enger sich die Schweiz an die EU anlehnt, desto lauter wird die Forderung nach einem Beitritt. Die neuen bundesrätlichen Vorschläge an Brüssel sollen mehr Einbindung ohne Mitsprache bringen. Die Schweiz würde gezwungen, EU-Gesetze zu übernehmen, zu denen sie nichts zu sagen hat. Das ist Unsinn und gibt all jenen Stimmen Auftrieb, die nach der Einbindung gleich den richtigen Beitritt fordern mit dem Argument, nur so könne die Schweiz in Zukunft mitbestimmen. Was der Bundesrat als Sicherung der Unabhängigkeit verkauft, läuft auf deren Preisgabe hinaus.

Die Turbulenzen in der Euro-Zone bereiten keine Freude. Aber vielleicht öffnen sie dem Bundesrat die Augen. Man bezieht kein Haus, das in Flammen steht.



Neue Chancen: Michelle Hunziker. Seite 74



Meine Schweiz: der junge Adolf Muschg. Seite 54



Lust an der Provokation: Boris Johnson. Seite 26



Glück im Park: Tina Tomovic. Seite 48

Kommentare, Analysen & Hintergrund

- 5 **Editorial**
- 8 **Kommentar** Junge Attentäter: Was können Eltern tun?
- 8 **Im Auge** Farhad Vladi, Traumverkäufer
- 10 **Medien** Klüngel von Bund und Staatsmedien
- 10 **Umwelt** Die Meere sind widerstandsfähiger als erwartet
- 11 **Personenkontrolle** Kappeler, Hollenstein, Gartenmann, Müller, Strässle, Hilber
- 11 **Nachruf** Henry Hill, Gangster
- 12 **Die Steuerabkommen taugen nicht**
Die Verträge sind schludrig konzipiert und voller Nachteile
- 14 **Die Deutschen** Auf dem Weg in eine neue DDR
- 14 **Wirtschaft** Lichter löschen, Läden schliessen
- 15 **Ausland** Cameron hofft auf olympisches Feuer
- 16 **Mörgeli** Nichtwählen und Grindumdrehen
- 16 **Bodenmann** Hohe Zölle, hohe Preise
- 17 **Medien** Wachsende Durchlässigkeit bei den Redaktionen
- 17 **Kostenkontrolle** 600 000 Franken für Kunst-Sauglattismus
- 18 **Leserbriefe** / Darf man das?
- 20 **Verrat für Amerika**
Der Bundesrat lässt 10 000 Bankangestellte im Regen stehen
- 22 **«Waffen, Waffen, Waffen!»**
Der Widerstand gegen das Assad-Regime nimmt zu
- 24 **Von einer Kamarilla umgeben**
Rumänien ist in Aufruhr. Was geht vor sich?

26 «König der Welt»

Aufstieg von Londons Bürgermeister Boris Johnson

Sonderheft: Zur Lage der Nation

28 Inhalt Die Themen der Sondernummer

30 «Mehr als Schokolade und Schnee»

Was ist Heimat? Umfrage bei bekannten Schweizern

36 Reich, feige, träg, entzweit

Druck von aussen bestimmt das Handeln in der Schweiz

40 Good News Bankgeheimnis, FDP, Federer etc.

41 Bad News EU, Hildebrand, FC Basel etc.

48 Erde gut, alles gut

Schweizerinnen zeigen, wo sie sich am liebsten aufhalten

54 Die verlorene Geschichte

Adolf Muschg: Meine Schweiz in fünf Kapiteln

60 Die Schweiz in Zahlen

Statistiken bestätigen längst nicht jedes Klischee

66 Aufstieg Das Land funktioniert

67 Abstieg Zeit der Krisen

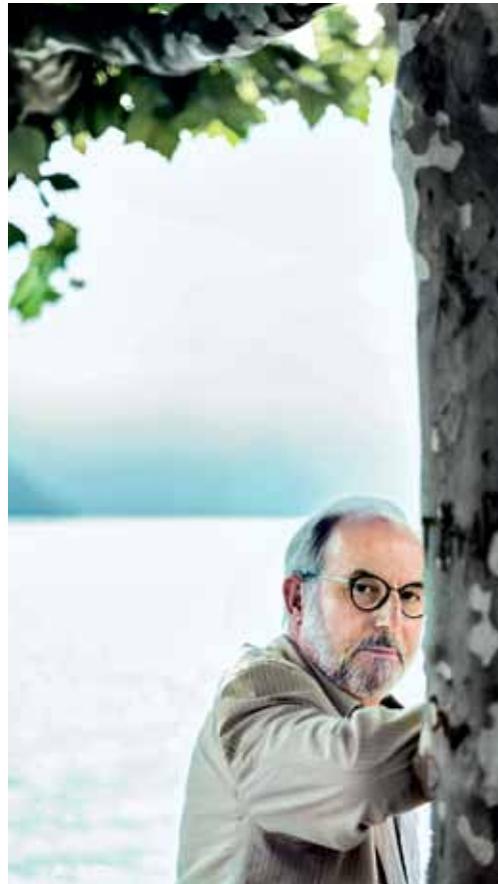
68 Treuhänder der Zivilisation

Thomas Jordan, neuer SNB-Präsident in stürmischen Zeiten

74 Zierde der Nation

Michelle Hunziker bietet mehr als gute Figur und gute Laune

77 MvH Mein blinder Flecken



«Zu viel Mythos»: Historiker Maissen. Seite 42

«Was für eine Kraft»: Autor Hürlimann. Seite 96

Sonderheft: Interviews

42 «Bleibt die Schweiz? Vielleicht nicht»

Der Historiker Thomas Maissen warnt vor einer Überhöhung des Sonderfalls

96 «In der Asche ist noch Glut»

Der Schriftsteller Thomas Hürlimann über Europa und den Geist des Widerstands

Sonderheft: Zur Lage der Nation

78 «Zur Verherrlichung des Höchsten»

Die Sternstunden der Schweiz – von Winkelried bis Roger Federer

82 Unsere Hoffnungsträger

Junge Politik-Talente, die in der Zukunft das Sagen haben werden

84 Der Uhrenkönig der Bahnhofstrasse

René Beyer verkauft die berühmtesten Uhren der Welt

88 Die Subversiven

Konrad Hummler, Tito Tettamanti, Daniel Model: die modernen Rebellen

90 Wirtschaftswunder in der Löwenstadt

Die Schweiz war Vorbild für Singapur – heute ist der Stadtstaat ganz oben

94 Grandios durchgeknallt

Die Moderatorin Gülsha Adilji ist das Aushängeschild des Jugendsenders Joiz

100 Helden der Helden

Sechs mutige Schweizerinnen und Schweizer sagen, wer ihre Tellen von heute sind

102 Duft des endlosen Sommers

Drei Monate auf einer entlegenen Alp: Eine Liebesgeschichte aus dem Prättigau

106 Humor Die liebsten Schweiz-Witze von Komikern und Kabarettisten

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 225.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (Leitung Inland)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (Leitung Kultur), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehrig,

Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Beatrice Schlag (Los Angeles),

Florian Schwab, Lucien Scherrer

Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscunico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Pia Reinacher, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (New York),

Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (Leitung),

Verena Tempelmann, Pearlie Frisch (Assistentin)

Layout: Tobias Schär (Leitung),

Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (Leitung), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (Leitung),

Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

Geschäftsführer: Sandro Rügger

Marketing: Guido Bertuzzi (Leitung)

Anzeigenverkauf: Jean-Claude Plüss (Leitung),

Christine Lesnik (Leitung Stil-Ausgaben),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Stailamedia

Tarife und Buchungen: Tel. 044 500 13 50,

info@stailamedia.com

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Dieselstrasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Maske des Bösen

Von Allan Guggenbühl — Ein junger Mann aus bestem Haus tötet in Amerika zwölf Menschen. Was können Eltern tun, damit ihr Kind nicht zu einem Gewalttäter wird? Können sie überhaupt etwas tun?



Anpassungssyndrom: James Holmes vor Gericht.

Die Tat von James Holmes, der in einem amerikanischen Kino zwölf Menschen ermordet und Dutzende verletzt hat, ist für uns nicht nachvollziehbar. Über die Hintergründe und Motive können wir nur spekulieren. Die Vorgeschichte des 24-Jährigen irritiert zutiefst: Wie ist ein junger, scheinbar anständiger Mann aus bestem Hause zu einer solchen Wahnsinnstat fähig? Lieber hätten wir einen Attentäter, der dem Klischee des Bösewichts entspricht: gewalttätige Vergangenheit, schwierige soziale Verhältnisse, finsterner Blick. Holmes kann dies nicht bieten. Seine Professoren lobten ihn, zu seinen Kommilitonen war er freundlich, und sein Studium war erfolgversprechend. Die bekannten Alarmzeichen fehlen, es gab keine radikale Ideologie, kein Einzelgängertum und keine Internetbotschaften. Holmes war ein netter, angepasster Student – während er seine Tat minutiös vorbereitete.

Attentate verlangen nach Erklärungen. Bei Anders Breivik entdeckte man eine rechtsextreme Gesinnung und paranoide Schizophrenie, bei anderen Amokläufern soziale Isolation und Vorliebe für Waffen. Nachvollziehbare Gründe sind wichtig, weil wir damit die Tat aus unserem Selbstverständnis verbannen können. Wir entlasten uns und glauben, potenzielle Täter erkennen zu können. Wenn jedoch angepasste, freundliche Menschen zu solchen

Morden fähig sind, dann hilft uns unser Präventionsrepertoire nicht weiter. Müssen wir auch bei netten Menschen befürchten, dass sie sich in Monster verwandeln können? Die Tat von Aurora auf den Einfluss des Filmes zurückzuführen, überzeugt nicht, weil sich junge Männer weltweit hunderte derartige Filme ansehen und deswegen nicht zur Waffe greifen. Gewaltfilme können jedoch bei entsprechender Neigung als Vorbild dienen, wie es bei Holmes offenbar mit der Figur von Bane geschah, dem Bösewicht aus dem Batman-Film.

Die Tat konfrontiert uns mit der unangenehmen Tatsache, dass Wohlverhalten keine Garantien gibt. Viele Nazi-Schergen hatten ausgezeichnete Manieren, und auch Stalin machte einen gemütlichen Eindruck auf seine Mitmenschen. Aggressive Fantasien können sich hinter einem netten Lächeln verstecken. Intelligente Personen können ihr Umfeld problemlos täuschen. Eine hohe Sozialkompetenz ermöglicht, sich nach den Erwartungen der Mitmenschen zu richten, soziale Codes zu übernehmen und einfühlsam zu wirken. Dieses Anpassungssyndrom verbreitet sich eher in Gesellschaften, in denen Heuchelei eine akzeptierte Norm ist und in der kaum Zeit bleibt, sich tiefer mit den Mitmenschen auseinanderzusetzen. Es besteht die Gefahr, dass es zu einer Diskrepanz zwischen der sozialen Rolle und den Gedanken und Fantasien kommt, die eventuell in der Tiefe der Seele schlummern.

Kinder merken schon früh, dass man Eltern und Lehrpersonen mit einem Lächeln und dem richtigen Wort manipulieren kann. Je mehr unangebrachte Fantasien und Gedanken verboten sind, desto mehr wird eine Maske aufgesetzt. Es braucht darum Menschen, die sich wirklich mit den Kindern auseinandersetzen, ihre Worte hinterfragen und Konflikte durchstehen; die bereit sind, zum Kern ihrer Seele vorzudringen und das Unheimliche als seelische Realität anzuerkennen. Kinder müssen auch für die Schattenseiten des Menschen sensibilisiert werden. Das Böse lässt sich nicht wegerziehen. Mit dieser psychologischen Realität müssen wir Kinder konfrontieren – mit Hilfe von Geschichten und vertieften persönlichen Auseinandersetzungen. Der Mensch ist ein problematisches Wesen. Darum hilft es, wenn man ein gesundes Misstrauen sich selber und anderen gegenüber entwickelt.

Allan Guggenbühl ist Jugendpsychologe am Institut für Konfliktmanagement Zürich (IKM).

Allein auf der Insel



Farhad Vladi, Traumverkäufer.

Es gibt diese ach so sinnlose Frage: Welches Buch, welche Musik, allenfalls welche Frau, welchen Mann würden Sie mitnehmen auf eine einsame Insel? Obschon jeder, der die Abenteuer des Robinson Crusoe gelesen hat, davor gewarnt sein müsste, wie gefährlich unromantisch das Leben während 28 Jahren Einsamkeit verrinnt, selbst wenn das Schicksal den Schiffbrüchigen Freitag als Diener an den Strand spült.

Im Gewusel von Ibiza, Mallorca oder der Blumeninsel Mainau träumen Legionen von Urlaubsgestressten den Traum von der Stille, vielleicht nur der Nachtruhe, vom Bad in unbeobachteter Zone, vom abgeschotteten Liebesnest, vom freien Atmen. Wie einst Marlon Brando auf seiner Südseeinsel Tetiaora lebte.

Farhad Vladi kann ihnen helfen: Er verkauft und vermittelt Privatinseln, rund 30 dieser raren Exemplare pro Jahr, 400 hat er insgesamt im Portefeuille. Vom Atoll in Polynesien bis zum erschlossenen Komfort-Eiland mit Flugpiste in der Karibik. Vladi, heute 67, wuchs in Hamburg auf und war schon als Junge von den Halligen in der Nordsee fasziniert, studierte Ökonomie und entdeckte die Marktlücke, als er vor vierzig Jahren als Banker seine erste Insel an den Mann brachte, Cousine Island auf den Seychellen. Er lebt mit seiner Familie auf einer Insel vor Halifax in Kanada und hat mittlerweile ein Büro in Shanghai für allein sein wollende Chinesen.

Aus dem Helikopter filmt und fotografiert er selber seine Traumobjekte, die dann plötzlich als Geldhaufen aus dem Wasser wachsen. 32 Millionen Dollar warf der Luxusunternehmer Bernard Arnault auf für ein kleines Sprengsel der Bahamas. Der Oracle-Gründer Larry Ellison bezahlte noch viel mehr für die Hawaii-Insel Lanai, die er, schrecklicher Gedanke, für 60 000 Touristen erschliessen will. Der Zauberer David Copperfield verschwindet am liebsten nach Musha Cay, seinem vom Meer umspülten, vor Paparazzi sicheren Refugium.

Von der für ihn schönsten Binneninsel, sagt Vladi, kann er selbst nur träumen. Er meint Schloss Mauensee im Luzernischen, unverkäuflich. Einst gehörte es Karl von Schumacher, der dort die *Weltwoche* erfand. Peter Hartmann

Radio Simonetta

Von Urs Paul Engeler — Der Klüngel von Bund und Staatsmedien wächst weiter an.

Wie die NZZ vermeldet, lässt Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) weiterbilden. Sie verordnet ihren Beamten den effektvollen Einsatz der Sprache. Sie sollen, so die Vorgabe, am Ende des Kurses am Luzerner Medienausbildungszentrum (MAZ) die Politik ihrer Chefin so formulieren können, wie sie medial am besten wirkt und ankommt. Kostenpunkt: 2800 Franken pro Dutzend.

Hätte sie zu diesem Zweck ihren Mann engagiert, den begnadeten Autor Lukas Hartmann, wäre dies Berner Alltagsfilz. Da sie aber via MAZ Nachrichtenredaktor Thomas Kropf von Radio DRS mit der Formung ihrer Leute beauftragt hat, erhält die kleine Sommergeschichte eine bedenklichere Dimension. Anstössig ist nicht der Zustupf, den der gebührenfinanzierte Journalist aus der Bundeskasse erhält. Anrühlich ist die fortschreitende Symbiose zwischen Staatsradio und hoher Politik sowie Verwaltung.

Sommaruga hat für ihre PR-Offensive den idealen Gehilfen ausgewählt. Kropf ist nicht nur ein für die Auswahl und die Gestaltung der Nachrichten verantwortlicher Redaktor, der Behördeninteressen vertritt, sondern zeichnet überdies «zuständig für die journalistische Grundausbildung bei Radio DRS». Als Akteur auf beiden Seiten des Mikrofons kann er seinen DRS-Leuten gleich auch beibringen, die Fragen so zu stellen, dass die Botschaften Sommarugas und ihrer geschulten Leute via Staatsradio medial optimal zur Geltung kommen.

Der doppelte Journalismus, wie Kropf ihn gewinnbringend pflegt, gehört allerdings bereits zum System. Das MAZ leitet in seinen Kursen den Nachwuchs zu kritischem Fragen an; im Nebenraum geben zum Teil die gleichen Dozenten Wirtschaftsleuten und Politikern Tipps, wie sie kritische Fragesteller am besten ins Leere laufen lassen. TV-Interviews mit Magistraten und Managern sind längst nichts anderes als Darbietungen nach intensiven Proben. Der Staatssender übt die vorge-spielt harte Befragung in «Medien-Trainings» zum «souveränen Auftritt» mit seinen «Vollblutjournalisten» gleich selbst ein, entweder in den Leutschenbach-Studios oder, etwas heimlicher, in den Parteizentralen und Firmen. Denn Zuschauer und Zuhörer sollen vom Theater hinter den Kulissen nichts mitbekommen. «Diskretion sichergestellt», verspricht das Konzept des Schweizer Fernsehens.

Ausbleibendes Korallensterben

Von Alex Reichmuth — Übersäuerung und Erwärmung der Ozeane bedrohen die Korallenriffe. Wirklich? Forschungen zeigen, dass diese Meeresorganismen weit widerstandsfähiger sind als angenommen.

In der Titelgeschichte der *Weltwoche* von letzter Woche zeichnete James Hamilton-Paterson ein düsteres Bild vom Zustand der Weltmeere. Der Autor warnte vor Überfischung, mechanischer Zerstörung und Verschmutzung der Ozeane. Er schrieb weiter, Meerestiere, die Skelette und Schalen auf Basis von Kalziumkarbonat bilden (wie Korallen, Hummer, Muscheln oder Seeigel), seien durch eine zunehmende Übersäuerung des Meerwassers bedroht: «Möglicherweise werden Korallen auf diesem Planeten bis zum Ende des Jahrhunderts ausgestorben sein.»

Es gehört zu den verbreitetsten Ängsten, die mit dem Klimawandel einhergehen, dass die Weltmeere wegen des höheren CO₂-Gehalts der Atmosphäre zunehmend versauern (infolge Kohlensäure-Eintrag) und dies kalkbildenden Organismen zum Verhängnis wird. Auch wird befürchtet, dass steigende Wassertemperaturen Korallen vermehrt absterben lassen. Allerdings: Neue Forschungsergebnisse bestätigen solche Befürchtungen keinesfalls.

In diesem Frühling publizierten australische Forscher die Resultate einer grossangelegten Studie zum Zustand des Great Barrier Reef (GBR) vor der Küste Australiens, das angeblich besonders bedroht sein soll. Die Wissenschaftler hatten 35 000 Korallenkolonien von 33 Teilriffen einbezogen. Sie kamen zum



Zusätzlicher Lebensraum: Riff im Südpazifik.

Schluss, dass veränderte Umweltbedingungen zwar einigen Korallenarten zusetzen, anderen Arten aber neue Chancen bieten. Der Klimawandel dürfte insgesamt zwar zu Veränderungen des GBR führen, nicht aber zu dessen Verlust. Bereits letztes Jahr hatte eine ebenfalls australische Studie gezeigt, dass die Bedeckung des GBR mit Korallen seit 1995 nicht zurückgegangen ist.

Gar eine positive Entwicklung von Korallen zeigte im letzten Winter eine andere Untersuchung zum Zustand australischer Riffe. Die Proben an 27 Riffen zeigten, dass das Korallenwachstum in den letzten 110 Jahren zugenommen hat. Insbesondere in südlicheren, kälteren Gebieten, wo sich das Wasser am stärksten erwärmt hat, wachsen die Korallen besser als früher. Zu einem ähnlichen Schluss kam eine Studie vor den Küsten Japans: Dank steigenden Wassertemperaturen konnten sich die Korallen in den letzten 80 Jahren zusätzlichen Lebensraum erobern und haben sich mit einer Geschwindigkeit von 14 Kilometern pro Jahr nordwärts ausgebreitet.

Muschelwachstum trotz saurem Wasser

Der durchschnittliche pH-Wert der Ozeane hat seit Beginn der Industrialisierung von 8,2 auf 8,1 abgenommen. Die Ozeane sind also etwas saurer geworden. Falls die Prognosen stimmen, könnte der pH-Wert bis Ende Jahrhundert bis 7,8 sinken. Allerdings gibt es grosse regionale Unterschiede. Weite Teile der Westküste Mittel- und Südamerikas weisen schon heute einen pH-Wert von 7,8 oder tiefer aus, ohne dass negative Folgen für kalkbildende Meeresbewohner bekannt sind. Eine 2009 publizierte Studie zeigt, dass es an einem Unterwasser-Vulkan im Pazifik üppige Muschelkulturen gibt, obwohl Gase aus dem Erdinnern für extrem saures Wasser sorgen.

Eine mögliche Erklärung, warum es Korallen und ähnlichen Tieren trotz saurerem Wasser gutgeht, liefert eine kürzlich von australischen und französischen Forschern veröffentlichte Studie. Gemäss dieser haben gewisse Meeresorganismen einen internen Schutzmechanismus, der sie mit saureren Verhältnissen umgehen lässt. Die meisten Korallenarten scheinen zu diesen zu gehören.

Die wissenschaftlichen Resultate zeigen: Warnungen, das Handeln des Menschen führe zu einer Katastrophe, sind zwar weit verbreitet und populär. Die Realität hält sich aber selten an die Untergangsprognosen.

Personenkontrolle

Kappeler, Hollenstein, Gartenmann, Müller, Strässle, Hilber

Wenn Matthias Kappeler, Geschäftsführer der Isopublic AG, eine Umfrage macht, dann ist das Gegenteil oft wahrer als das Resultat, das er verkündet. Ganz aktuell will er glauben machen, dass nur 21,1 Prozent der Bürger das umstrittene Steuerabkommen mit Deutschland ablehnen werden. Zur Stützung des Gedächtnisses: Anfang 2011, kurz vor der Abstimmung über die links-grüne Entwaffnungs-Initiative, rechnete Kappeler vor, das Begehren werde klar angenommen, und zwar mit rund 12 Prozentpunkten Vorsprung. An den Urnen wurden dann 55,7 Prozent Nein (und nur 44,3 Prozent Ja) gezählt. Ebenso krass fiel 2011 der



Grosser Vorsprung: CVP-Politiker Hollenstein.

sondage-Flop vor den Zürcher Regierungswahlen aus: Isopublic führte Hans Hollenstein (CVP) mit grossem Vorsprung (52 Prozent) auf dem ersten Rang aller Kandidaten. Hollenstein wurde abgewählt. Neben der Wirklichkeit liegt Kappeler auch, wenn er seine «Mission» definiert. Ziel sei es, «in der öffentlichen Diskussion, im demokratischen Willensbildungsprozess mit seriösen Daten sachlichen Input zu liefern». (*upe*)

Die Einzigen, die Umfragen noch für bare Münze nehmen, sind junge Journalisten. So wurde Werner Gartenmann, Geschäftsführer der Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (Auns), von Politredaktoren (insbesondere von der mit FDP-Präsident Philipp Müller eng verbundenen *Aargauer Zeitung*) per Telefon förmlich bearbeitet und gedrängt, das Referendum gegen die Steuerabkommen jetzt doch abzublasen. Gartenmann kann jedoch keinen negativen Effekt feststellen und meldet sichtlich zufrieden, dass er «nach dem schwierigen Monat Juli bereits gut einen Drittel der Unterschriften im Kasten» habe. Nicht nur das Referendum werde zustande kommen, auch der Sukkurs wachse weiter. So hätten diverse Privatbanken signalisiert, dass sie diesen Kampf unterstützen werden. (*upe*)



Eng verbunden: FDP-Präsident Müller.

Staatsangestellten, die über Misstände nicht schweigen wollen, ergeht es hierzulande schlecht. Dies musste auch Adrian Strässle erfahren, der die *Weltwoche* im letzten Jahr über die Zustände im St. Galler Migrationsamt informierte.

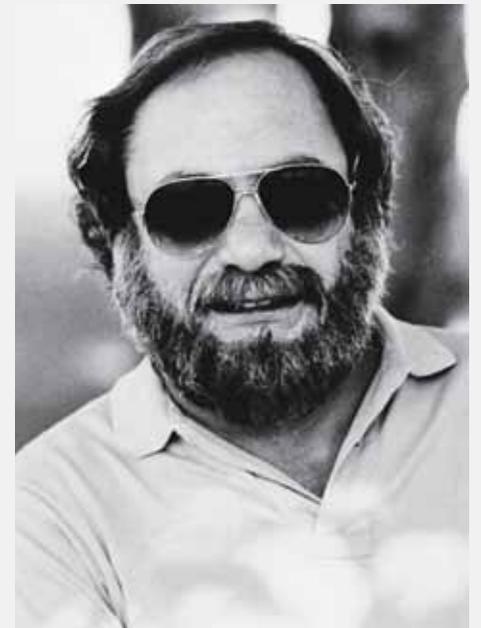
Während der Fall für die Verantwortlichen keinerlei Konsequenzen hatte, wurde der ehemalige Beamte wegen Amtsgeheimnisverletzung zu einer hohen Busse verurteilt. Er sei «ohne Not» an die Presse gelangt und hätte sich «zuerst an politische Instanzen» wenden müssen, begründete die Staatsanwaltschaft. Strässle konnte darüber nur den Kopf schütteln: «An wen hätte ich mich mit meiner Kritik an der Chefin denn wenden sollen? An den lieben Gott?» Immerhin schien Einsicht auch bei der St. Galler Regierung zu reifen. Anfang Jahr versprach sie die Schaffung einer Whistleblowing-Meldestelle, als «landesweit erster Kanton», wie das *St. Galler Tagblatt* nicht ohne Stolz meldete.

Inzwischen ist klar, wie ernst es der Regierung damit ist. Als erste Leiterin der neuen Meldestelle hat sie Kathrin Hilber (SP) eingesetzt, die seit Ende Mai eine neue Beschäftigung sucht. «Nach sechzehn Jahren in der Regierung kenne ich die Verwaltung sehr gut und bin daher geeignet für diese Aufgabe», sagt Hilber. Damit hat die St. Galler Regierung gleichsam den Bock zum Gärtner gemacht: Als sich vor drei Jahren Mitarbeiter des Konkursamts über sexuelle Belästigung durch ihren Chef beschwerten, wurden sie von der zuständigen Regierungsrätin Hilber nicht geschützt, sondern freigestellt und entlassen. Hilbers Whistleblower wurden nicht einmal angehört. Das Bundesgericht sprach von einer «Farce» und erklärte die Entlassung für ungültig. (*cal*)



Bock zum Gärtner gemacht: SP-Frau Hilber.

Nachruf



«Besser als die Citibank»: Gangster Hill.

Henry Hill (1943–2012) — Schon als Kind hatte er nur ein Ziel: Gangster werden. Er wurde einer der berühmtesten der Welt, verewigt durch den Mafiafilm «Good Fellas» von Martin Scorsese. Aufgewachsen in Brooklyn, New York, arbeitete Hill nach der Schule als Laufbursche für die Mafia. Später verschob er gestohlene Autos und ganze Lastwagenladungen. 1967 überfiel Hill mit seinen Kumpanen das Air-France-Terminal am JFK-Airport – mit einer Beute von 420 000 Dollar damals einer der grössten Raubzüge der Geschichte. 1978 erleichterten sie die Lufthansa sogar um 5,8 Millionen Dollar. «Wann immer wir Geld brauchten, raubten wir den Flughafen aus», sagt Hill in «Good Fellas». «Für uns war das besser als die Citibank.»

1980 landete er im Gefängnis – und packte aus. Als Kronzeuge brachte er Dutzende Mafiosi hinter Gitter. «Hill wusste alles», sagte sein Biograf Nicholas Pileggi. «Er wusste buchstäblich, in welchem Keller die Leichen versteckt waren.» Die Belohnung für den Verrat war ein Platz im Zeugenschutzprogramm des FBI, doch mit dem Leben als Durchschnittsamerikaner kam der geborene Gangster nie zurecht. «Früher hatte ich Säcke voller Juwelen in meiner Küche und eine Büchse voller Kokain neben meinem Bett», sagt Hill in «Good Fellas». «Heute bin ich ein Nobody. Ich bestelle Spaghetti marinara und bekomme Eiernudeln mit Ketchup.» Hill delinquierte weiter, kam hinter Gitter, verkaufte seine Geschichte, wurde berühmt, aber auch drogen- und alkoholabhängig. Henry Hill starb kürzlich 69-jährig an einer Herzattacke. *Andreas Kunz*

Die Steuerabkommen taugen nicht

Von Hans Geiger — Die drei Steuerabkommen sind schludrig konzipiert und schlecht verhandelt. Für die ausländischen Kunden sind sie unattraktiv, für die Schweiz auch. Zudem sind sie ein Fremdkörper im internationalen Steuerrecht.



Bundesrätliche Nebelpetarde: Bankenplatz im Visier der ausländischen Steuerbehörden.

Der neuerliche Kauf von Daten-CDs durch das deutsche Bundesland Nordrhein-Westfalen hat Bundespräsidentin Eveline Widmer-Schlumpf und ihre Entourage zu interessanten Wortspielchen verleitet. Die Bundesrätin sagt, «dass der aktive Erwerb von gestohlenen Bankdaten nicht mehr zulässig» sei.

Ihr Staatssekretär Michael Ambühl sagt: «Ein Kauf ist immer aktiv.» Warum spricht die Bundesrätin vom «aktiven Erwerb», wenn es gemäss ihrem Staatssekretär gar keinen anderen Erwerb oder Kauf gibt?

Es stellt sich heraus, dass der sinnlose Ausdruck vom aktiven Erwerb im Abkommen gar nicht vorkommt. Dort steht, «dass sich die deutschen Finanzbehörden nicht aktiv um den Erwerb von [...] entwendeten Kundendaten bemühen werden». Kein Wort davon, dass Deutschland keine Daten mehr kaufen werde. Ist da etwas schiefgegangen? Gibt es etwa

Missverständnisse? Nein, das war Absicht. Ohne die gewollte Mehrdeutigkeit wäre das Abkommen nicht unterschrieben worden. Das Ganze ist eine bundesrätliche Nebelpetarde zur Täuschung des Parlaments und der Bürger. Und es ist nicht die einzige.

1300 Verletzungen des Bankgeheimnisses

Der Bundesrat präsentiert die drei Abkommen als wesentliche Bestandteile seiner «Weissgeldstrategie». Sie seien eine Alternative zum automatischen Informationsaustausch von Bankdaten mit ausländischen Behörden und schützten das Bankgeheimnis. Das ist eine sonderbare Interpretation. Deutschland und Grossbritannien verzichten nicht auf den automatischen Informationsaustausch, und die anderen EU-Länder schon gar nicht. Der automatische Informationsaustausch bleibt EU-Norm und Ziel.

Im Vertrag mit Deutschland steht nur, dass sich die Vertragsparteien einig sind, «dass die [...] vereinbarte Zusammenarbeit in ihrer Wirkung dem automatischen Informationsaustausch im Bereich der Kapitaleinkünfte dauerhaft gleichkommt». Dieser Satz tut niemandem weh.

Richtig weh tut aber deutschen Kunden, dass das Abkommen den deutschen Behörden das Recht gibt, in den nächsten zwei Jahren bis zu 1300 Direktauskünfte über deutsche Steuerpflichtige in der Schweiz einzuholen. Dass Fischzüge «ins Blaue» nicht erlaubt sind, ist kein Hindernis: Deutschland besitzt und kauft nach wie vor zuhauf gestohlene Kundendaten, aufgrund deren es gezielt Direktauskünfte verlangen kann. Diese Direktauskünfte dienen angeblich der «Sicherung des Abkommenszwecks». Damit sind 1300 Verletzungen des Bankgeheimnisses durch das Abkommen

legitimiert. Zu guter Letzt müssen die Banken zustimmen, dass sich die deutsche Bankenaufsicht an Prüfungshandlungen der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (Finma) vor Ort beteiligen kann. Deutsche Aufseher werden Schweizer Banken inspizieren. Das ist eine der Schweiz unwürdige Form des «Informationsaustauschs».

Ein pikantes Detail zum automatischen Informationsaustausch findet sich versteckt in den Schlussbestimmungen des Vertrags unter dem Titel «Reziproke Massnahmen der Bundesrepublik Deutschland». Das Abkommen mit Deutschland (und auch mit Grossbritannien) eröffnet den Schweizer Behörden den direkten Informationsaustausch zu Schweizer Steuerpflichtigen mit Bankverbindungen in diesen Ländern. So kann die Schweiz den verhassten automatischen Informationsaustausch zu Schweizern durch ein Hintertürchen einführen. Schweizer, hütet euch im Bernerhof, dem Sitz des Finanzdepartements!

Die Abkommen verfolgen angeblich zwei Ziele: einerseits die Vergangenheitsbewältigung von Steuerhinterziehung, andererseits die steuerliche Gestaltung der Zukunft.

Beide Ziele liessen sich für die ausländischen Kunden ohne die Abgeltungssteuer günstiger erreichen. Die steuersündigen Kunden könnten sich selbst anzeigen, oder sie könnten ihre Vermögen in andere Länder verschieben. Sie würden das eine oder das andere tun. Die Selbstanzeige kostete die Kunden sowohl bei der Bereinigung der Vergangenheit wie auch für die Zukunft weit weniger als die Inanspruchnahme des Abkommens. Und zudem ermöglichte die Selbstanzeige den Kunden in Zukunft einen ordentlichen Erbgang.

Beim Vorgehen gemäss dem Abkommen mit Deutschland wird im Erbfall die Hälfte des Vermögens konfisziert, weit jenseits gängiger deutscher Erbschaftssteuersätze. Ob die erbrechtliche Frage bei Vorliegen von «abgegotenem Schwarzgeld» überhaupt lösbar ist, scheint niemanden wirklich zu kümmern.

Ist es möglich, dass es bei den Abkommen um etwas ganz anderes geht? Etwa um einen Persilschein für die Banken und Banker? In Artikel 17 des Abkommens mit Deutschland steht: «Beteiligte an einer Steuerstraftat oder einer Steuerordnungswidrigkeit, die vor Unterzeichnung dieses Abkommens von einer betroffenen Person [...] begangen wurde, werden nicht verfolgt.»

Im Widerspruch zum Steuerrecht

Warum sollte ein Kunde die Abgeltungssteuer überhaupt beanspruchen? Die offizielle Antwort lautet, weil damit das Bankgeheimnis gewahrt sei und weil damit der automatische Informationsaustausch verhindert werden könne. Beide Behauptungen sind für die ausländischen Kunden unglaubwürdig. Sie wurden in den letzten Jahren von der Schweiz re-

gelmässig verraten. Es gibt aber auch ehrliche ausländische Kunden, die ihre Steuerpflichten immer erfüllt haben. Deutsche steuererhrliche Kunden werden durch das Abkommen gezwungen, den eigenen Steuerbehörden Informationen zu ihrer Vermögenslage zu liefern, welche sie nach deutschem Steuerrecht gar nicht offenlegen müssen. Eine Bankverbindung in der Schweiz wird so auch für steuererhrliche Deutsche zu einem Ärgernis.

Die drei Abkommen stehen als Anomalie im krassen Widerspruch zum schweizerischen und zum internationalen Steuerrecht. Steuern auf bewegliches Vermögen sind grundsätzlich am Domizil des Steuerpflichtigen geschuldet und zu bezahlen. Auf jeden Fall treibt heute kein Land so für andere Regierungen Steuern ein. Die Abgeltungssteuer widerspricht den akzeptierten internationalen Grundsätzen. Wie kann ein kleines Land drei widersprüchliche Abkommen in einer Welt von 200 Ländern als zukunftsträchtiges Modell betrachten? Dass die Schweiz Kunden verschiedener Län-

Wenn das Abgeltungssystem eine gute Sache wäre, würde es die Schweiz im Inland einführen.

der nach verschiedenen Grundsätzen behandeln will, führt zu Chaos und Rechtsunsicherheiten. Zudem stehen die drei Abkommen im Konflikt mit dem Zinsbesteuerungsabkommen der Schweiz mit der EG vom 26. Oktober 2004. Die Beilegung dieses Konfliktes bezahlen die betroffenen ausländischen Kunden mit weit überhöhten Steuersätzen auf Zinserträgen.

Im Übrigen diskriminieren die Abkommen die Schweizer Steuerpflichtigen rechtlich, denn sie eröffnen den ausländischen Kunden den Zugang zur Steuerabgeltung, welche die Schweiz den eigenen Bürgern verwehrt. Wenn das Abgeltungssystem eine gute Sache wäre, würde die Schweiz das System zuerst im Inland einführen.

Gegen die kleinen Banken

Die drei Abkommen stärken die grossen Banken und schwächen die kleineren, die nicht in der Lage sind, die durch die Abkommen geschaffene Komplexität zu meistern.

Wenn kleine und mittlere Banken für jedes Land eine eigene Lösung realisieren müssen, können sie das Geschäft nicht kostendeckend betreiben. Sie werden es an die Grossen und ans Ausland verlieren. Mit je mehr Ländern wir solche Abkommen abschliessen, desto dramatischer wird die Situation für die kleineren Banken. Schon heute leiden die kleinen überproportional an den Kosten der Regulierung im grenzüberschreitenden Geschäft. Deshalb offerieren die Grossbanken den kleinen Instituten, ihre Auslandkunden zu übernehmen.

Als Alternative versuchen die Grossen, für andere Institute administrative Leistungen wie die Konto- und Depotführung anzubieten. Damit würden die kleineren Banken zu unabhängigen Vermögensverwaltern und könnten ihre Banklizenz gleich abgeben. Und die grossen würden noch grösser. Dies ist nicht im Interesse der Schweiz. Wir haben schon genug *too big to fail*.

Massiver Kapitalabfluss

Die Abkommen werden zu einem massiven Kapitalabfluss führen, weit grösser als ohne Abkommen. Die Banken bezahlen auf jeden Fall 2,5 Milliarden Franken an Deutschland und Grossbritannien, auch wenn sie dieses Geld bei abgewanderten Kunden nicht mehr eintreiben können. Die Banken, die Wirtschaft und die öffentlichen Haushalte sind die Leidtragenden. Hohe Verluste an Arbeitsplätzen und an Steuereinnahmen treffen uns alle.

Welches sind die Konsequenzen der Ablehnung der Verträge an der Urne für uns Schweizerinnen und Schweizer? Der Bankensektor wird zwar schrumpfen, aber weit weniger, als wenn die Kunden ihre un versteuerten Gelder innert Monaten in andere Länder verschieben. Die Banken haben die Chance, die Kunden, die ihre Steuersünden durch Selbstanzeige bereinigen, zu behalten. Dafür müssen sie bei der Bereinigung, beim Kundenservice und beim Anlageerfolg erstklassige Qualität zu angemessenen Preisen liefern – wie in jeder anderen Branche auch.

Wohlhabende Europäer haben heute bedeutendere Anliegen als die Steuerfrage: eine starke Währung statt eines wankenden Euro, Schutz vor Konfiskation ihrer Vermögen durch bankrotte Staaten, ein verlässlicher Rechtsstaat, geordnete Staatsfinanzen, eine hohe Professionalität in der Branche. Die Schweiz hat in all diesen Punkten Vorteile gegenüber anderen Ländern. Die Schweiz wird ohne Abkommen über mehr kleinere und mittlere Banken verfügen. Mit allen Ländern verkehren wir aufgrund anerkannter internationaler Normen.

Das einzige Problem bei Ablehnung der Verträge haben möglicherweise gewisse Bankangestellte: Als «Beteiligte an Steuerstraftaten oder Steuerordnungswidrigkeiten» könnten deutsche Bankangestellte, die in der Schweiz arbeiten, nicht mehr in ihre Heimat reisen. Auch Schweizer Bankangestellte müssten ihre Ferien eher in Südtirol als im Schwarzwald verbringen.



Hans Geiger

Der Autor ist Bankenexperte und emeritierter Finanz-Professor der Universität Zürich.

Ab nach drüben!

Von Henryk M. Broder — Die Bundesrepublik auf dem Weg zur zweiten, grösseren DDR.



Nachdem letzte Woche der Bundestag dem Rettungspaket über hundert Milliarden Euro für Spaniens angeschlagene Banken zugestimmt hatte, gab Vera Lengsfeld dem *Handelsblatt* ein Interview, in dem sie auf Parallelen zwischen dem Bundestag und der «Volkskammer», dem ehemaligen Parlament der ehemaligen DDR, hinwies. Damals wie heute habe die Regierung von den Abgeordneten verlangt, über Entwürfe abzustimmen, die ihnen nicht vollständig bekannt waren. Wenn das Parlament «trotzdem so stimmt, wie die Regierung vorgibt, hat es seine Kontrollfunktion aufgegeben und gleicht immer mehr der Volkskammer der DDR». Worauf sich über Lengsfeld ein Sturm der Entrüstung entlud. Wie könne sie nur ein freigeschafftes Parlament mit einem Marionettentheater wie der Volkskammer vergleichen?

Aber Lengsfeld hat recht. Nicht nur weil sie in der letzten freigeschafften Volkskammer, die den Beitritt der DDR zur Bundesrepublik beschloss, sass und anschliessend fünfzehn Jahre im Bundestag (zuerst für die Grünen, dann für die CDU/CSU), sondern weil sich die Bundesrepublik schon eine Weile auf dem Weg zu einer zweiten, grösseren DDR befindet.

Seit dem Fall der Mauer findet eine langsame Transformation statt, deren Auswirkungen man jeden Tag zum Beispiel in der «Tageschau» sehen kann, die sich inzwischen nur noch in der Aufmachung von der «Aktuellen Kamera» des DDR-Fernsehens unterscheidet.

Waren die Bürger der DDR der Überzeugung, Gleichheit sei wichtiger als Freiheit, und gaben die Bürger der BRD der Freiheit den Vorzug vor Gleichheit, so hat auch hier eine Anpassung stattgefunden. Inzwischen findet die Mehrheit aller Deutschen, Gleichheit komme vor Freiheit, sei sozusagen eine ihrer Vorbedingungen. Unter Chancengleichheit werden nicht gleiche Startbedingungen verstanden, sondern Ergebnisgleichheit. Alle sollen das Abitur machen, alle sollen gut verdienen, alle sollen sich alles leisten können. Auf diese Weise werden die Fleissigen und die Motivierten ausgebremst, die weniger Fleissigen und weniger Motivierten auf Krücken durchs Ziel getragen. Und immer öfter kann man den Satz hören, in der alten DDR sei vieles gut, manches sogar besser gewesen als in der heutigen BRD. Ja, dann geht doch rüber!

Lichter löschen, Läden schliessen

Von Silvio Borner — Politiker, welche die Ladenöffnungszeiten freigeben wollten, haben sich bislang die Zähne ausgebissen. Zu Unrecht, denn die Argumente für die Regulierung sind falsch.

Für ein lesefreudiges Kind war das elterliche Lichterlöschen eine erste Erfahrung mit einer obrigkeitlichen Regulierung. Sie erfolgte jedoch im privaten Rahmen und im Interesse eines noch nicht eigenverantwortlichen Kindes. Später dann wurde man mit der Polizeistunde im Wirtshaus belästigt, wobei man diese immerhin im Einvernehmen mit dem Wirt oder unter Inkaufnahme einer bescheidenen Busse hinausschieben konnte.

Relativ unverrückbar ist hingegen die Begrenzung der Ladenöffnungszeiten, weil es gesetzliche Vorschriften gibt. Weshalb eigentlich? Wer propagiert restriktive Öffnungszeiten für Läden? Es sind dies vorab religiöse Kreise, die den heiligen Sonntag und andere Feiertage vor profanen Aktivitäten schützen wollen. Doch ihr Einfluss ist im Zuge der Verweltlichung arg zusammengeschmolzen und betrifft nicht die Abendstunden und Samstagnachmittage.

Für die hier geltenden Beschränkungen sind die Gewerkschaften verantwortlich, obwohl ihnen nur ein Bruchteil der Angestellten im Detailhandel angeschlossen ist. Ihnen geht es angeblich um das Wohl der Arbeitnehmer, welche vor Abend- und Nachtarbeit zu schützen seien. Die allgemeine Flexibilisierung der Arbeitszeiten lässt diesem Argument sämtliche Luft raus, weil wir ja über strenge Arbeitsgesetze mit vorgeschriebenen Ruhezeiten haben. Zudem gibt es immer mehr jüngere Leute oder Teilzeitbeschäftigte, die gerne in den Abendstunden oder am Sonntag arbeiten möchten, weil dies besser in ihren Lebensrhythmus passt oder besser bezahlt ist.

Die Konsumenten weichen aus

Eine dritte Gruppe, die sich gegen die Liberalisierung stemmt, sind kleine Detailhändler, die sich vor den grossen Ketten und Einkaufszentren fürchten. Aber auch dieses Argument ist wenig überzeugend, weil gerade Spezialgeschäfte oder Familienbetriebe die längeren Öffnungszeiten geschickt und gezielt ausnützen können.

«Nützt es nichts, so schadet es auch nichts», könnte man deshalb sagen. Leider trifft dies in einer gesamtwirtschaftlichen Perspektive nicht zu. Der volkswirtschaftliche Schaden ist beträchtlich – und steigend. Die Regulierer machen geltend, dass längere Öffnungszeiten

einseitig die Kosten erhöhen, weil die gleichbleibenden Verkäufe mit mehr Arbeitsstunden erreicht würden.

Dieses Argument hat zwei Haken. Erstens ist niemand gezwungen, «zu lange» offen zu halten, sondern profitorientierte Anbieter werden im eigenen Interesse die optimale Lösung finden. Zweitens sehen wir, dass dort, wo länger offen ist, auch in den Abendstunden hohe Umsätze erzielt werden. Ein Blick auf den Einkaufstourismus im Raum Basel illustriert, dass neben dem attraktiven Wechselkurs auch die längeren Öffnungszeiten Schweizer Kunden anziehen. Es ist also im Gegenteil so, dass flexiblere Öffnungszeiten den Wettbewerb beleben und damit die Umsätze und die Beschäftigung erhöhen, weil wir längst viel mehr einkaufen, als absolut lebensnotwendig ist.

Kommen wir zu den Nachteilen, also volkswirtschaftlichen Kosten, die in der emotionalen Debatte übersehen werden. Dass offensichtlich

ein wachsender Bedarf an Einkäufen ausserhalb der regulierten Zeiten besteht, zeigt sich daran, dass die Kunden ausweichen. Dafür haben sie zwei Optionen, die für unseren Wohlstand negativ zu bewerten sind: Naheliegend ist das bereits angesprochene Ausweichen ins Ausland. Dadurch verlieren wir in der Schweiz Umsätze und Arbeitsplätze.



Die zweite Ausweichstrategie zeigt sich in den Tankstellenshops und Bahnhofläden, die ausserhalb der normalen Öffnungszeiten wahrlich «Umsatz bolzen». Das heisst aber, dass unnötige Doppelspurigkeiten aufgebaut werden, die erst noch ökologisch problematisch sind: Die Shopping-Center bestehen ja bereits und sind an den öffentlichen Verkehr angebunden. Weil sie abends geschlossen sind, fahren wir mit dem Auto an die Tankstelle, um etwas Grillkohle zu kaufen.

In letzter Konsequenz erleiden jedoch die Konsumenten einen direkten Nutzenverlust, weil sie in ihrem Einkaufsverhalten unnötig eingeschränkt werden. Die Möglichkeit, am Abend einzukaufen, hat einen gewissen Wert, der gerade für die produktivsten Mitbürgerinnen hoch ist.

Die Moral von der Geschichte ist einfach: Die Liberalisierung der Ladenöffnung ist die stärkste Waffe gegen den Einkaufstourismus und nützt vor allem den Konsumenten und der Umwelt.

Cameron hofft aufs olympische Feuer

Von Hansrudolf Kamer — Britannien kommt nicht vom Fleck. Hinter dem Glanz der Londoner Spiele verbirgt sich Ratlosigkeit. Camerons Regierung ist angeschlagen.



Die britische Regierung gleicht der «Costa Concordia», die immer noch mit Schlagseite vor der italienischen Küste liegt. Sie ist beschädigt, entkräftet und mutlos. Premierminister David Cameron sieht sich

mit einer parteiinternen Revolte konfrontiert, die er kaum bewältigen kann.

Die Politiker haben sich für die Sommerferien abgemeldet. Die Olympischen Spiele in London könnten für einen Stimmungsaufschwung sorgen, wenn die britischen Athleten genügend Medaillen einfahren. Wie es in Boris Johnsons Ode an die Londoner Olympiade heisst: «Das Hurra der Menge wird zum Himmel steigen, wenn die Sieger den goldenen Preis erhalten.»

Wie in Amerika und Festland-Europa ist hier eine wirtschaftliche Aufhellung nicht in Sicht. Cameron war angetreten mit dem Plan, während zweier oder dreier Jahre mit Einsparungen den Staatshaushalt zu sanieren, was dann rechtzeitig in einen Wirtschaftsaufschwung münden sollte. Die Konservativen könnten dann eine Mehrheit im Unterhaus erobern. Inzwischen ist die Konsolidierung auf 2017 verschoben, die Wirtschaft regt sich kaum, und Wahlen müssen vorher angeordnet werden.

Cameron hatte, das geht oft vergessen, im Mai 2010 nicht gewonnen. Er hatte keine eigene Mehrheit erreicht und war auf die Koalition mit den Liberaldemokraten unter Nick Clegg angewiesen. Diese Wahlen entpuppten sich als Misstrauensvotum der Briten gegenüber der Labourpartei, die sich im Amt verschlissen hatte. Sie waren nicht Ausdruck der Zuversicht, dass die Tories das Rezept für die Zukunft hatten.

Zu viel Europa

Cameron war es auch nicht gelungen, die Konservative Partei zu einigen, so wie seinerzeit Tony Blair Labour von Grund auf reformiert hatte. Sein betont ideologearmer Kurs, wenig, pragmatisch, leicht grün angehaucht, wurde nur unterstützt, um einen Regierungswechsel herbeizuführen. Ein klares programmatisches Fundament, das die Partei geeint hätte, fehlte. Das rächt sich nun. Cameron sieht sich einer parteiinternen Meuterei gegenüber.

Fast ein Drittel der konservativen Abgeordneten verweigerte ihm die Gefolgschaft bei der Vorlage zur Reform des Oberhauses. Letzten Oktober stimmten 81 Tories für ein Referendum über die EU-Mitgliedschaft. Mehr als hundert Fraktionsmitglieder unterschrieben einen offenen Brief, der sich gegen den Bau von Windfarmen wendet – eines von Camerons grünen Prestigeprojekten.

Der Premierminister reagierte. Vor kurzem erklärte er öffentlich, er glaube nicht, dass das Land mit den gegenwärtigen Beziehungen zur Europäischen Union zufrieden sei. Er selber sei es auch nicht. Er werde Verhandlungen mit der EU einleiten, die die Bedingungen der Mitgliedschaft auf eine andere Basis stellen würden. Die Lösung sei sicher nicht «mehr Europa». Es gebe nicht zu wenig Europa, sondern zu viel davon.

Das war an sich genügend vage formuliert. Zudem erklärte er, das Resultat dieser Bemühungen werde er dem Volk unterbreiten, um dessen «rückhaltlose Zustimmung» zu erlangen – wenn der Zeitpunkt dafür reif sei.

Die letzte Volksabstimmung in Sachen Europa datiert aus dem Jahr 1975. Es ging um die Mitgliedschaft in der damaligen Europäischen Gemeinschaft, allerdings im Nachhinein. Britannien war unter Edward Heath der EWG 1973 beigetreten. Harold Wilson hielt dann das Referendum über den Verbleib in der Gemeinschaft ab, das klar gewonnen wurde. Tony Blair, der erfolgreiche Labour-Regierungschef, setzte Europa-Abstimmungen für parteitaktische Zwecke ein. Zu einem Plebiszit ist es unter ihm und seinem Nachfolger Gordon Brown nie gekommen. Die französischen Stimmbürger hatten 2005 den Vertrag über eine EU-Verfassung abgelehnt. Damit war Blair seines Versprechens enthoben worden und konnte einen britischen Urnengang schubladisieren.

Magere Erfolgsbilanz

Brown seinerseits lehnte eine Volksbefragung über den Vertrag von Lissabon ab mit der Begründung, dieser sei nur unwesentlich anders als der abgelehnte Verfassungsvertrag. Blair wie Brown waren sich – wie nun Cameron – bewusst, dass die Anti-EU-Stimmung im Land ein «unerwünschtes Ergebnis» zeitigen könnte. Auch Cameron wird sich nicht beeilen, denn er ist für die EU-Mitgliedschaft.

Volksabstimmungen gibt es für britische Verhältnisse sonst genug. Die Falklandinseln im Südatlantik sollen im nächsten Jahr darüber befinden, ob sie bei Grossbritannien bleiben wollen. Schottland soll ein Jahr später seine Stellung im oder zum Vereinigten Königreich klären. Diese Abstimmungen werden vermutlich stattfinden. Ein EU-Referendum ist dagegen eher unwahrscheinlich.

Camerons Erfolgsbilanz wirkt mager, auch wenn niemand den Nachweis erbringen kann, wie man es in dieser Lage hätte besser machen können. Doch seine Gegner in Partei und Regierung und ihre Argumente sind stärker geworden. Nick Clegg, sein Koalitionspartner, liebäugelt bereits mit Labour. Cameron geht schweren Zeiten entgegen.



Ohne Ecken und Kanten: britischer Premier Cameron.

Nichtwählen und Grindumdrehen

Von Christoph Mörgeli

SP-Fraktionschef Andy Tschümperlin will unbedingt mit einem Sommerhit in die Charts. Vom «Coup des Jahres» jubelte der *Sonntagsblick*, denn Tschümperlin denke «weit voraus». Der Vorausdenker aus Rickenbach will Ueli Maurer im Dezember nicht zum Bundespräsidenten wählen. Dieser sei dafür «nicht die richtige Besetzung», schliesslich stehe man «unter grossem ausländischem Druck». Selbstverständlich hält die SP Maurer für «unwürdig», weil er sich weigert, der EU beizutreten, überall Geld zu versprechen und die Interessen der Schweiz zu verraten.

Da redet die SP sieben Tage in der Woche von Toleranz, Kollegialität und «Achtung vor dem politischen Gegner» (Originalton Tschümperlin). Und verlangt seit Jahrzehnten, dass die Bürgerlichen ihre Vertreter brav in den Bundesrat und ins Bundespräsidium wählen. Aber wehe, wenn die SP glaubt, sie besitze die Macht der Mehrheit. Dann wird ihre Toleranz zum brutalen Jakobinismus. Hat nicht derselbe Tschümperlin eben noch einem Parlamentskollegen gesagt, man müsste Christoph Blocher «den Grind umdrehen»? Eine solche Äusserung würde bei einem SVP-Mann strafrechtlich verfolgt und führte zu Immunitätsaufhebung, Hausdurchsuchung und Anklage wegen Morddrohung.

Tschümperlins Gewaltfantasien sind leider kein Zufall. In Geschichte und Gegenwart führte der Sozialismus in der Mehrheitsposition ausnahmslos zum Terror. Noch vor kurzem sass die SP Schweiz einträchtig in der «Sozialistischen Internationalen» mit Diktatoren wie Mubarak (Ägypten), Ben Ali (Tunesien) oder Gbagbo (Elfenbeinküste). Der serbische Tyrann Milosevic war ebenso Sozialist wie Ceausescu (Rumänien) oder Saddam Hussein (Irak). Baschar al-Assad in Syrien huldigt derselben sozialistischen Baath-Ideologie wie vordem Saddam.

Höchst heuchlerisch scheint da die Verurteilung von Assad durch die SP, weil er auf das eigene Volk schiesse. Erich Honecker liess ebenfalls aufs eigene Volk schiessen. Und die SP huldigte dem DDR-Chef dennoch mit Staatsbesuchen und Bruderküssen. Tschümperlins Intoleranz ist leider ganz normaler Teil des Sozialismus. Wer den Kampf gegen den Sozialismus scheut, schadet der Freiheit. Freiheit kann nur geniessen, wer den Kampf gegen den Sozialismus führt. Und zwar – in den Worten des Freiheitshelden Churchill – «zu Wasser, zu Land und in der Luft».

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Die wahren Diebe jagen

Von Peter Bodenmann — Zu hohe Zölle dienen der Durchsetzung von zu hohen Preisen. Darunter leiden Konsumenten und das Gastgewerbe.



Teures Fleisch: Viehschau in Appenzell Ausserrhoden.

Das Land Baden-Württemberg hat mehr als 10 Millionen Einwohner. Und viel weniger Fläche als die Schweiz. Regiert wird das Ländle von den Grünen und den Sozialdemokraten. Die Wirtschaft brummt beidseits des Rheins noch vergleichbar gut.

Die *silver surfer* unter uns mögen sich erinnern: 1962 – vor fünfzig Jahren also – zählte die Schweiz 5,5 Millionen Einwohner. Der St. Galler Professor Francesco Kneschaurek ging damals in seinen Studien von einer Schweiz mit bald einmal 10 Millionen Einwohnern aus. Auf die es sich vorzubereiten gelte.

Einer von 800 Menschen auf dieser Welt lebt in Baden-Württemberg. Nur einer von 1000 Erdenbürgern in der weit grösseren Schweiz. Trotzdem leidet die Schweiz unter Platzangst, und wir beginnen, kollektiv zu hyperventilieren. Dabei haben zehn Millionen Menschen in jeder Grossstadt dieser Welt Platz.

Die Ursachen der helvetischen Platzangst: Erstens bauen wir zu wenig verdichtet. Zweitens sind die SBB, verglichen mit den U-Bahnen von New York bis Moskau, erschreckend unproduktiv. Drittens nimmt deshalb der soziale Stress – und damit die Suche nach Sündenböcken – zu.

Beim Vergleichen von Volkswirtschaften zählt – wenn wir die sozialen und ökologischen Komponenten für einmal kurz ausblenden – nur das reale Wirtschaftswachstum pro

Kopf. Und hier ist die Schweiz schlecht unterwegs. Weil die Pro-Kopf-Einkommen real wenig bis nicht steigen. Schuld daran sind nicht die Zuwanderer, sondern die Gegner der Zuwanderung.

Ganz konkret und sinnlich: Am 11. Juli 2012 wurde ein Franzose mit 1,4 Tonnen Kalbfleisch vom Zoll in Riehen erwischt. Weil dieser in seinem Übereifer seinen Lieferwagen überladen hatte. Der Wahnsinn: Auf diese 1400 Kilo hätten die Schweizer Konsumenten eigentlich 30 968 Franken Zoll bezahlen müssen.

Die Bauern in der Schweiz erhalten vier Milliarden Franken Direktzahlungen von den Steuerzahlenden. Weitere vier Milliarden knöpfen sie den Konsumenten in Form von überhöhten Preisen ab. Die zu hohen Zölle dienen der Durchsetzung dieser zu hohen Preise.

Das zu teure Fleisch verschlingt zu viel Kaufkraft. Und belastet das Gastgewerbe und den Tourismus im Jahr mit einer Milliarde Franken. Deshalb kaufen immer mehr Menschen im Ausland ein.

Dabei müsste man sich besser fragen: Was schadet ein französischer Schmuggler, verglichen mit einem Kälber mästenden Schweizer SVP-Nationalrat?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Wachsende Durchlässigkeit

Von Kurt W. Zimmermann — Die folgende Kolumne ist nicht von einem Finanzinstitut gesponsert. Das ist nicht sehr zeitgemäss.

Markus Spillmann, der Chefredaktor der *Neuen Zürcher Zeitung*, griff tief in die publizistische Harfe. In den Medien, so schrieb er eindringlich, brauche es eine «klare Grenze zwischen journalistischer Ethik und dazu in Konflikt stehenden Interessen». Ohne diese Grenze verkomme der Journalismus zur «Käuflichkeit».

Wir würden dieses neuste Hohelied auf publizistische Unabhängigkeit und Transparenz gerne mitsingen. Leider können wir das nicht.

Denn gleichzeitig mit Spillmanns Verdammung der Käuflichkeit kündete die NZZ per Eigeninserat eine Novität an. Erstmals organisiert man das «*Neue Zürcher Zeitung – Capital Market Forum*». Während zweier Tage reden im Zürcher Kongresshaus ausgewählte Referenten über Finanzfragen aller Art. Pro Zuhörer kostet das 1450 Franken.

Natürlich gibt es Sponsoren für den Event. Unter den Hauptsponsoren sind die Credit Suisse und Blackrock.

Und jetzt wird es interessant. Denn die Sponsoren wollen natürlich ihre Interessen vertreten. Womöglich sind das gar zur journalistischen Ethik «in Konflikt stehende Interessen».

Für Sponsor Blackrock etwa, den weltgrössten Vermögensverwalter, darf sein künftiger Vice Chairman Philipp Hildebrand als Referent auftreten. Allerdings wird er im Programm nicht als Lohnempfänger von Blackrock angekündigt, sondern getarnt als «früherer Präsident der Nationalbank». Das ist nicht ganz die von der NZZ sonst geforderte Transparenz.

Auch Sponsor Credit Suisse darf sich nicht beklagen. Angeführt von VR-Präsident Urs Rohner, dürfen gleich sieben CS-Vertreter als Referenten ans Mikrophon. Als Moderator durchs Programm führt auch NZZ-Chefredaktor Markus Spillmann.

Nun könnten wir den Moralfinger heben, weil sich ein Blatt in die Grauzone der Verbandsel begibt. Wir lassen den Moralfinger aber unten, weil wir von einem neuen Geschäftsmodell der Medien reden. Seit den Verlagen die Inserate davonschwimmen, müssen sie neue Umsatzträger finden. Im Trend liegt dabei die Organisation von Events. Der neue NZZ-Anlass zum Beispiel bringt einen Umsatz von einer Million Franken.

Viel weiter als die NZZ ist Ringier. Hier ist die Organisation von Events inzwischen zu einem Rückgrat des Unternehmens geworden. Infront heisst die hauseigene Agentur, die im Sport und Entertainment agiert. Letz-



Wir werden sehen: NZZ-Chefredaktor Spillmann.

tes Beispiel war der WM-Faustkampf zwischen Wladimir Klitschko und Tony Thompson in Bern. Über Wochen heizten Ringiers Blätter von *Blick* bis *Schweizer Illustrierte* den Anlass an. Sänger Gölä, der im Rahmenprogramm auftrat, durfte in der hauseigenen Presse dazu seitenweise seine Lebens- und Liebeserfahrungen ausbreiten. Natürlich verkaufte Ringier über seinen Ticketcorner auch die Eintritte des Events.

Bei seiner parallelen People-Agentur Pool Position hat Ringier zudem allerhand Prominente wie Fabian Cancellara, Lara Gut und Andreas Caminada unter Vertrag. Auf wunderbare Weise schaffen die es in hoher Kadenz ebenfalls in die Zeitungen und Zeitschriften des Konzerns.

«Durchlässigkeit» heisst hier der entscheidende Fachbegriff. Durchlässigkeit meint, dass die kommerziellen Interessen eines Verlags, etwa im Event-Bereich, direkt in die journalistischen Inhalte durchsickern. Bei Ringier ist diese Durchlässigkeit auch im internationalen Quervergleich ausserordentlich hoch.

Bei der NZZ werden wir sehen. Auf der Wirtschaftsredaktion der Zeitung haben sich ein paar Redaktoren zuletzt ziemlich darüber aufgeregt, dass ihr Haus nun mit Firmen wie Blackrock und Credit Suisse derart flott ins Bett steigt. Wie man sieht, gibt es hier noch etwas Erziehungsbedarf in Sachen Käuflichkeit.

600 000 Franken für Kunst-Sauglattismus

Von Alex Reichmuth

Jetzt kommt er doch noch, der Hafenkran im Zentrum Zürichs. Nachdem der einzige Rekurrent seine Einsprache zurückgezogen hat, soll das Kunstprojekt nach langem Hin und Her in zwei Jahren an der Limmat realisiert werden. Zwar hat der Kran, der als Teil des Projekts «Zürich Transit Maritim» über dreissig Meter hoch wird, keinerlei Funktion – ausser dass er mit den Kirchtürmen der Altstadt «in Beziehung treten» soll. Doch Kunst ist Kunst, selbst wenn sie hässlich anzusehen ist – und so werden alle Einwände von wegen «verfehlter Sauglattismus» in den (See-)Wind geschlagen. Die Stadt Zürich lässt sich nicht lumpen und bezahlt 600 000 Franken an das umstrittene Projekt.



Überhaupt scheint man in Zürich gewillt zu sein, fast beliebig viel Steuergeld für skurrile Kunst zu verpulvern. Eben erst kostete die Nachrüstung der sechzehn Meter hohen Skulptur im Hardaupark in Form einer überdimensionalen Steinschleuder die Stadt 35 000 Franken. Das Kunstwerk, das auch als Schaukel dienen soll, hatte sich als wenig alltagstauglich erwiesen und war immer wieder defekt. Dabei hatte Zürich bereits für die Errichtung der Steinschleuder 395 000 Franken ausgegeben.

Solch teurer Kunst-Sauglattismus findet aber nicht nur in Zürich statt. Vor zehn Jahren häuften Künstler in Basel im Dorenbachkreisel 150 Kubikmeter Eis an, das dann während einiger Monate abschmolz. Der Eishaufen war nur der erste Teil des Kunstprojekts «Eiszeit – Lebenszeit». Der zweite Teil der «Intervention» bestand darin, dass die wenigen Quadratmeter im Innern des Kreisels während fünf Jahren als Ackerland bewirtschaftet wurden. 83 000 Franken kostete das Kunstprojekt die Stadt Basel, zudem wurden 12 500 Franken Honorare aus dem öffentlichen Kunstkredit bezahlt. Alle Vorstösse im Kantonsparlament und Leserbriefe in den Zeitungen gegen die Geldverschwendung halfen nichts. Kunst im öffentlichen Raum führe eben immer zu Diskussionen, lautete der lapidare Kommentar aus dem Basler Rathaus. Sicher hat die urbane Elite in den rot-grün geprägten Städten auch in Zukunft noch manche Idee, wie sie das Geld der Steuerzahler unter dem Schlagwort «Kunst» dahinschmelzen lassen kann.

Leserbriefe

«Die Schadstoffbelastungen der Meere machen deutlich, dass Fisch kein gesundes Nahrungsmittel sein kann.» Antonietta Tumminello



«Nahezu ausgerottet»: Weltmeere.

Verschmutzte Gewässer

Nr. 29 – «Das Elend der Ozeane»; James Hamilton-Paterson über den Zustand der Meere

Viele Gewässer, insbesondere die Meere, sind überfischt. Viele Arten sind wegen zu hoher Fangquoten und umweltzerstörender Fangtechniken nahezu ausgerottet. Aquafarmen sind keine Alternative, da sie im höchsten Masse umweltgefährdend und tierquälerisch sind. Weltweit werden so zirka 16 Millionen Tonnen Fisch gezüchtet. Meist wird nur eine einzige Art in Monokultur mit umfangreicher Technik und Chemikalien auf engstem Raum herangezogen. Kraftfuttercocktails sollen die Fische schnellstmöglich verkaufsfähig wachsen lassen. Die Stoffwechselprodukte der Fische verursachen eine explosionsartige Ausbrei-

tung der Algen und eine ökologische Zerstörung des Gewässers. In Anbetracht der Schadstoffbelastungen der Meere wird deutlich, dass Fisch kein gesundes Nahrungsmittel sein kann, denn aus verschmutzten Gewässern können keine «unverschmutzten» Fische kommen. Die in den Wassertieren abgelagerten Schadstoffe wie Arsen, Blei, Cadmium, Quecksilber und Pestizide werden mitgegeben. Antonietta Tumminello, Duisburg (D)

Rührende Naivität

Nr. 29 – «Mehr Europa»; Essay von Christa Markwalder

Christa Markwalder ist in ihrem Leben einem gigantischen Irrtum erlegen, und das ist der Glaube an die Zukunft der Schweiz in der EU.

Die EU ist längst nicht mehr die Lösung der Probleme Europas, sondern sie ist zum Spaltpilz geworden, der den Kontinent immer weiter auseinandertreibt. Die Rezepte, welche dem Patienten Europa schon heute kaum mehr Luft zum Atmen lassen, werden unbeirrt weiter angewendet. Die Illusion, dass wir als Mitglied der EU daran etwas ändern könnten, ist in ihrer Naivität schon geradezu rührend.

Carl Gustav Mez, Basel

Angstmacherei

Nr. 29 – «Schuldenmüde Schweizer»; Florian Schwab über die Schuldenbremse

Der Beitrag spiegelt die von bürgerlichen Kreisen gerne betriebene Angstmacherei höchst anschaulich wider: Zwar hält der Finanzmonitor 2012 fest, die öffentlichen Finanzen seien «solide» – doch man kann ja nie wissen... Die AHV-Kasse profitiert von der starken Zuwanderung der vergangenen Jahre und weist Überschüsse aus – doch das Jammern will nicht aufhören. Selbstverständlich erreichen uns beunruhigende Zeichen aus Europa, welche die Schweiz nicht unberührt lassen. Das muss nun allerdings nicht heissen, dass man mit den gleichen Rezepten des Sozialabbaus operieren soll, die der europäischen Krise noch zusätzlichen Schub geben: Griechenland und Spanien werden gerade kaputtgespart. Der Finanzmonitor 2012 hält beispielsweise fest, dass dank der Wechselkursuntergrenze die hiesige Wirtschaft «wieder etwas Tritt gefasst» habe. Politische Handlungsmöglichkeiten, die den sozialen Zusammenhalt nicht gefährden, bestehen also durchaus. Eine Schuldenbremse bei den Sozialversicherungen gehört bestimmt nicht dazu. Kurt Seifert, Winterthur

Einseitige Information

Nr. 28 – «Tom der Allmächtige»; Andrew Morton und Lars Jensen über Tom Cruise und Scientology

Ich wundere mich, dass hier in zwei Artikeln derart einseitig informiert wird. Neben



«Aus Liebe zu unseren KMU –
Nein zur Planwirtschaft der
Bürokraten!»

Hans-Ulrich Bigler,
Direktor sgV

sgv  usam

Referendumskomitee «Nein zur missratenen Revision des Raumplanungsgesetzes»
Postfach 8166, 3001 Bern



sachlichen Fehlern finden sich auch immer wieder polemische Aussagen. So im Artikel von Lars Jensen: OT VII ist nicht die höchste Stufe und hat auch nichts mit Hierarchie zu tun. Auch viele Schweizer haben eine höhere Stufe als Tom Cruise erreicht, ohne dass sie deswegen in der Kirche irgendeine Funktion hätten. Niemand zwingt Scientologen, Vitaminkuren und Saunamarathons zu absolvieren.

Wenn sich jemand entscheidet, dieses Reinigungsprogramm zu besuchen, dann dauert dies einmalig zwei bis drei Wochen. Es wäre schön, wenn dies dann Jahrzehnte später noch einen frischen Körper bewirkte. Morton fabuliert in seinem Artikel, wenn er meint, dass Cruise eine nicht existierende Auflösung von Scientology in den achtziger Jahren verhindert hätte. Die Umstrukturierungen in Scientology fanden 1983 statt, bevor Tom Cruise sich mit Scientology befasste. Cruise hat auch heute noch keinerlei Funktion in Scientology. Ich wüsste auch nicht, wo Scientologen Psychiatrie «für alle Übel der Welt verantwortlich» machen. Dass wir die Missbräuche in der Psychiatrie anprangern, ist eine andere Sache. Morton schreibt, dass Tom Cruises Tochter Suri als Sechsjährige jetzt für die nächste Stufe von Scientology (eine sogenannte Sicherheitsprüfung) vorgesehen war. Sie werden wohl im ganzen deutschsprachigen Raum – wo ich mich erkundigt habe – keinen Fall finden, in dem ein Kind eine «Sicherheitsüberprüfung» erhalten hat.

Völlig falsch ist die Behauptung, dass generell austretende Mitglieder zu «unterdrückenden Personen» oder Feinden erklärt werden. Erfunden auch die Plazenta-Story, die nun wirklich nichts mit Hubbards Lehre zu tun hat. Die Hysterie um Scientology kann nur so lange aufrecht erhalten werden, wie die Informationen der Scientologen systematisch ignoriert werden. Es wäre doch an der Zeit, einmal die Hintergründe dieser Kontroverse zu recherchieren oder auch über die vielen humanitären Projekte und zufriedenen Mitglieder in Scientology zu berichten.

Jürg Stettler, Pressesprecher, Scientology-Kirche D/CH, Zürich

Der Autor nimmt dazu wie folgt Stellung:
«Die Kritik, welche Scientology an meinem Text übt, entbehrt allen Fakten. Es ist lächerlich, zu sagen, dass Tom Cruise keinen Einfluss auf die Struktur und Politik innerhalb von Scientology gehabt habe. Er und Scientology-Führer David Miscavige haben die Organisation zu dem geformt, was sie heute ist. Zur Psychiatrie: Ein leitendes Prinzip von Scientology ist es, die Psychiatrie für alle Probleme in der Welt verantwortlich zu machen. Im Museum «Psychiatry: An Industry of Death» beispielsweise, welches Scientology in

Hollywood unterhält, wird dies deutlich dokumentiert. Entsprechende Inhalte finden sich auch in den Schriften von Scientology-Gründer Hubbard. Aussteiger: Dutzende Aussagen sind aktenkundig, in welchen ehemalige Scientologen beschreiben, wie sie den Kontakt mit ihren Ehefrauen, Ehemännern, Töchtern, Söhnen verloren haben, nachdem sie Scientology verlassen haben. Jemand, der Scientology verlässt, wird seitens der Organisation als unterdrückende Person und ein Feind der Scientology-Kirche eingestuft. Plazenta: Tom Cruise hat in einem TV-Interview gesagt, er werde die Plazenta seiner Tochter Suri essen. Das Essen einer Plazenta hat indessen tatsächlich nichts mit Hubbards Lehren zu tun.»

Andrew Morton

Guter Ruf

Nr. 29 – «Wie der Vater, so die Söhne»; Christoph Landolt über die Thurgauer Steuerverwaltung

Die Steuerverwaltung Thurgau unter der Leitung von Jakob Rütsche geniesst dank offener Informationspraxis, intelligenten Vorschlägen zu Steuerreformen und kurzen Dienstwegen in der Ostschweiz in Treuhänder-Kreisen einen ausgezeichneten Ruf. Die ganz grosse Mehrheit der Mitarbeiter in der Steuerverwaltung Thurgau behandelt heute Steuerpflichtige und ihre Vertreter als Kunden, speditiv, unbürokratisch, fair und korrekt. So wie es sein muss.

Benno Andermatt, Schönenberg

Korrigenda

Die eine Bildunterschrift im Artikel «Wie der Vater, so die Söhne» über die Steuerverwaltung im Kanton Thurgau ist falsch. Auf dem Bild ist nicht der Leiter der Steuerverwaltung, Jakob Rütsche, sondern Finanzchef Bernhard Koch abgebildet. Wir bitten um Entschuldigung. *Die Redaktion*

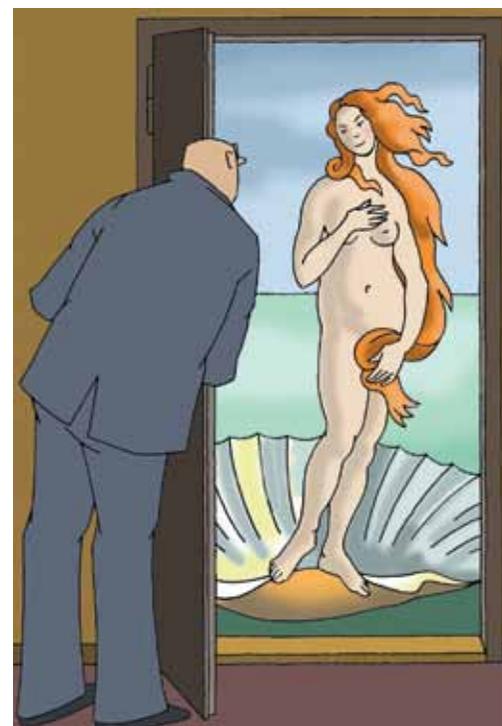
Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Wie wörtlich darf ich den Zusatz «Come as you are» auf einer Einladung auslegen?

Sarah Job, Basel

Kurt Cobain hätte gewollt, dass Sie das so auslegen: «Come as you are, as you were / As I want you to be / As a friend, as a friend / As an old enemy.» Aber wenn Sie stattdessen lieber nackt hingehen wollen, nur zu! Denn was wünscht man sich als Gastgeber? Richtig, einen unvergesslichen Abend. Und der Abend, an dem Sarah Job den Zusatz «Come as you are» wörtlich ausgelegt hat, wird Ihrem Freundes- und Bekanntenkreis unvergesslich sein. Wörtlich ausgelegt, wird man dazu aber wohl eher «Der Abend, an dem Sarah Job als Einzige nackt zur Party kam» sagen. Und Ihnen witzige Übernamen wie z. B. «The Naked Job» geben. Aber keine Angst, das hält nur so fünfzehn bis zwanzig Jahren. PS: Wann kann man das Ereignis googeln?

Dominique Feusi

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



Paria im Bankenwesen: Eric Delissy, Ex-HSBC-Angestellter.



«Mit den US-Behörden kooperieren»: Finma-Kadermann Branson.

Klub der Verratenen

Viele Schweizer Banker können nicht mehr ins Ausland reisen. Der Bundesrat liess ihre Namen an die USA aushändigen, um die Interessen der Banken zu wahren. Der unglaubliche Verrat an 10 000 Angestellten wurde von höchster Stelle angeordnet. *Von Pierre Heumann*

In Genf existiert seit Mitte Mai eine Gemeinschaft der besonderen Art. Sie bezeichnet sich als «Klub der Verratenen». Zum Klub gehören Angestellte und ehemalige Mitarbeiter von angesehenen Schweizer Banken, darunter Credit Suisse, Julius Bär und HSBC. Wäre der Klub in der Deutschschweiz besser bekannt, könnten sich auch Beschäftigte der Zürcher und der Basler Kantonalbank anschliessen. «Wir brächten es dann auf die stolze Zahl von rund 10 000 Mitgliedern», schätzt Klubgründer Eric Delissy. Nicht nur Banker und Ex-Banker könnten dazu stossen, sondern auch Vermögensverwalter und Rechtsanwälte: alle, deren Namen in irgendeinem Zusammenhang mit dem Amerikageschäft der Schweizer Banken von ihren jetzigen oder früheren Arbeitgebern dem amerikanischen Department of Justice ausgehändigt wurden.

Die Mitglieder kennen nur ein Thema: wie die Bank, für die sie gearbeitet haben, ihre Privatsphäre verletzt und ihre Namen, obwohl sie unschuldig sind, ans Department of Justice ausgeliefert hat. Die einen wissen mit Bestimmtheit, dass ihre Namen der US-Behörde gemeldet wurden, die anderen vermuten es bloss oder wissen es noch nicht. Beides hat Konsequenzen fürs Privatleben, wie Delissy weiss – und selber erfahren hat. Er sah sich

nämlich gezwungen, geplante Familienreisen ins Ausland sofort zu annullieren. Für viele im Finanzgeschäft sind die Konsequenzen freilich viel schlimmer. Sie sind im Bankwesen völlig unverschuldet Parias geworden, weil sie ihr eigener Arbeitgeber den US-Behörden als Steuerverbrecher gemeldet hat. Damit ist es mit der Karriere vorbei. Niemand will sie anstellen. Einige gehen bereits stempeln.

«Sie sind auf den Listen»

Angefangen hat das Ganze Mitte April. Der inzwischen pensionierte Ex-Banker Delissy machte Ferien in Südtalien und las in der Internetausgabe von *Le Temps* über die jüngste Entwicklung im Steuerstreit mit den USA. Der Bundesrat habe den elf Banken, die wegen des Steuerstreits im Visier der USA sind, die Bewilligung erteilt, die Namen derjenigen Mitarbeiter auszuliefern, die in Amerika Kunden betreut hatten. Delissy kontaktierte sofort seinen ehemaligen Arbeitgeber, die HSBC in Genf. Auf Anfrage erhielt er die lakonische Auskunft: «Sie sind auf den Listen.»

Delissy, der früher die Rechtsabteilung und das Generalsekretariat bei HSBC in Genf geleitet hatte, erkannte die Bedeutung dieser Information sofort. Ihm war klar: Der zwischen

der EU und den USA abgeschlossene Auslieferungsvertrag könnte ihm zum Verhängnis werden. Im Ausland drohen ihm, wie auch den anderen Mitgliedern des Klubs, Verhaftung, Auslieferung in die USA, Verhör und vielleicht sogar eine Gefängnisstrafe, obwohl er während seiner Amtszeit nie Kontakt mit US-Kundschaft hatte. Nur eine einzige Verbindung mit den USA gab es: «Im Auftrag der HSBC habe ich vor elf Jahren die damals neuen Richtlinien zu den sogenannten *qualified intermediaries* umgesetzt.» Diese Massnahme hatte die amerikanische Steuerbehörde von Schweizer Banken gefordert, welche amerikanische Kunden betreuen wollten. Zwei Jahre später, 2003, ist Delissy aus der Bank ausgeschieden, um wieder als Anwalt zu arbeiten.

Inzwischen weiss er aus internen Quellen: Um eine Handvoll von Mitarbeitern zu schützen, die tatsächlich im USA-Geschäft tätig waren, hat HSBC etwa 1100 Namen und 30 000 Dokumente an die Amerikaner ausgeliefert, in der Hoffnung, durch Vortäuschung einer vollen Zusammenarbeit mit den USA eine erhebliche Minderung der angedrohten Busse auszuhandeln. Die Verratenen wissen nicht, aufgrund welcher Kriterien HSBC sie ausgewählt hat, um als Sündenböcke zu dienen. Des-

halb hat Delissy bei der Bundesanwaltschaft Strafklage gegen den Verwaltungsrat und den CEO von HSBC eingereicht und erhielt bereits die Bestätigung, dass diese in Bearbeitung sei. Auf Anfrage welscher Zeitungen wollte sich HSBC nicht öffentlich zu den Vorwürfen äussern. Die Bank sei «vollkommen transparent mit den Angestellten, deren Namen in den übermittelten Dokumenten erwähnt sind», wird Schweiz-Chef Franco Morra zitiert.

Rechtsanwalt Delissy ist kein Einzelfall. Massenweise haben Banken persönliche Daten über ihre Mitarbeiter in die USA geschickt – Passkopien, den E-Mail-Verkehr der betreffenden Personen sowie alle Telefonnummern, welche diese vom Büro aus angewählt haben. Besonders schlimm sei, «dass auch Mitarbeiter, die nie Kontakt mit US-Kunden hatten, gar nicht wissen, dass ihre Namen in den an die USA übermittelten Dokumenten erwähnt werden», sagt der Rechtsanwalt Alexander Glutz von der Zürcher Kanzlei Holenstein, der zahlreiche Bankmitarbeiter vertritt. Diese leben mit dem Risiko der Verhaftung, sobald sie die Schweiz verlassen. Betroffene verlangen jetzt mit Zivilklagen von den Banken vollständige Auskunft über alle sie betreffenden Daten, welche an die US-Strafverfolgungsbehörden übermittelt worden sind. Bisher sei diese verweigert worden, sagt Glutz.

Nach Widmer-Schlumpfs Reglement

Eigentlich sind laut Gesetz «Handlungen für einen fremden Staat» (Art. 271 StGB) ohne Bewilligung verboten und werden bestraft. Eine solche Bewilligung kann jedoch nur im bestehenden rechtlichen Rahmen erteilt werden. Doch der Bundesrat beschloss an seiner Sitzung vom 4. April, eine Ausnahme zu machen.

Er erlaubte den Banken, sich der US-amerikanischen Rechtsordnung zu unterwerfen, selbst wenn es um Handlungen in der Schweiz geht, denen Schweizer Recht entgegensteht.

Zur Wahrung ihrer Interessen, insbesondere zur Darlegung ihres Geschäftsgebarens, wurde den Banken die Bewilligung erteilt, Daten über Bankmitarbeitende und Dritte im grenzüberschreitenden US-Geschäft auszuhändigen, wie der Bundesrat schrieb. Er war von der Angst getrieben, die Weigerung, die Namen von Angestellten preiszugeben, könnte in Amerika als Obstruktion interpretiert werden, womit sich die Banken einer verschärften Gefahr der Anklage aussetzen würden.

Schlag auf Schlag folgten die nächsten Schritte: Noch am selben Tag erhielten die Rechtsabteilungen der elf Banken einen Brief des SIF, des Staatssekretariats für internationale Finanzfragen im Departement von Eveline Widmer-Schlumpf. Eine Woche später wandte sich auch die Finanzmarktaufsicht Fin-

Massenweise haben Banken persönliche Daten über ihre Mitarbeiter in die USA geschickt.

ma an die Banken und empfahl ihnen ebenfalls, «im Rahmen der durch diesen Bundesratsbeschluss geschaffenen Möglichkeiten mit den US-Behörden zu kooperieren» – so wie das der Bundesrat nahelege. Unterschrieben war die Aufforderung zum Verrat von Mark Branson, dem Leiter Geschäftsbereich Banken, und von Jan Blöchliger, der als General Counsel's Office zeichnete. Die Bewilligung sei bis Ende März 2014 befristet; auf Gesuch könne sie verlängert werden, schrieb die Finma.

Wohl war es offensichtlich weder dem Bundesrat noch der Finma mit dieser Anleitung zum Verrat der Bankmitarbeiter. Jedenfalls wollen sie die Verantwortung für die Folgen nicht übernehmen. Mit der Erlaubnis zur Herausgabe der Daten verbanden sie nämlich eine deutliche Warnung an die Banken: Sie hät-

ten die rechtlichen Verantwortlichkeiten selber abzuklären. Mit anderen Worten: Der Bundesrat gab den Banken einerseits grünes Licht, den Informationswünschen der Amerikaner nachzukommen. Doch gleichzeitig versuchte er, sie für die juristischen Konsequenzen verantwortlich zu machen.

Die Herausgabe von Mitarbeiterdaten zur Strafverfolgung kollidiert in der Tat mit diversen Gesetzen. Die Herausgabe setzt ein internationales Amts- oder Rechtshilfeverfahren voraus. Auch die Vorschriften des Datenschutzes müssten beachtet werden. Zudem dürfen solche Übermittlungen nicht den Straftatbestand des wirtschaftlichen Nachrichtendienstes laut Art. 273 StGB erfüllen.

Die Ermächtigung, Informationen über Mitarbeiter nach Amerika zu schicken, widerspricht auch krass dem Arbeitsrecht. «Der Arbeitgeber hat das Persönlichkeitsrecht des Angestellten zu schützen», sagt Thomas Geiser, Experte für Arbeitsrecht an der Universität St. Gallen. Insbesondere müsse die Bank verhindern, dass der Angestellte strafrechtliche Verfolgung riskiere. «Falls ein Arbeitnehmer, dessen Daten an die USA geliefert wurden, dort Probleme haben sollte, haftet der Arbeitgeber», sagt Geiser – vorausgesetzt natürlich, dass sich der Angestellte stets so verhalten hat, wie die Bank das von ihm erwartet hat.

Dass der Bundesrat bei amerikanischen Drohgebärden Schweizer Recht aufweicht, ist nicht neu. Doch als der Bundesrat und die Finma vor drei Jahren die Bewilligung für die Aushändigung der Kundennamen gaben, existierte immerhin noch ein *Verdacht* auf strafbares Handeln der betroffenen Kunden. Jetzt aber lassen der Bundesrat und mit ihm die Finma zu, dass auch Namen von Angestellten in der Schweiz an die US-Behörden übermittelt werden, und dies, ohne dass ein Anfangsverdacht vorhanden ist. ○

Typisch
Schweiz
Typisch
Volg



«Volg und wir –

das geht auf.»

«Mit der Bäckerei in Thusis übernahmen wir vor zwölf Jahren das 1896 patentierte Zwieback-Rezept von Josef Laim. «Laim's Castell Zwieback» von Volg wird noch heute nach diesem Rezept gebacken. Wir setzen auch bei den Zutaten auf beste Qualität, denn zufriedene Kunden kommen wieder. Und wie bei Volg weiss man bei uns, wer dahinter steht. Das stärkt das Vertrauen.»

Felix Schmid
Besitzer und Geschäftsführer
der Bäckerei Attenhofer, Thusis



«Waffen, Waffen, Waffen!»

Der Widerstand gegen das Assad-Regime organisiert sich straffer, die religiöse Motivation in seinen Reihen wird stärker. Von einem «Endkampf» gegen das Regime zu sprechen, ist jedoch verfrüht, sagt James Harkin. Bis vor wenigen Tagen hat er als Reporter Rebellen in Nordsyrien begleitet. *Von Urs Gehriger*



«Austausch via Internet»: Rebellen in Aleppo feiern den Tod des syrischen Verteidigungsministers.

James Harkin, Sie kommen direkt aus Syrien, wo Sie zehn Tage mit der Opposition verbracht haben. Wie ist die Stimmung unter den Kämpfern?

Seit den jüngsten Anschlägen und Gefechten in Damaskus und in Aleppo ist die Stimmung sehr optimistisch. Wenn man die Aufständischen, die mehrheitlich lediglich mit Kalaschnikows bewaffnet sind, auf die Überlegenheit des Assad-Regimes anspricht, erhält man meist die Antwort: «Wir werden gewinnen, so Gott will.» Parallel zur steigenden Intensität des militärischen Konflikts sind die Aufständischen heute stärker religiös motiviert als noch vor einigen Monaten. Das macht aus ihnen nicht zwingend gute und effektive Kämpfer. Die meisten, besonders die radikal religiösen Salafisten, fallen in erster Linie durch ihre Todesverachtung auf.

Seit Beginn des Ramadan letzte Woche haben die Rebellen ihre Offensive verschärft. Wie wichtig sind die Eroberungen von Grenzposten?

Strategisch sind sie von geringer Bedeutung. Politisch sind sie eine Hypothek. Damit düpiert die Freie Syrische Armee (FSA) ihre Gastgeber in der Türkei, und sie werden kaum helfen, die Rebellen bei der irakischen Regierung beliebt zu machen. Ein FSA-Kommandant in Aleppo sagte mir, seine Truppen hätten es in der Vergangenheit bewusst vermieden, Grenzposten zu erobern oder Grenzwächter zu töten. Da die FSA die Gegend um die Grenzposten kontrolliert, macht dies auch keinen Sinn. Ich denke, die Erstürmung diene ausschliesslich Propagandazwecken. Man wollte zeigen, dass verschiedene Rebellengruppen im Tandem zusammenarbeiten können.

Wer koordiniert die Angriffe der Aufständischen? Gibt es ein funktionsfähiges Zentralkommando?

Die Kämpfe, welche ich während der letzten neun Monate beobachtet habe, wurden nicht von einer Zentrale aus gelenkt. Als ich im Februar in Damaskus Überläufer aus der regulären syrischen Armee fragte, ob sie Instruktionen von ausserhalb ihrer Gruppe erhielten, war die Antwort stets ein Nein. Sie seien im Kontakt mit anderen Rebellengruppen, aber sie würden von niemandem Befehle entgegennehmen. Die meisten wollten einfach ihre Bevölkerungsgruppe beschützen. Ähnlich äusserten sich FSA-Offiziere in lokalen Dörfern. Die meisten gaben an, sie stünden in einer losen Struktur ohne hierarchisches Kommando. Die Koordination unter den Gruppen hat in jüngster Zeit jedoch zugenommen.

Wie organisieren sich die Truppen in den Städten wie Damaskus oder der nordwestlichen Millionenstadt Aleppo, wo in den letzten Tagen heftig gekämpft wurde?

Besonders in den Grossstädten agieren die Regimegegner heute viel stärker unter einem Zentralkommando. In Homs habe ich vor wenigen Monaten noch beobachtet, wie sich drei Rebellengruppen konkurrierten. Inzwischen scheint es eine einheitliche Kommandostruktur zu geben. Die Kämpfer tauschen sich mit Aufständischen in anderen Städten via Internet aus.

Nach aussen vermitteln die Rebellen das Bild einer zusammengewürfelten «Lumpenarmee». Aus welchen Gruppen setzt sich der bewaffnete Widerstand zusammen?

Das scheint von Region zu Region anders zu sein. Ein Aktivist, der mich auf meiner Reise begleitet hatte, machte folgende Schätzung: 50 Prozent der FSA sind Salafisten, 25 Prozent Muslimbrüder, der Rest setzt sich aus Deserteuren der regulären Armee zusammen. Die Perspektive der Salafisten hat sich im Lauf des Krieges geändert. «Zuerst sprachen die Salafisten häufig von Zivilgesellschaft und Religionsfreiheit», so mein Begleiter, «doch nun geben immer mehr von ihnen an, ein Emirat auf der Basis der Scharia zu gründen.»

Haben Sie Al-Qaida-Kämpfer getroffen?

Al-Qaida existiert in entlegenen Ecken Syriens. Viele von ihnen sind ausländische Kämpfer, aber sie geniessen null Respekt oder Unterstützung im Volk. Die Oppo-

sition betont vor internationalen Medien immer wieder, dass sie keine Al-Qaida-Kämpfer in ihren Reihen dulden würde. Einige sagten gar, sie würden Al-Qaida-Getreue verbannen oder exekutieren, wie es im März in Homs vorgekommen ist.

Was sehen die Aufständischen als ihre grösste Hürde auf dem Weg zur «Befreiung» Syriens?

Alle Kämpfer, die ich getroffen habe, sagen dasselbe: «Waffen, Waffen, Waffen!» Sie bekunden kein Interesse an Politik – alles dreht sich zurzeit um militärische Strategie.

Woher und auf welchen Wegen erhalten sie ihre Waffen?

Es gibt drei Hauptquellen. Überläufer bringen immer ihre Waffen mit in den Widerstand. Dies ist die erste und offensichtlichste Waffenressource. Zweitens: Diebstahl von der syrischen Armee, entweder durch Angriffe auf militärische Konvois oder durch Korruption innerhalb der offiziellen Armee. Einige syrische Offiziere machen mit dem Waffenverkauf an Rebellen offenbar ein gutes Geschäft. Die dritte Quelle sind «ausländische Freunde», wie Rebellen sagen: Exil-Syrer, Geschäftsleute, Familienmitglieder in den Nachbarstaaten. Obwohl Aufständische nicht gerne darüber sprechen, ist es offensichtlich, dass substantielle Unterstützung aus

Katar, Saudi-Arabien und den Vereinigten Arabischen Emiraten kommt. Das Gros der Waffen wird nicht über offizielle Regierungskanäle verschoben, sondern via private Zulieferer.

Zu welchen Preisen werden sie gehandelt?

Die Preise sind drastisch gestiegen. Im März erzählte mir ein 18-jähriger Kämpfer in Homs, eine Kalaschnikow kostete 150 000 Syrische Lira (rund 2300 US-Dollar). Vor dem Konflikt war sie für 7000 zu haben. Der Preis einer Gewehrpatrone kostete im März 250 Syrische Lira (3,80 US-Dollar). Vor dem Krieg lediglich drei Lira. Inzwischen werden offenbar noch höhere Preise bezahlt.

In den letzten Tagen war viel von Chemiewaffen die Rede. Wie gross ist die Angst vor Assads Arsenal?

Das ist die grösste Angst der Rebellen, die ich getroffen habe, viel grösser als die Angst vor der Luftwaffe, die bisher auch noch nicht eingesetzt worden ist.

«Niemals» würden Chemiewaffen «gegen unsere eigenen Bürger» eingesetzt werden, «nur im Fall einer ausländischen Aggression», teilte das syrische Aussenministerium am Montag mit.

Ich zweifle, dass dies die Gemüter beruhigt. Gerüchte machen die Runde, wonach Chemiewaffen von Militärstützpunkten in der Nähe von Homs verschoben worden seien. Dafür gibt es keine nachprüfaren

Beweise, doch sie dokumentieren die nervöse Stimmung.

In zahlreichen Medien wird vom «Endkampf» gegen das Assad-Regime geschrieben. Stehen die Rebellen kurz vor dem Sieg?

Ich bin skeptisch. Aus meiner Sicht tragen Al-Dschasira und andere einseitig berichtende Pro-Rebellen-Medien eine gewisse Verantwortung für die Toten in Syrien. Sie haben die Chancen der Rebellen auf Erfolg in jedem Stadium des Kampfes systematisch aufgeblasen und unterlegen die Berichterstattung mit Aufzeichnungen von «sozialen Medien», die schwer zu verifizieren sind. Wenn sich die geschürten Hoffnungen in Staub auflösen, sind sowohl Uno-Überwacher als auch Journalisten wieder zu Hause im warmen Bett, während die Rebellen oft ein grausames Schicksal erwartet. Dennoch habe ich den Eindruck, dass die Zeit letztlich für die Rebellen arbeitet. Sie scheinen entschlossen, in blutigem Kleinkrieg das Regime Stück um Stück vom Sockel zu spitzen.



James Harkin

Der Autor war in den letzten neun Monaten drei Mal als Reporter in Syrien. Die Berichte des gebürtigen Iren erschienen unter anderem in *Newsweek*, *The New Republic*, *The Atlantic*, *Guardian* und *Observer*.

Im Durchschnitt ist jeder pro Jahr 8 Tage krank.

Wir interessieren uns nicht für den Durchschnitt, wir interessieren uns für Sie. Deshalb sind wir mit kostenloser medizinischer Beratung rund um die Uhr für Sie da.

Informieren Sie sich in einer der 120 Agenturen, per Telefon 0844 277 277 oder auf www.css.ch. **Ganz persönlich.**





Möglichst viele Schlüsselstellen besetzen: Regierungschef Victor Ponta (l.) und Staatspräsident Traian Basescu.

Von einer Kamarilla umgeben

Rumänien ist in Aufruhr. Eben wurde Präsident Basescu durch Regierungschef Ponta abgesetzt. Der frühere Ministerpräsident Nastase unternahm einen Selbstmordversuch. Was geht vor sich? Der schweizerisch-rumänische Industrielle Dimitri Sturdza erklärt die Lage. *Von Peter Hartmann*

Herr Sturdza, Victor Ponta ist seit dem 7. Mai Ministerpräsident, am 6. Juli hat er per Parlamentsbeschluss den Staatspräsidenten Traian Basescu des Amtes enthoben. Ein Staatsstreich? Wer blickt noch durch in Rumänien?

Die Absetzung wirft ein sehr schlechtes Licht auf das Land. Aber sie ist nicht a priori undemokratisch. Man könnte sogar Parallelen zur Schweiz ziehen. Zu Christoph Blocher, der aus dem Bundesrat gewählt wurde, zu Elisabeth Kopp, die aus der Regierung getrieben wurde, zur jungen Ruth Metzler.

Aber das waren reguläre Entscheide des Parlaments oder eine Konsequenz, die Frau Kopp selber zog, in Rumänien wurde die Verfassung durch Notrecht verbogen...

Man könnte die Lage in Rumänien auch mit Frankreich vergleichen, mit der Co-

habitation von Mitterrand und Chirac, die das Land blockierte. Es herrscht ein Patt. Die Partei Pontas, die sozialdemokratische PSD, versucht jetzt, möglichst rasch möglichst viele Schlüsselstellen zu besetzen. Das geht bis zum Staatspräsidium.

Am Sonntag befindet das Land in einem Referendum über den Verbleib Basescus im Amt. Er war ja schon 2007 suspendiert worden und hat dann ein überzeugendes Vertrauensvotum von 75 Prozent erhalten. Welche Überlebenschance hat er diesmal?

Das weiss ich nicht. Aber von nichts kommt nichts. Basescu ist einfach zu wenig gegen die grassierende Korruption eingeschritten. Der Premier Ponta ist erst 39 und hat keine postkommunistische Vergangenheit. Doch ist er noch tragbar, nachdem die Universität Bukarest bestätigt hat, dass er einen Drittel seiner 300-seitigen Doktorarbeit abge-

schrieben hat? Auf zwei Ministerkandidaten, die ebenfalls des Plagiats überführt wurden, musste er bereits verzichten.

Ein Dokortitel in Rumänien ist nicht das Gleiche wie einer in Deutschland oder der Schweiz, er bedeutet keine besondere Auszeichnung, gilt eher als eine Routinearbeit zum Studienabschluss. Ich möchte nicht wissen, wie viele dieser Dissertationen Plagiate sind. Aber diese Fälschung ist peinlich und liefert der Opposition ein starkes Argument.

Doktorvater und Ziehvater Pontas ist Adrian Nastase, der von 2000 bis 2004 Ministerpräsident war. Nastase sitzt im Gefängnis eine zweijährige Strafe ab, als einer der wenigen Politiker, die überhaupt wegen Korruption verurteilt worden sind. Hängt der Fall Basescu damit zusammen? Ein versteckter politischer Racheakt?

Nein, das glaube ich nicht. Nastase war für mich der beste Ministerpräsident Rumäniens seit der Wende von 1989 und hat das Land in vier Jahren entscheidend vorangebracht. Ich habe ihn beraten, wie übrigens alle Regierungschefs von links bis rechts. Aber was er hinter den Kulissen getan hat, ist mir nicht bekannt. Verurteilt wurde er aus einem völlig lächerlichen Grund: wegen eines Fundraising-Dinners, bei dem eine Million Euro zur Finanzierung seines Wahlkampfes zusammengekommen sind. Der Knackpunkt war, dass der Anlass in einer staatlichen Firma stattfand, aber es handelte sich um private Spenden, wie sie in amerikanischen Wahlkampagnen Usus sind. Der Staat kam überhaupt nicht zu Schaden.

Er wurde auch der «Präsident der sieben Häuser» genannt – hatte sich mit Immobilien bereichert. Wie alle andern?

Während der Immobilienblase in Rumänien gab es kaum jemanden, der nicht mit Häusern und Grundstücken gehandelt hat. Die meisten haben das gemacht, das ist wahr.

Nastase droht eine weitere Gefängnisstrafe wegen Erpressung eines rumänischen Diplomaten. Er unternahm am vergangenen 20. Juni einen Selbstmordversuch, als ihn die Polizei zu Hause abholte. Eine Inszenierung?

Ein Polizist, der dabei war, hat mir erzählt, wie sich Nastase die Pistole ansetzte. Ein anderer Polizist warf sich im letzten Moment auf ihn, so dass die Kugel die Halsschlagader knapp verfehlte. Er hat die Strafe inzwischen angetreten.

Wie sauber ist Basescu? Angetreten war er ja auch mit vielen Sympathien im Westen, der Donau-Schiffskapitän, der zum Bürgermeister von Bukarest wurde, dort die wildernden Hunde ausrottete und dann das Steuer des Landes übernahm.

Er hat sich mit einer Kamarilla umgeben, die ihn ruinierte. Mit Leuten, die sich schamlos bereichert haben. Er hatte richtige Ideen, auch im Kampf gegen diese fürchterliche rumänische Krankheit, die Korruption. Aber er hat es in keiner Weise geschafft.

Gibt es eine historische Erklärung für diese endemische Korruption? Die jahrhundertlange Türkenherrschaft? Der Tauschhandel, das Die-eine-Hand-wäscht-die-andere-System in der Armut der Ceausescu-Diktatur?

Ich glaube, sie geht auf das Bakschisch der osmanischen Herrschaft zurück. Eine Gewohnheit, die fast nicht auszurotten ist. Aber durch die moderne Informatik greifen die Kontrollmechanismen, Kapitalbewegungen können nachgeprüft werden. Die Situation ist viel, viel besser geworden.



«Gute Arbeitsmoral»: Unternehmer Sturdza.

Schade, dass diese Fortschritte, die vor allem unter dem Ministerpräsidenten Emil Boc von 2009 bis zu diesem Frühjahr erreicht wurden, durch den Streit der Politiker jetzt wieder blockiert sind. Boc scheiterte an seinem unpopulären Sparprogramm.

Wer ist der Übergangspräsident Crin Antonescu – stammt er aus der Familie des Militärdiktators Marschall Ion Antonescu, der mit Hitler paktierte und hingerichtet wurde?

Nein, nein. Antonescu ist ein Name wie Meier in der Schweiz. Er ist, laut Verfassung, als Senatspräsident ins Präsidentenamt eingespungen, politisch ein Liberaler und Verbündeter der Sozialisten.

Im Herbst finden Parlamentswahlen statt – werden sie dieses chaotische Patt beenden können?

Ich glaube, die USL, eine Formation aus Sozialisten und Liberalen, die heute eine knappe Mehrheit hat, wird 70 Prozent erreichen. Die Leute springen auf den Wagen des Siegers. Antonescu wird wahrscheinlich Präsident und Ponta Premierminister bleiben.

Politiker im Westen, etwa Bundeskanzlerin Angela Merkel, sorgen sich um die gefährdete Rechtsstaatlichkeit und die Unabhängigkeit der Justiz. Ist Rumänien auf dem Weg in die Diktatur?

Keineswegs. Hingegen wird in Rumänien befürchtet, dass die Deutschen in der EU eine vorherrschende Rolle zu spielen beginnen dank ihrer Industrie und ihrer Finanzkraft. Dass sie jetzt anfangen zu diktieren, was zu tun und nicht zu tun ist. Es ist gut, dass die EU und Herr Barroso und nicht die deutschen Parteipolitiker den Weg vorgeben. Das ist die Meinung, die ich von den Leuten auf der Strasse höre.

Ist die Securitate, der gefürchtete Geheimdienst Ceausescus, noch ein Machtfaktor?

Das sind alles wohlhabende Leute geworden... Gott sei Dank. (lacht ironisch) Die halten zusammen und schauen darauf, dass sie

ihre Vorteile nicht verlieren. Sie bilden noch ein Netzwerk, aber mehr in der Art eines Rotary-Clubs als einer Geheimorganisation.

Die Arbeitslosigkeit in Rumänien ist mit 6,8 Prozent wesentlich tiefer im Vergleich zu Spanien oder Portugal, tiefer sogar als in Ostdeutschland. Ein kleines Wunder in der Krise?

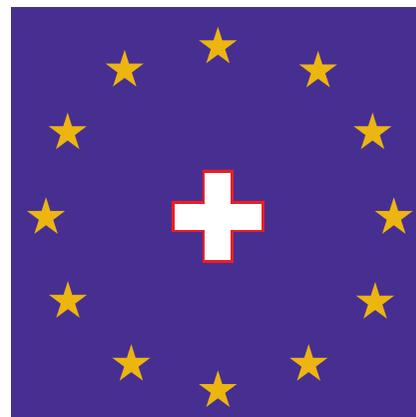
Es ist einesteils die gute Arbeitsmoral: Rumänen wollen arbeiten, um jeden Preis. Man sollte sich nicht vom Zigeunerproblem täuschen lassen. Es gibt hinter dieser Ziffer allerdings sehr viele Billigjobs. Und es fehlt leider bis jetzt eine geregelte Lehrlingsausbildung.

Ihre Vorfahren, Herr Sturdza, waren Fürsten, einer sogar König der Moldau. Ein Sturdza war Ministerpräsident – weshalb haben Sie selber Angebote, als Regierungschef zu kandidieren oder Aussenminister zu werden, immer abgelehnt?

Wissen Sie, ich bin Schweizer und Rumäne, aber als Rumäne hätte ich keine Mannschaft aufstellen können mit Leuten meines Vertrauens. Ich bewundere und liebe die Schweiz als einzigartiges Land mit ihrer direkten Demokratie. In Rumänien sehe ich andere Aufgaben. Ich habe 38 Altersheime gegründet und unterstütze Studenten mit Stipendien.

Dimitri Sturdza ist schweizerisch-rumänischer Doppelbürger und stammt aus einem alten Fürstengeschlecht der Moldau. Der heute 73-jährige Industrielle hat einen ETH-Abschluss als Atomphysiker, war viele Jahre Tennisprofi und Captain des Schweizer Davis-Cup-Teams. Sturdza baute den Kosmetikkonzern Déesse mit mehreren tausend Beschäftigten auf. Er engagierte sich beim Wiederaufbau Rumäniens als Wirtschaftsförderer und Türöffner für ausländische Unternehmen und als überparteilicher Berater aller Regierungen seit der Wende.

Eine glückliche Zukunft



liegt allein in der Erfüllung der Gesetze Gottes

www.Christin-Baer.ch

«König der Welt»

Londons Bürgermeister Boris Johnson ist berüchtigt für seine saftigen Statements. Mit den Olympischen Sommerspielen in seiner Stadt steht er auf dem Höhepunkt. Johnsons Biograf *Andrew Gimson* schreibt in diesem Artikel über eine phänomenale Persönlichkeit mit einem unbändigen Drang nach oben.

Für Boris Johnson, den Bürgermeister von London, beginnt am morgigen Freitag die «grösste Show der Welt». Dieser unnachahmliche Selbstdarsteller strahlt einen Optimismus aus, der unter den Repräsentanten der sonst eher zaghaften politischen Klasse Grossbritanniens beispiellos ist. Als er in seiner Kindheit einmal gefragt wurde, was er später einmal werden wolle, antwortete er: «König der Welt», und mit achtundvierzig kann er sich in dem Ruhm sonnen, das Oberhaupt zumindest einer Weltstadt zu sein.

Nicht, dass dies der Gipfel seiner Ambitionen wäre. Als sein Biograf weiss ich, dass er unbedingt Premierminister werden möchte. Boris Johnson ist jemand, der bei jedem sich bietenden Popularitätswettbewerb sofort mitmacht und natürlich auch gewinnen will. Anfang Mai wurde er als Bürgermeister von London für eine zweite Amtszeit wiedergewählt – ein bemerkenswerter Erfolg für einen konservativen Politiker in einer Stadt, in der die Labour Party allen Umfragen zufolge klar in Führung liegt.

Johnson hat die aussergewöhnliche Gabe, Menschen, die ihn womöglich verachten, dazu zu bringen, ihn trotzdem zu wählen. Das schafft er nicht zuletzt, weil er die Politik des gegenwärtigen Premierministers und Tory-Chefs David Cameron bei jeder Gelegenheit attackiert. Es gibt oberflächliche Ähnlichkeiten zwischen ihnen: Beide haben Englands berühmteste Internatsschule Eton besucht und anschliessend in Oxford studiert, wo sie dem Bullingdon Club angehörten, dessen Mitglieder marineblaue Fräcke tragen und sich zu wüsten Trinkgelagen treffen.

Klassischer Aussenseiter

Tatsächlich aber sind Cameron und Johnson sehr unterschiedliche Charaktere. Cameron ist ein typischer Vertreter des Establishments, der immer tun wird, was seine Beamten für sinnvoll halten. Johnson dagegen ist der klassische Aussenseiter, der gern dazwischenfunkelt und die üblichen Ansichten in Frage stellt.

Dieser Unterschied im Temperament hat natürlich politische Folgen. Schon im Juni 2011 erklärte Johnson, dass es besser für Griechenland sei, wenn es den Euro aufgibt und wieder zur Drachme zurückkehrt. Cameron dagegen drängt die Länder der Euro-Zone alles zu tun, um die Gemeinschaftswährung zu einer Erfolgsgeschichte zu machen.

Johnsons Popularität verdankt sich nicht zuletzt seiner Neigung, kein Blatt vor den



Verspottet und respektiert: Bürgermeister Johnson als Wachsfigur bei Madame Tussauds.

Mund zu nehmen. Im August letzten Jahres wurde die gesamte politische Klasse des Vereinigten Königreichs von den gewaltsamen Unruhen in London überrascht. Johnson machte zu der Zeit Urlaub in den Rocky Mountains und musste sich den Vorwurf gefallen lassen, nicht umgehend zurückgekehrt zu sein. Doch schon bald nach seiner Rückkehr ergriff er die Initiative, als er während eines Radiointerviews die Regierung aufforderte, die Stellenstreichungen bei der Polizei zu überdenken. Damit wandte er sich gegen die offizielle Linie, aber er hatte genau das ausgesprochen, was die Leute am Kneipentresen sagten: Dies ist nicht die Zeit für Einsparungen bei der Polizei.

Kein Interesse am harmonischen Einerlei

Mit seiner anarchischen Provokationslust fiel er schon 1989 als Korrespondent des *Daily Telegraph* in Brüssel auf. Der Präsident der Europäischen Union, Jacques Delors, drängte in Richtung einer Wirtschafts- und Währungsunion. Die britische Premierministerin Margaret Thatcher lehnte das vehement ab, was letztlich zu ihrem Sturz Ende 1990 führte. Die meisten Brüsseler Korrespondenten behandelten die Europäische Union mit Respekt, nicht so Johnson – er machte mit einigen Berichten Furore, die, obschon sachlich angreifbar, Delors' Bestrebungen, die Souveränität der Nationalstaaten immer weiter zugunsten von Brüssel einzuschränken, in ein dramatisches Licht tauchten.

1994 nach London zurückgekehrt, trat er in mehreren Fernsehsendungen auf, und zwar scheinbar völlig unvorbereitet. Er unterhielt das Publikum, indem er den Oberschussel spielte – eine Kunst, die er als Schüler in Eton gelernt hatte.

Johnson hat ein ausserordentlich gutes Gedächtnis. Sein alter Latein- und Griechischlehrer erzählte mir, dass er keinen anderen Schüler kenne, der in diesen beiden Sprachen so rasche Fortschritte gemacht habe. Johnson wusste aber, dass es unterhaltsamer ist, wenn er bei seinen Fernsehauftritten gegen den Strom schwimmt, statt bei dem üblichen harmonischen Einerlei mitzumachen.

1999 wurde Johnson zum Chefredaktor des *Spectator* berufen, der renommierten konservativen Wochenzeitung in England. Er lud mich ein, an den wöchentlichen Redaktionskonferenzen teilzunehmen, die am Donnerstagsvormittag stattfanden. Ich bekam den ehrenvollen Titel Auslandsredaktor, auch ohne redaktionelle Aufgaben wahrnehmen, geschweige denn ins Ausland reisen zu müssen.

Die Konferenzen unter Boris Johnson sind die angenehmsten, die ich jemals erlebt habe. Man konnte wirklich jeden Witz erzählen, der einem gerade einfiel. Johnson wollte eine möglichst gute Zeitung machen, aber die Mitarbeiter sollten sich eben auch gut unterhalten.

Darin liegt ein Schlüssel zu seiner Popularität: Er will, dass sich alle fabelhaft unterhalten, inklusive er selbst. Damit brachte er sich in Schwierigkeiten. Er ist mit Marina Wheeler verheiratet, hat vier Kinder mit ihr, hatte gleichzeitig aber eine lange Affäre mit Petronella Wyatt, einer Journalistin, die für den *Spectator* arbeitet. Allmählich wurde sein Leben auf bedrohliche Weise kompliziert, denn obwohl er bei seiner Ernennung zum Chefredaktor des *Spectator* zugesagt hatte, sich nicht um einen Parlamentssitz zu bewerben, kandidierte er 2001 in Henley, südöstlich von Oxford, und gewann die Wahl.

Viele Leute sagten, Johnson könne nicht gleichzeitig Chefredaktor und Abgeordneter sein, aber eine ganze Weile verband er beides. 2004 kam es schliesslich zur Katastrophe,

Er will, dass sich alle fabelhaft unterhalten. Damit brachte er sich in Schwierigkeiten.

als in einem Leitartikel des *Spectator* die Liverpooler für ihre «rührselige Sentimentalität» kritisiert und mehrere falsche Tatsachenbehauptungen über die Katastrophe im Fussballstadion von Hillsborough aufgestellt wurden, bei der fast hundert Liverpooler Fans ums Leben gekommen waren.

Michael Howard, Parteichef der Konservativen und ein Anhänger des FC Liverpool, war empört und forderte Johnson auf, sich bei den Liverpoolern persönlich zu entschuldigen – er solle nur mit der Lokalpresse sprechen, nicht mit Vertretern der nationalen Medien. Es kam zu grotesken Szenen, als Johnson in Liverpool von Reportern der nationalen Presse verfolgt wurde.

Zu früh als Politclown abgeschrieben

Einige Wochen später fand die Boulevardpresse heraus, dass Wyatt ein Kind von Johnson hatte abtreiben lassen. Er selbst bezeichnete die Meldung als einen «absolut hirnrissigen Quatsch», was von der Boulevardpresse genüsslich als Lüge entlarvt wurde. Johnson findet, dass Politiker über ihr Privatleben lügen dürfen, aber klüger wäre es gewesen, nichts zu sagen. Howard riss daraufhin der Geduldsfaden, und er entzog ihm den Job des kulturpolitischen Sprechers der Konservativen. Das hätte das Ende von Johnsons politischer Karriere sein können.

Er war sehr populär bei konservativen Aktivisten, seine Art kam bei ihnen genauso gut an wie bei den Wählern. Diese Mischung aus Verletzlichkeit und Unerschrockenheit, die er verkörperte, finden die Leute attraktiv, und ebenso seine Neigung zu Frauen, die von vielen englischen Politikern meist mit einer gewissen Geringschätzung behandelt werden. Johnson kann zu Leuten, die ihn nur vom Fernsehen

her kennen, sofort eine emotionale Beziehung herstellen.

Aber die Parteiführung hielt ihn für ganz und gar unzuverlässig, und viele seriöse Beobachter schrieben ihn schon als Politclown ab. Als das Amt des Führers der Konservativen neu besetzt werden musste, konnte der skandalumwitterte Johnson nicht seinen Hut in den Ring werfen, sondern musste die Kandidatur des bislang relativ unbekanntenen Cameron unterstützen.

Alternative zu Cameron

Nachdem Cameron gewählt worden war und er sich als ganz geschickt erwies, sah er keine Notwendigkeit, Johnson mit wichtigen Aufgaben zu betrauen. Johnson beschloss daher, für das Amt des Bürgermeisters von London zu kandidieren, und im Mai 2008 besiegte er zur grossen Überraschung den vermeintlich unschlagbaren Amtsinhaber, den Labour-Politiker Ken Livingstone.

Der Londoner Bürgermeister hat nicht viel Macht, aber er kann für Aufmerksamkeit sorgen. Im Fall von Boris Johnson wird das noch zusätzlich befördert durch seine Entertainerqualitäten und seine umstrittene Entscheidung, eine wöchentliche Zeitungskolumne zu schreiben.

Seine Ansichten sind nicht durchweg populär. In der Bankenkrise konnte man ihn als resoluten Verteidiger der Banker erleben, die einen wichtigen Beitrag für den Finanzplatz London leisteten. Aber die Leute sahen, dass er sich für London einsetzte, und ihnen gefiel die Unerschrockenheit, die sich angenehm von Camerons vorsichtiger Art abhob.

Johnson ist einer der wenigen britischen Politiker, die tatsächlich für Aufsehen sorgen, wenn sie auf die Strasse gehen. «Boris», wie er allgemein genannt wird, kann selbst diejenigen ansprechen, die ihn gern verspotten.

Seine Kritiker sagen, dass er als Bürgermeister wenig erreicht hat. Er hat zwar ein erfolgreiches Leihfahrradsystem eingeführt, doch es ist ihm nicht gelungen, den Bau eines neuen Flughafens durchzusetzen. Aber selbst seine Kritiker müssen zugeben, dass er ein ausgezeichnete Botschafter ist. Er versteht es, London nach aussen zu repräsentieren – ein Talent, das ihm während der Olympischen Spiele zugute kommen dürfte.

Immer mehr konservative Abgeordnete sind der Ansicht, dass Johnson, falls Premierminister Cameron bei den nächsten Wahlen (voraussichtlich 2015) keinen Sieg einführt, eine Chance verdient habe, sich als Parteichef zu beweisen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Andrew Gimson ist Autor der Biografie «Boris – The Rise of Boris Johnson», erschienen bei Simon & Schuster.

1. August

Zur Lage der Nation

Wo steht das Land? Was läuft gut, was schlecht? Wer sind die Hoffnungsträger? Antworten von rechts bis links.

- 30 Was macht die Schweiz aus?
Die grosse Umfrage

- 36 Zur Lage der Nation:
Urs Paul Engelters Analyse

- 40 Good News: Federer, FDP,
Nationalbank etc.

- 41 Bad News: EU, Hildebrand,
FC Basel etc.

- 42 Historiker Thomas Maissen:
Alpen, Blocher, Sonderfall

- 48 Foto-Essay: Schweizerinnen
zeigen ihre Lieblingsorte

- 54 Adolf Muschg: Meine
Schweiz in fünf Kapiteln

- 60 Schweiz in Zahlen

- 66 Rudolf Strahm:
«Das Land funktioniert»

- 67 Henner Kleinewefers:
«Zeit der Krisen»

- 68 Thomas Jordan:
Wer ist der SNB-Präsident?

- 74 Michelle Hunziker:
Zierde der Nation

- 77 MvH: Mein blinder Flecken

- 78 Schweizer Sternstunden:
Von Winkelried bis Federer

- 82 Talentierte Jungpolitiker

- 84 Uhrenkönig René Beyer

- 88 Hummler, Tettamanti, Model:
Die modernen Rebellen

- 90 Wirtschaftswunder Singapur

- 94 Junge Schweizer:
Moderatorin Gülsha Adilji

- 96 Thomas Hürlimann:
«In der Asche ist noch Glut»

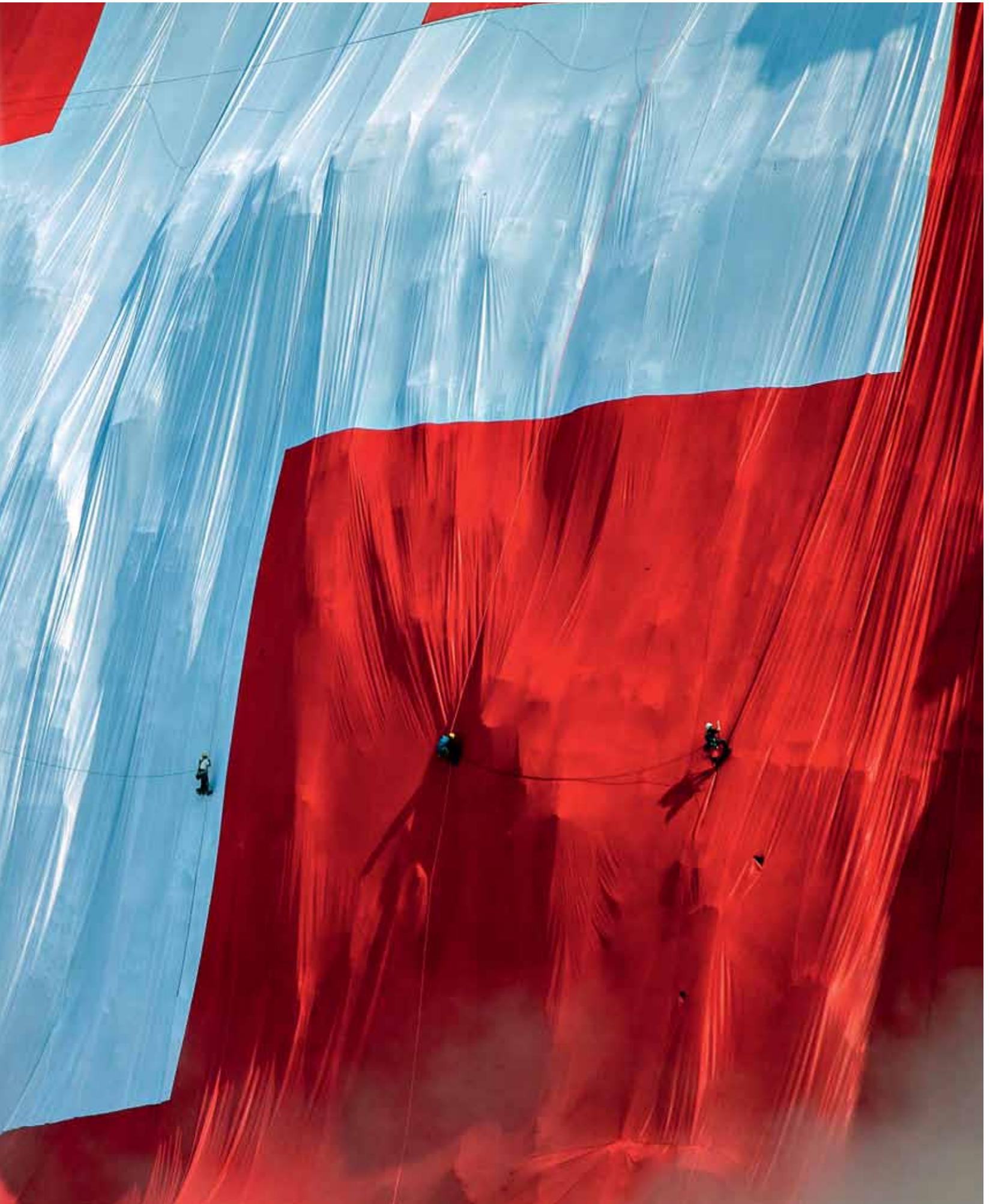
- 100 Mutige Schweizer und ihre
Helden von heute

- 102 Drei Monate auf der Alp –
eine Liebesgeschichte

- 106 Die besten Schweiz-Witze



Aufstieg am Säntis: Kletterer auf einer 14 000 Quadratmeter grossen Landesflagge.



«Mehr als Schokolade und Schnee»

Dreissig Unternehmer, Künstler, Politiker, Sportler und Promis beantworten eine der beiden Fragen: **Was macht die Schweiz zur Schweiz?** Was bedeutet Ihnen Heimat? Von *Andreas Kunz und Christoph Landolt*

Doris Leuthard, 49, Verkehrsministerin

Ein wunderschöner Fleck Erde! Ein einmaliges staatliches Gemeinwesen! Ein engagiertes, freiheitsliebendes Volk! Das sind die wichtigsten Zutaten für das Erfolgsmodell Schweiz.

So haben wir über Jahrhunderte unsere Grundrechte, unser Wohlfahrtssystem, die Infrastrukturen entwickelt und die Schweiz mit unseren vier Landessprachen und Kulturen erfolgreich als weltweit geachtete Nation aufgebaut. Dies in Hochachtung vor Freiheit und Demokratie. Kein Wunder, ist die Schweiz attraktiv und für viele ein Paradies, in dem auch sie gerne leben würden. Kein Wunder, kehren wir alle nach Reisen immer wieder gerne nach Hause zurück, in unsere Heimat. Damit die Schweiz in der globalisierten Welt mit neuen Mächten ihren Platz weiterhin bewahren kann, sind Anstrengungen nötig.

Freiheit bedeutet nicht, sich nicht um die anderen zu kümmern. Freiheit bedeutet nicht Alleingang. Wer das darunter versteht und so den Menschen Sicherheit verspricht, der wird am Schluss beides verlieren – die Freiheit und die Sicherheit. Wer wirkliche Freiheit will, dem muss jede Ideologie, jedes Dogma wider den Strich gehen – egal, ob diese ökonomisch oder ökologisch geprägt sind, technokratisch, religiös oder politisch.

Denn so wie Stacheldraht die Freiheit der Menschen einschränkt, so bremsen Ideologien die Entwicklung. Ideologien sind Fesseln der

bewahren. So viel Anpassung und Kooperation wie nötig, so viel Freiheit wie möglich!

Patrick Aebischer, 57, Präsident ETH Lausanne

Heimat heisst für mich eine Schweiz, die weltweit geschätzt wird wegen der Qualität der Arbeit ihrer Handwerker, Meister und Ingenieure, die hervorragende Schokolade, Uhren, Infrastrukturen, Maschinen, Medikamente, Finanzinstrumente und hervorragenden Tourismusservice anbieten.

Heimat heisst für mich die Ausstrahlung der Schweiz durch ihre Werke, in Kunst und Architektur, vom Jazzfestival in Montreux bis zum Lucerne Festival, von der Verrazano-Brücke in New York bis zum Olympiastadion in Peking, aber auch durch die Friedenspolitik, durch das Internationale Komitee vom Roten Kreuz, das Cern und viele andere internationale Institutionen.

Heimat heisst für mich die EPFL, die wie alle unsere Universitäten Studenten und Forscher aus der ganzen Welt aufnimmt, angezogen von der Qualität der Forschung und der Lehre – und nicht nur wissenschaftliche Exzellenz haben sie angezogen, auch die Lebensqualität und die Landschaft. Heimat heisst für mich schliesslich, in den Gassen der Altstadt von Freiburg zu schlendern, dort, wo ich aufgewachsen bin. Als Schweizer habe ich, wie Hugo Loetscher sagte, viele Heimaten: sprachliche, konfessionelle, kulturelle ... Dies ist eher ein Vorteil, denn es gibt uns eine Weltöffnung, die in dieser globalen Welt immer wichtiger wird.

Harry Hohmeister, 48, CEO Swiss

Die grösste Auffälligkeit – wenn man wie ich von aussen kommt – ist, dass die Schweiz so gut funktioniert und dass die Menschen hier dies nicht einmal als bemerkenswert empfinden. Man könnte es zivilisierte Sicherheit nennen. Ich meine damit nicht einfach persönliche Sicherheit im Sinne von Schutz von Eigentum, Leib und Leben, sondern eine allgemeine Zuverlässigkeit über alle möglichen Bereiche hinweg, vom Gesundheitswesen bis zur Energieversorgung, von der Post oder SBB bis zur Swiss. Zudem hat individuelle Eigenständigkeit einen äusserst hohen Stellenwert in der Kultur des Landes. Das spüre ich auch im Unternehmen stark.



«Gassen der Altstadt»: Wissenschaftler Aebischer.



«Freiheit»: Bundesrätin Leuthard.



«Where the heart is»: Regisseur Steiner.



«Zivilisierte Sicherheit»: Swiss-Chef Hohmeister.

Freiheit. Wer aber die Freiheit in Ketten legt, der legt auch das Denken und die Kreativität der Menschen in Ketten. Dass die Schweiz heute den grossen Wirtschaftsmächten auf Augenhöhe begegnen kann, verdanken wir dem Umstand, dass wir stets unseren demokratisch legitimierten Weg gegangen sind. Erfolgreich als Willensnation, als soziale Gesellschaft und als starker Wissenschafts- und Wirtschaftsstandort sind wir nur, wenn wir uns die Freiheit zum Denken und Handeln



«Das Panorama»: SRF-Direktor Matter.

Beachtlich ist, dass das Streben nach individueller Eigenständigkeit nicht automatisch zu einer Egoismus-Kultur geführt hat. Die Schweiz hat es geschafft, über das Gemeindeleben, über zivile Vereine, über den Militärdienst, über eine mittelständische Prägung ein starkes Gemeinschaftsgefühl, ein Nationalgefühl, zu schaffen – auch dessen sind sich die Schweizer selber vielleicht gar nicht so bewusst. Das fängt schon beim Autofahren mit gegenseitiger Rücksichtnahme an, und ich

kenne kaum ein Land, in dem so viele private Haushalte im Garten ihre Landesfahnen gehisst haben. Man spürt die Solidarität.

Dieses Selbstverständnis, das die Schweizerinnen und Schweizer gegen innen pflegen, findet nach aussen gerichtet kaum statt. Dabei ist die Exportnation Schweiz eines der wirtschaftlich stärksten Länder Europas, gemessen an ihrer Grösse vielleicht sogar das stärkste. Das sollte sich im aussenpolitischen Auftritt auch widerspiegeln. Die Schweiz beweist, dass



«Nachteule und Rotfuchs»: Musiker Hofer.



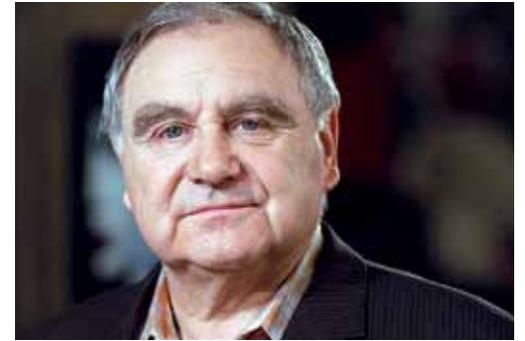
«Starkes Selbstbewusstsein»: Hellseher Shiva.



«Völlig frei»: Astronaut Nicollier.

Jörg Schneider, 77, Schauspieler

Vor allem wir Schweizer mit all unseren Stärken und Schwächen machen die Schweiz zu dem, was sie ist. Dann sicher die Vielseitigkeit und Schönheit unserer Landschaften. Der neutrale, föderalistische Kleinstaat, der jahrzehntlang von Kriegen und politischen Aufständen verschont geblieben ist. Und in der Folge von alledem das Gefühl, dass wir Schweizer wertvoller sind als die ganze Menschheit rund um uns herum. Zum Stolz,



«Etwas besser»: Volksschauspieler Schneider.

Grösse allein kein Erfolgsfaktor ist. Ich würde mir da mehr Engagement und mehr Selbstbewusstsein in Bezug auf Europa wünschen.

Michael Steiner, 42, Filmregisseur

Der Begriff Heimat ist bei mir verknüpft mit der Lebensweisheit: *Home is where the heart is.*



«Neues integrieren»: Schauspieler Leal.

Rudolf Matter, 58, Direktor SRF

Sollte hier eine Liebeserklärung an Nation und Staat erwartet werden, möchte ich doch gleich festhalten, wie sehr mir seinerzeit der deutsche Bundespräsident Gustav Heinemann aus dem Herzen sprach, als er sagte: «Ich liebe nicht den Staat, sondern ich liebe meine Frau.» Und doch denke ich, was die Schweiz zur Schweiz macht, ist auch das, was sie für mich liebenswürdig macht. Denn denke ich an die Schweiz, ist es nie «die» Schweiz in einer abstrakten Gesamtheit. Es ist das Panorama der Jurahügel. Es ist die etwas grobe, mir aber liebe Sprachmelodie des Oberbaselbiets, und irgendwann ist zu meiner Schweiz auch das Engadin gekommen und seine Klänge und Farben.

Einige Jahre Leben und Arbeit im Ausland haben meinen Blick auf die Heimat geschärft. Sie verhalten mir zur Erkenntnis, zu einem Menschenschlag zu gehören, der im Widerspruch lebt. Der die Sehnsucht nach der Weite kennt und von dem – historisch gut untermauert – erzählt wird, dass er das «Heimweh», als Empfindung und als Wort, buchstäblich erfunden hat. Ich unterstelle: Was die Schweiz ausmacht, woraus sie erträumt und gegründet wurde im 19. Jahrhundert, wie man sie in den besten liberalen Träumen weiterträumte bis heute, ist dieses Widersprüchliche – das Bedürfnis nach dem Heimeligen, das sich auf-

blasen kann bis zur arroganten Bescheidenheit; und dann eine ungeweinte, gewissermassen im Gründungsakt angelegte Offenheit, eine Toleranz sogar gegenüber der Intoleranz.

Mike Shiva, 48, TV-Esoteriker

Es sind die schönen Berge, Seen und Landschaften. Ausserordentliche Individuen, die Grosses erschaffen, bewirken und verändern. Die Sicherheit und das Gleichgewicht, welche das Volk uns gibt. Die Schweiz ist trotz ihrer bescheidenen Grösse ein wichtiger Bestandteil des Planeten. Ähnlich einem lebenswichtigen Organ im Wunderwerk Menschenkörper agiert unser Land auf der Weltbühne als kleiner, doch starker Bestandteil in Industrie und Wirtschaft, in Kultur und Sport. Die besondere Form der Demokratie ist meines Erachtens einer der wichtigsten Faktoren, welche die Schweiz zu dem machen, was sie ist. Wir dürfen aufbegehren. Und wir ducken uns nicht vor der Obrigkeit. Das gibt uns ein starkes Selbstbewusstsein. Sowohl dem Bürger als auch dem Politiker. Letztlich jedoch macht ein jeder, der hier lebt und arbeitet, dieses Land zu dem, was es ist: einzigartig und wertvoll.

so viel erreicht zu haben, kommt die Angst, etwas von unserem Wohlstand an andere abgeben zu müssen, zum Bewusstsein, dass wir die Grössten sind, die Befürchtung, dass uns immer mehr Fremde den Platz an der Sonne streitig machen. Und da wäre noch immer das Bankgeheimnis, das zu unserem Leidwesen dahinschmilzt wie unsere Gletscher. Sicher ist aber, dass wir Schweizer ein freundliches, fleissiges, gutmütiges Völkchen sind wie viele unserer Nachbarn auch, einfach noch etwas besser.

Polo Hofer, 67, Musiker

Heimat

Dieser Ort existiert in meiner Vorstellung. Wenn ich jetzt aufbreche, werde ich ihn erreichen, und dort, wo alle Strassen enden, wird es stockdunkel sein am Fuss der Berge. *Nachteule und Rotfuchs in Harmonie. Heimat.*

Claude Nicollier, 68, Astronaut

Die Schweiz ist, wie sie ist, weil sie sich dadurch auszeichnet, dass vorgefasste Ideen völlig fehlen. Es ist nicht nötig, ein gewisses Bild von sich zu verbreiten. Die Schweiz ist so, wie wir sie uns wünschen, mit ihren Bürgern, die über die Jahre und Jahrhunderte völlig frei ihre Ziele und Träume verfolgten.

Carlos Leal, 43, Schauspieler

Lausanne, Paris, Madrid, Los Angeles – ich habe an vielen Orten gelebt und sehe mich als Weltbürger. Meine Heimat ist aber nach wie

vor die Schweiz. Wodurch zeichnet sich dieses schöne, kleine Land aus? Nun, was ist ein Land ohne die Mentalität seiner Bürger? Die unübertreffliche Bescheidenheit der Schweizer, ihr Enthusiasmus für Präzision, qualitativ hochstehende Arbeit und Disziplin machen die Schweiz zu dem, was sie ist. Die Schweiz ist von verschiedenen Kulturen umgeben und geprägt. Sie scheut sich nicht davor, Neues und Multikulturelles zu integrieren und zu vereinen.



«Eigener Weg»: Ex-Tennisprofi Hingis.

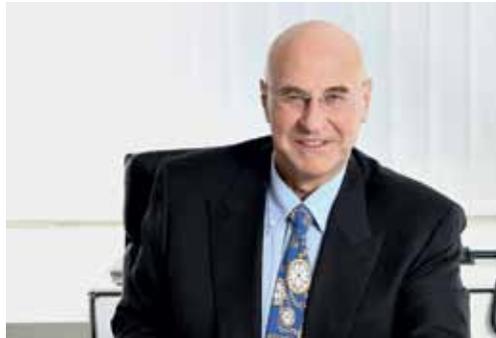
Den wahren Reichtum der Schweiz sehe ich nicht im Finanziellen, sondern in ihrer unübertrefflichen Vielfalt in Bezug auf Natur, Kultur und Angebot. Was ich jedoch wirklich liebe, ist nicht die perfekte Postkarten-Schweiz. Auch sie besitzt ein zweites Gesicht, auch sie hat Defizite, ein reelles Leben auf den Strassen, in den Städten. Durch meine Musik und Schauspielerei versuche ich stets, solche Aspekte, die nicht jeder Tourist sofort sieht, zu beschreiben. Denn wahrhaftig lieben kann man ein Land erst, wenn man es von seinen beiden Seiten kennenlernt und mit all seinen Schwächen schätzen lernt. Von daher sollten wir nie aufhören, durch Musik und Kunst für die Schweiz zu werben. Denn sie besteht aus viel mehr als aus Schokolade und Schnee, Uhren und langweiliger Perfektion. Sie ist ein Land, an das man gerne sein Herz verliert.

Martina Hingis, 31, Tennislegende

Heimat, ein so einfacher und wunderbarer Begriff! Gute Gefühle, Menschen, die einem die Welt bedeuten. Einen Platz für den Rückzug, Sicherheit für jene Zeit im Leben, in der Geborgenheit wichtiger wird als Neugier. Ein einmaliger Ort, der nicht so war wie alle anderen. Nur, so einfach ist dies nicht mehr. Wer so viel im Ausland ist, dem fällt es schwer, nicht an der Schweiz von heute zu zweifeln. Denn was hören wir von dieser Schweiz, die wir so lieben? Wir hören fast nur noch von jenen, denen Selbstkritik wichtiger geworden scheint als Werte, von jenen, die alles in Frage stellen, was die Schweiz so einmalig machte. Die Schweiz ist, was sie ist, weil sie ihre eigenen Werte pflegte, hatte. Weil sie nicht überall unbedingt mitreden wollte, dafür ihre Selbstbestimmung und damit ihre Einzigartigkeit leicht-



«Innere Ruhe»: Investor Sawiris.



«Maul aufreissen»: Anwalt Landmann.



«Fairness»: Schwingerkönig Wenger.

fertig opferte. Viele Menschen rund um die Welt bewundern heute immer noch das, was die Schweiz einmal war. Noch scheint es nicht zu spät, dass wir uns aufmachen, dieses Bild zu retten. Dazu müssen wir allerdings den Mut finden, vor allem jene in Frage zu stellen, die die Schweiz in Frage stellen. Heimat! Für mich ist das ein Land, das seinen eigenen Weg geht. Ein wunderbares Land. Ich hoffe sehr, dass unsere Generation sich noch an jene Schweiz erinnert, die sie einmal war. Und damit aufhört, aus diesem Land einfach ein beliebiges Land machen zu wollen. Sind wir das erst, haben wir alle unsere Heimat verloren.

Chris von Rohr, 60, Musiker

Für mich ist es der Sommer, der die Schweiz nahezu unschlagbar macht – das von der Sonne getrocknete Heu, der Duft der Lindenblüten, die schwarzen Kirschen, tieforange, süsse Aprikosen, türkisfarbene Seen, erfrischende Bäche und lauschige Wälder, Postkarten-Berge, der sich ständig verändernde Himmel, die Fern- und Nahgewitter, mannigfaltiges Speis- und-Trank-Vergnügen, die umwerfend schönen Frauen, all die Musikfestivals und eine gewisse Jetzt-dürfen-wir-uns-auch-wieder-mal-

öffnen-und-locker-zeigen-Mentalität meiner Mitbürger. Wie heisst's doch so treffend: Selbst die Lüge dient der Wahrheit, und Schatten löschen die Sonne nicht – wie dumm und unnötig erscheinen mir plötzlich all die verkopften Indoor-Aktivitäten. Von mir aus kann es noch ein bisschen so bleiben – die nächste Griesgram-Starre kommt bestimmt, schliesslich sind die meisten von uns Nachkommen von Bauern, Berglern und Grüblern.



«Duft der Lindenblüten»: Musiker von Rohr.

Samih Sawiris, 55, Unternehmer

Heimat ist für mich in erster Linie ein Gefühl, eine Empfindung der inneren Ruhe. Am meisten innere Ruhe habe ich zu Hause. Ich habe diese innere Ruhe in Ägypten – eben in meiner Heimat –, obwohl dort im Moment ja sehr viel Unruhe herrscht. Umgekehrt habe ich beispielsweise in London, wo ich mich häufig aufhalte und wo Ruhe herrscht, wenig innere Ruhe. Dort habe ich keine heimatlichen Empfindungen. Heimat empfinde ich auch dort, wo ich mich am besten mit dem typischen Lebensstil, mit den Menschen und mit deren Ambitionen identifizieren kann.

Valentin Landmann, 62, Milieu-Anwalt

Die Schweiz ist kein Land, in welchem der Wohlstand aus dem Boden fliesst. Was wir aber vor allem haben, ist eine lange Geschichte der erkämpften und bewahrten Unabhängigkeit, der ausgebauten Rechte des Volkes und des Schutzes der persönlichen Freiheit, eingebettet in ein politisches System, das den Bürger als mündig ansieht und ihm die oberste Entscheidungskompetenz zubilligt.

Für mich macht die Schweiz zur Schweiz, dass es das Volk ist, das nicht nur den Wohlstand erarbeitet, sondern auch seine Rechte verteidigt und wahrnimmt, die Werte erkennt und bereit ist, sich politisch für die Heimat zu engagieren. Rechtssicherheit, ein funktionierendes soziales Netz, funktionierende Institutionen, eine funktionierende Justiz: All das ist letztlich Resultat der Tradition des mündigen Bürgers. Und solange ich darf und kann, werde ich mein Maul aufreissen, wenn ich den Eindruck habe, dass etwas in die falsche Richtung geht. Für ein anderes Land tue ich das nicht.

Kilian Wenger, 22, Schwingerkönig

Heimat bedeutet für mich das Hochhalten von Traditionen und den typisch schweizerischen Werten wie Bescheidenheit, Fleiss und Sicherheit. Heimat hat aber auch mit meinem Sport zu tun, da gerade beim Schwingen genau wieder diese Werte, aber auch Fairness, Ehrlichkeit und das Hochhalten von Traditionen zählen. Heimat im Sinne einer Region bedeutet für mich das Diemtigtal. Ich bin dort geboren und aufgewachsen, und noch heute hole ich mir in dieser Region die Kraft für den Sport oder erhole mich nach einem Wettkampf. Ich geniesse die Ruhe und den Ausblick auf die Bergketten. Gerne besuche ich in den Ferien auch das Ausland, kehre aber dann jeweils ebenso wieder gerne in meine Heimat zurück.

Christoph Blocher, 71, Politiker

Damit ein Staat ein Staat ist, braucht er drei Dinge: ein Staatsvolk, eine Staatsgewalt und ein Staatsgebiet. Dieses wird durch Grenzen definiert. Leider ist das aber keine Selbstverständlichkeit mehr. Nach dem Fall der Mauer kam die Illusion, dass es keine Grenzen mehr braucht, dass es keine Kriege mehr gibt. Rund um uns herum hat man die Grenzen abgeschafft, und auch wir Schweizer schauen nicht mehr genau hin, was an unseren Grenzen passiert. Alle sind für alles verantwortlich, aber niemand für etwas. Das wird als Fortschritt gefeiert, bedeutet in Wahrheit aber Preisgabe. Was macht die Schweiz zur Schweiz? Sie hat ein klar umrissenes Staatsgebiet. Sie hat ein Staatsvolk, das nicht nur wählt, sondern auch über Sachfragen auf diesem Gebiet abstimmt. Dadurch bleibt die Macht der Politiker beschränkt, das heisst, mehr Leute, Kantone nehmen an der Staatsgewalt mit Parlament, Regierung und



«Klar umrissenes Staatsgebiet»: Politiker Blocher.

Justiz teil. Leider ist nicht zu verkennen, dass eine gewisse Unterwanderung der Staatsgewalt stattfindet. An die Stelle unseres eigenen Rechts tritt immer mehr internationales Recht, bei dem niemand so recht weiss, wer es erlassen hat. Dadurch verliert die Schweiz immer mehr an Besonderheiten, die unser Land ausmachen. Im Moment heisst diese Besonderheit z. B. weniger Schulden und die Tatsache, dass den Menschen mehr zum Leben bleibt. Eine Schweiz, die dies aufgibt, verliert.

Tina Turner, 72, Sängerin

Heimat ist ein Gefühl – Heimat ist kein Ort.

Andreas Meyer, 51, CEO SBB

Die Schweizer machen das Land aus – mit ihrer Zuverlässigkeit, Berechenbarkeit und ihrem Know-how. Ich erinnere mich gut, wie ich zusammen mit Verkaufsingenieuren von ABB auf der ganzen Welt unterwegs war: Neben unseren technischen Produkten war die anerkannte Seriosität der Schweizer oft mitentscheidend für gute Kundenbeziehungen und Verkaufserfolge. Neben der erfolgreichen Forschung und Entwicklung in der Schweiz und den ausgezeichneten Ausbildungsmöglichkeiten müssen wir auch am hohen Gut unserer Vertrauenswürdigkeit und Glaubwürdigkeit arbeiten. Und das, was wir zu bieten haben, müssen wir selbstbewusst vertreten, auch wenn die schweizerische Bescheidenheit uns manchmal auch einen Sympathiebonus gibt. Genauso wie die Schönheit der Landschaft, zu der die Schweizer viel Sorge tragen.

Andreas Thiel, 41, Kabarettist

Wenn ein bleicher, magerer Minigolfplatzkassenwart mit dicken Brillengläsern am Samstag



«Ein Gefühl, kein Ort»: Superstar Turner.



«Know-how»: SBB-Chef Meyer.



«Milizfeuerwehr»: Satiriker Thiel.

ungekämmt in alten Jeans auf seinem Moped mit einem Sturmgewehr auf dem Rücken durch die Stadt fährt, dann befinden wir uns in der Schweiz. Deutschland sucht den Superstar, die Schweiz braucht keinen. In der Schweiz kann jeder nicht nur sein eigenes Leben, sondern auch gleich noch die Politik und die Landesverteidigung selbst in die Hand nehmen. Milizfeuerwehr, Milizarmee und Milizparlament machen die Schweiz aus. Jeder ist gleich viel und hat gleich viel Verantwortung. Es wird nicht unterschieden zwischen Arm und Reich, zwischen Dumm und Gescheit, zwischen Gewinnern und Verlierern, auch wenn uns gewisse Berufspolitiker diese Unterschiede dauernd einzureden versuchen, um damit Wählerstimmen zu generieren. Aber die Berufspolitiker machen ja auch nicht die Schweiz aus. Diese sieht man selten samstags auf dem Moped mit dem Sturmgewehr zu den Schiessübungen fahren. Das Unschweizerischste an der Schweiz sind die Berufspolitiker.

Xenia Tchoumitcheva, 24, Model

Heimat ist der Ort, wo ich aufgewachsen bin und wo mir alles vertraut ist. Wo ich mich sicher und entspannt fühle. Die Heimat ist wie ein Unterschlupf, in den sich ein Kämpfer zurückziehen kann, um sich vom Schlachtfeld zu erholen. Es ist der Ort, wo dein Weltbild, deine Mentalität, deine Kultur geprägt wurden. Wo jeder das Lied kennt, das du auf der Strasse anstimmst. Heimat muss nicht unbedingt der schönste Ort sein, man kann dort neugierig und geschwätzig sein. Ich kenne Leute, die nicht gerne dahin zurückkommen, wo sie aufgewachsen sind, weil sie die Urteile fürchten. Es tönt selbstverständlich: Aber wohin das Leben dich auch bringt – vergiss nie, woher du



«Wie ein Unterschlupf»: Model Tchoumitcheva.

kommst. Ob es sich gut anfühlt, zurückzukommen und wieder einmal in der gleichen alten Bäckerei Brot zu kaufen, oder es sich weniger gut anfühlt, wenn ein Mitschüler von früher sagt, wie dick oder arrogant du geworden bist – die Heimat sollte man in Ehren halten. Was auch immer geschehen mag: Die Heimat ist der Ort, der dich immer wieder aufnehmen sollte, schön oder hässlich, verletzt oder erfolgreich, wie eine Mutter ihr Kind. Sicherheit und Liebe, das ist die wahre Bedeutung von Heimat. >>>

Ueli Maurer, 61, Verteidigungsminister

Unsere Werte: Dazu gehören Bescheidenheit, Genauigkeit, Selbstverantwortung, Sparsamkeit, Ehrlichkeit und Fleiss. Sie halten unser Land zusammen und prägen unser Zusammenleben. Dank ihnen läuft bei uns vieles besser und reibungsloser ab als anderswo. Und auch friedlicher. Dort, wo die Leute dieselben Werte teilen, nach den selben Werten leben, braucht kein Staat regulierend einzugreifen – und die Bürger können sich entfalten.



«Reiche Geschichte»: Bundesrat Maurer.

Unsere Wurzeln: Wir haben eine reiche Geschichte und eine über Jahrhunderte gewachsene Vielfalt. Jede Region hat ihre eigenen Traditionen, ihr eigenes Kulturerbe, ihren eigenen Baustil, ihre eigene Küche mit eigenen Spezialitäten, ihren eigenen Dialekt, ihre eigenen Naturschönheiten. Das macht unsere Heimat so abwechslungsreich wie kein anderes Land. Und diese Wurzeln haben auch einen staatspolitischen Wert: Sie geben uns Identität und Halt. Wer Wurzeln hat, der weiss, wo er zu Hause ist. Und er möchte sich dort sicher und behaglich einrichten. Somit ist er bereit, sich einzusetzen: in der Nachbarschaft, in den Vereinen, in der Politik oder in der Armee. Wurzeln erzeugen Bürgersinn.

Unser Wille zur Freiheit: Er hat uns fremde Vögte und – bis jetzt – auch fremde Bürokraten erspart. Und er gibt uns ein gesundes Misstrauen gegen Machtkonzentrationen, Autoritäten und selbsternannte Heilsbringer. Wir mögen nicht, wenn uns der Staat ständig schulmeisterlich über die Schultern schaut. Und noch weniger, wenn er uns immer mehr aus der Tasche ziehen will. Seit 1291 wehren wir uns gegen einen übermächtigen Staat und für eine freiheitliche Ordnung; dank der direkten Demokratie nicht ganz erfolglos – das ist genau der Grund, warum wir international so gut dastehen.

Murat Yakin, 37, Fussballtrainer FC Luzern

Nirgends ist die Landschaft schöner, das Leben angenehmer und sind die allgemeinen Bedingungen wie beispielsweise die Infrastruktur besser. In jungen Jahren wird vieles als selbstverständlich eingestuft: Wird man krank, ist der Weg zum nächsten Arzt kurz, die Krankenversicherung ist obligatorisch, und die medi-



«Sehr hohes Gut»: Trainer Yakin.



«Wohl fühlen»: Mister Schweiz Luca Ruch.



«Leiser reden»: Meteorologe Kachelmann.

zische Grundversorgung sucht weltweit ihresgleichen. Verliert einer seine Arbeitsstelle, sucht das Arbeitsamt nach Lösungen, und der Lohn ist ebenfalls versichert. Wird der Ruhestand erreicht, sorgt die AHV für das Einkommen. Diesbezüglich öffneten mir meine Engagements in der Türkei und in Deutschland die Augen. Was für uns in der Schweiz normal ist, können sich im Ausland nur gewisse Schichten leisten. Dass ich persönlich diese Strukturen und Werte mittlerweile als sehr hohes Gut betrachte, ist sicher auch auf meine türkischen Wurzeln zurückzuführen. Umso mehr schätze ich meine Schweiz.

Oliver Steil, 40, CEO Sunrise

Am Wochenende und in den Ferien bereise ich mit meiner Familie regelmässig die ganze Schweiz, und wir sind beeindruckt von der grossen landschaftlichen Vielfalt und den vielen Sehenswürdigkeiten. Von der Käseerei im Greyerzerland über ewige Schneelandschaften in schwindelerregender Höhe bis zum südländischen Ambiente in der Sonnenstube Tessin.

Als CEO der grössten privaten Telekommunikationsanbieterin der Schweiz bin ich natürlich auch erfreut über die typisch schweizeri-

schen Attribute wie Präzision, Zuverlässigkeit und politische Stabilität. Die politische Stabilität und die allgemeine Rechtssicherheit bieten hervorragende Rahmenbedingungen für die Wirtschaft. Die Schweizer Wirtschaft ist sehr solide und dank des gutausgebildeten Personals im Bereich Innovation und Know-how sehr weit vorne klassiert.

Wobei diese «Stabilität» und die konsensorientierte Politik zuweilen auch als nicht allzu innovationsfördernd und zukunftsorientiert



«Politische Stabilität»: Sunrise-Chef Steil.

angesehen werden können. Die schweizerische Politik tut sich immer noch schwer damit, den Rückstand im Telekommunikationsmarkt mit liberaleren Rahmenbedingungen aufzuholen. Hier sollten entsprechende Änderungen im Gesetz in Angriff genommen werden.

Luca Ruch, 23, Mister Schweiz

Heimat ist für mich nicht zwingend ein Land oder ein Ort. Natürlich ist die Schweiz meine Heimat, mit Frauenfeld bin ich verwurzelt, doch heimisch fühle ich mich dort, wo meine Liebsten sind. Das kann in den Ferien mit meiner Freundin sein, auf dem Fussballplatz mit meinen Freunden oder bei einem gemütlichen Nachtessen zu Hause mit der Familie. Letztlich muss ich mich einfach wohl fühlen!

Jörg Kachelmann, 54, Meteorologe

1. Dass sie ihre Ausländer integriert, nicht ausgrenzt und einen Ausländeranteil von fast einem Viertel mehrheitlich als Chance und nicht als Bedrohung sieht – und entsprechend niemand aus dem Tram geschupft oder durchs Dorf gejagt wird, dessen Familie nicht auf dem Rütli dabei war – und dass das Schweizervolk mit grossem Mehr eine Festschreibung des Ausländeranteils auf achtzehn Prozent abgelehnt hat.
2. Dass wir auch im Ausland leiser reden als andere.
3. Dass wir höflich sind und nicht einfach «Zahlen!» rufen.
4. Dass wir wissen, wie man «Gnocchi», «Quattro Stagioni» und «Stracciatella» ausspricht.
5. Dass wir unsere Arbeitnehmer und Pensionäre nicht verarmen lassen und auch in der Gastronomie im Vergleich zu anderen Ländern anständig bezahlt wird.
6. Dass wir keinen Kündigungsschutz brauchen, um die niedrigste Arbeitslosigkeit zu haben.
7. Dass wir nicht erwarten,

dass im Ausland die Menükarten auf Deutsch sind. 8. Dass in der Schweiz Behörden für die Bürger da sind und nicht umgekehrt. 9. Dass wir in der Schweiz keine übermässige Steuerbelastung haben und niemand von der Regierung so tut, als wären Steuersenkungen etwas Böses. 10. Dass ich stolz bin, ein Schweizer zu sein, und aufstehe, wenn die Hymne gespielt wird.

Nicolas Blancho, 29, Präsident des Islamischen Zentralrats der Schweiz

Die globalisierte Realität unseres Daseins fordert immer wieder aufs Neue unser Identitätsbewusstsein heraus. Heimat aber heisst für mich jener Ort, der sich durch seine identitätsstiftende Wirkung vor allen anderen Orten auszeichnet. Als Präsident des Islamischen Zentralrates wünsche ich mir eine Heimat, der es in Zukunft noch besser gelingt, auch den Islam als drittgrösste Denomination im Land ins kollektive Identitätsbewusstsein aufzunehmen, auf dass es muslimischen Bürgern leichter fällt, ihre Identität mit dem Schweizer Kontext zu verbinden, ja sich als heimische Schweizer Muslime zu fühlen.

Thomas Minder, 51, Ständerat

Da gibt es eigentlich nur eine Antwort: Die direkte Demokratie und die Swissness, also die Marke Schweiz. Sie sind für unseren Wohlstand, die politische und wirtschaftliche Stabilität und die Schönheit der Schweiz von zentralster Bedeutung. Wir sind da, wo wir sind als Land, als Gesellschaft, und dies im weltweiten Vergleich, dank unserem direktdemokratischen System und einer starken Marke Schweiz. Der Missbrauch dieser Marke ist gross. Wir wären gut beraten, das kostbare Gut besser zu hüten.



«Swissness»: Unternehmer Minder.

ten. Tragen wir also Sorge zur direkten Demokratie und zur Marke Schweiz. Sie haben viel dazu beigetragen, dass wir heute ein stabiles und erfolgreiches Land haben.

Giuliano Bignasca, 67, Präsident der Lega dei Ticinesi

Heimat ist ein physischer Ort, geschaffen von unseren Vorfahren. Es ist der Ort, wo ich geboren und aufgewachsen bin, wo ich arbeite. Es ist der Ort, dem mein politisches Engage-

ment gilt. Heimat ist für mich auch die Gemeinsamkeit von Kultur, Traditionen, Bräuchen, Regeln und Gesetzen. Ein Volk, mit dem man sich identifiziert. Heimat ist ein ständiger Gedanke. Man darf sich nicht nur am 1. August daran erinnern, Schweizer zu sein. Man muss sich das jeden Tag in Erinnerung rufen. Heimat ist das Produkt der Arbeit, die unsere Vorfahren geleistet haben, das wir bewahren und wachsen lassen müssen. Es ist ein Produkt, das Sicherheit, Beschäftigung und Wohlstand bedeutet. Leider werden diese Werte immer relativer. Dieses Produkt muss geschützt werden vor denen, die es durch importierte Armut und Kriminalität zerstören wollen im Namen eines schädlichen Internationalismus, der an einer gescheiterten multikulturellen Idee festhält. Es muss geschützt werden vor denen, die uns unsere Identität nehmen wollen, um ihre eigene in unser Land zu verpflanzen. Heimat ist eine Gesamtheit politischer Eigenarten: Unabhängigkeit, Föderalismus, Volkssouveränität, Neutralität, Miliz in Politik und Militär. Dies und anderes sind die Facetten von Heimat, die gleichzeitig ein physischer, ein politischer und ein geistiger Ort ist.



«Heimische Schweizer Muslime»: Islamist Blancho.



«Geistiger Ort»: Politiker Bignasca.



«Koffer packen»: Musiker Esteriore.

Piero Esteriore, 34, Sänger

Über diese Frage habe ich mir im letzten Jahr sehr viele Gedanken gemacht. Heimat bedeutet für mich, mit sich selbst zufrieden zu sein. Wenn du das bist, bist du überall daheim. Natürlich sind auch die Mitmenschen enorm wichtig. Und hier beginnt das Problem. Bis jetzt habe ich nie daran gezweifelt, in der Schweiz daheim zu sein, oder genauer: In Laufen, wo ich wohne. Es gibt hier Nachbarn, die sind sensationell. Aber es gibt auch die, die dir die Motivation rauben. Von einer Nachbarsfamilie spüre ich Hass und Neid, und es verleidet mir langsam. Ich frage mich, warum ich so eine teure Wohnung miete, wenn ich um 7 Uhr abends nicht mehr Klavier spielen darf. Letztlich hab ich deshalb zu meiner Freundin gesagt: «Packen wir die Koffer und gehen nach Zürich. Da leben wir zwar neben Türken und Albanern, aber weisst du, was? Wenn Italien ein Goal schießt und du jubelst, dann ist das dort kein Problem.

Hakan Yakin, 35, Fussballer

In zahlreichen Interviews habe ich immer wieder bestätigt, dass ich das Trikot der Schweizer Nati gerne und mit grossem Stolz getragen habe. Auch meine nicht immer vollauf geglückten Engagements in der Türkei, in Deutschland, Frankreich und Katar lassen mich heute die Eigenschaften und Qualitäten der Schweiz noch bewusster erleben und schätzen. Nicht an allen Stationen meiner Karriere im Ausland habe ich mich wohl gefühlt. Zu oft waren gewisse Schwerpunkte im dortigen Alltag nicht kompatibel mit meiner mühsam erlernten Wahrnehmung von «richtig» und «falsch». Schon zu Schulzeiten wurde mir beigebracht: «Sag, was du machst, und nachher mach, was



«Alles hat seinen Platz»: Fussballer Yakin.

du gesagt hast!» Das Leben in der Schweiz empfinde ich als geordnet, alles hat seinen Platz und entspricht den uns bekannten Regeln, Strukturen und den damit verbundenen Grundsatzwerten dieses Landes.

Ich gestehe, dass ich etwas Zeit brauchte, um mit dieser schweizerischen Errungenschaft von Recht und Ordnung den richtigen Umgang zu finden. Die Lebensart und die Werte der Schweiz und der Schweizer haben auch meine Familie und mich geprägt. ○

Reich, feige, träg, entzweit

Der Druck von aussen bestimmt das Handeln der hilflosen Schweiz. Damit ist das Land nicht mehr weit vom Zustand der Alten Eidgenossenschaft entfernt. Diese wurde ein Protektorat Frankreichs. Heute regieren die USA und die EU. Von Urs Paul Engeler

Historische Vergleiche sind heikel, aber hilfreich. Lernen aus der Geschichte ist nicht unmöglich. Ein Ereignis kehrt zwar nie wieder, doch die Strukturen und Verhaltensmuster von Individuen wie Kollektiven ändern sich kaum.

1998 wollten der Bundesrat, die Linken und die Grünen den 200. Jahrestag des Untergangs der Alten Eidgenossenschaft bejubeln. Die bürgerliche Mehrheit des Parlaments verhinderte nationale Gedenkfeiern. Beides war falsch, der laute Hurra-Ruf und das verordnete Verdrängen.

1797, in den Tagen nach Weihnachten, hatten die Gesandten der eidgenössischen Orte sich im Aarauer Schachen zu einer ausserordentlichen Tagsatzung versammelt. Die Männer waren besorgt. Französische Heere standen vor der Grenze, imposant, bereit zum Einmarsch. Dutzende von Schweizer Intellektuellen, die sich anmassend «Patrioten» nannten, drängten die fremden Truppen zum raschen Angriff, zur Okkupation des Landes und zum Sturz der Regierungen. Die eidgenössischen Delegierten beschworen vor 25 000 Zuschauern unter freiem Himmel noch einmal feierlich die alten Bünde. Doch der Wille zum Widerstand war mit dieser letzten hohlen Deklamation erschöpft: Eine gemeinsame Verteidigungsdoktrin kam nicht zustande; die gegenseitige militärische Hilfe blieb weitgehend verbal; konkrete politische Beschlüsse wurden keine gefasst. Die Interessen der dreizehn erstarrten Stände liessen sich nicht mehr bündeln. Das noble Basel hatte sich gar schon aus dem Staub gemacht und war beim förmlichen Schwur nicht mehr zugegen.

«Club Helvétique» von 1797

Anfang 1798 marschierten die Revolutions-truppen durch die Westschweiz, besiegten die isolierten Berner bei Fraubrunnen und am Grauholz, riefen in Aarau die Helvetische Republik aus, zwangen schliesslich auch die Innerschweiz unter ihre Herrschaft. Nur die Nidwaldner leisteten erbitterten Widerstand. Das Gemetzel forderte rund 400 Tote, darunter über 100 Frauen und Kinder.

Die unter Misswirtschaft und gewaltigen Kriegskosten leidenden Franzosen plünderten die Staatskassen und schleppten nach damaligen Massstäben ungeheure Summen nach Paris, allein aus Bern 11 Millionen Pfund in Gold und bar und weitere 18 Millionen in

Schuldbriefen; eine ähnlich hohe Summe mussten die übrigen Stände an Kontributionen leisten. In Frankreich wurde die Beute als «l'or de la Suisse» beklatscht – und in neuen Feldzügen verbrannt. Der Diebstahl der Millionen war eines der Kriegsziele, die Einverleibung der unabhängigen und föderalistischen Eidgenossen in das neue einheitlich-revolutionäre Europa das andere, die Eroberung strategischer Positionen das Dritte.

Verräter wie Peter Ochs (Basel) und Frédéric-César de La Harpe (Waadt) strebten nicht innenpolitisch die Erneuerung an. Sie legten zusammen mit umstürzlerischen Emigrantenvereinigungen – aktiv war bereits damals ein gewisser «Club Helvétique» – den Boden für die Annexion der reichen Schweiz. Ochs hatte bereits 1797 im Auftrag der nachmaligen Besatzer die «helvetische» Verfassung angefertigt, die nichts als eine rasche Kopie der französischen Ordnung war. Die kampferprobte Eidgenossenschaft wurde ein Protektorat Frankreichs, institutionell völlig kompatibel, geplündert, arm, machtlos. Die Führerelite, die eben noch das traditionelle Söldnerwesen hochmoralisch verurteilt hatte, verpflichtete die Jugend zum politisch korrekten fremden Kriegsdienst – für die Revolution. Die Republik war ein willenloser Teil jenes grandiosen Gesamteuropas, das Napoleon mit brutaler Waffengewalt erzwingen wollte.

«Fortschrittliche» Historiker wollen die Helvetik bis heute als Ende teilfeudaler Zustände in der Schweiz, als Scheitern des Sonderfalls und des alten Isolationismus sowie als Beginn des demokratischen, liberalen Zeitalters gefeiert haben. Das hat etwas für sich. Tatsächlich waren 1797 nicht alle Schweizer politisch frei, gab es noch von Vögten regierte und ausgepresste Untertanengebiete. Doch die Reformen kamen nicht von innen, sie wurden diktiert, mit verheerenden Folgen. So rechnet der renommierte Basler Historiker Edgar Bonjour mit dieser Epoche realistisch ab: «Mit der schematischen Durchführung der Gleichheit auf allen Gebieten uniformierte und zentralisierte sie das vielstämmige Land und vernichtete seinen gliedstaatlichen Charakter völlig. [...] Nie seit ihrem Bestehen hat sich die Eidgenossenschaft so weit von ihrem Ursprungsprinzip entfernt. Für diesen Abfall von der Vergangenheit, der einem Verrat an der schweizerischen



Ausländische Staaten wollen wieder Geld: Bundesrat

Staatsidee gleichkam, büsste die Helvetik mit Kriegselend, materieller Not, staatlicher und kultureller Unfruchtbarkeit. Der bürokratische Einheitsstaat verschwand nach kurzer Zeit mit den französischen Waffen, die ihn gebracht, und niemand hat seither diesem staatsrechtlichen Experiment nachgeweiht.»

In dieser Zuversicht hat der genaue Analytiker Bonjour sich täuschen lassen. Es hielt sich stets eine Elite, die sehnsuchtsvoll die «enge» Schweiz im «fortschrittlicheren» Weltganzen aufgehen lassen will. Heute haben sie wieder Machtpositionen inne. Die Unterschiede zur Situation vor der Helvetik sind klein, die Parallelen erschreckend.

Die moderne Schweiz hat mit ihrer direkten Demokratie die Revolutionäre des 18. Jahrhunderts weit überholt. Sie pflegt, was die Partizipation der Bürger am Staat und an der Gesellschaft betrifft, das weltweit fortschritt-



mit Kanzlerin Casanova (l.), im Juli auf «Schulreise» im Heimatkanton von Bundespräsidentin Widmer-Schlumpf (3.v.l.) in Schuls/Graubünden.

lichste Modell. Es besteht kein Bedarf an Nachhilfeunterricht, im Gegenteil: Bei Bürgerbewegungen fast aller Länder wecken die politischen Rechte der Schweizer Bevölkerung Bewunderung und Nachahmungswünsche. Die Haushaltsführung ist nicht perfekt, doch leiden die meisten öffentlichen Kassen keine grosse Not. Die Wirtschaft läuft. Materielle Not ist eine absolute Ausnahme. Der Bundesstaat könnte selbstbewusst auftreten, ja sogar zufrieden und ein wenig stolz sein.

Schutzgeld-Milliarden

Doch: Die Schweiz im Jahr 2012 befindet sich in der gleich defensiven Lage wie damals die Alte Eidgenossenschaft. Und die Geschichte beginnt sich zu wiederholen. Marode ausländische Staaten wollen wieder Geld, diesmal Milliarden, sie wollen abermals den Stör- und Sonderfall im Zentrum Europas (das «Un-

ding», sagt der luxemburgische Premier Jean-Claude Juncker) beseitigen, sie wollen die Schweizer Gesetze nach ihren Bedürfnissen ändern. In diesen imperialistischen Aktionen werden sie, ebenfalls wie gehabt, von vielen schweizerischen Anpassern unterstützt, die als Neue Europäische Bewegung Schweiz (Nebs) mit offenen Karten spielen oder sich hinter patriotisch tönenden Tarnnamen wie «Club Helvétique» oder «Unser Recht» verstecken.

Die neue Eroberung der fetten Beute Schweiz wird mit wirtschaftlichen, politischen und medialen Methoden eingefädelt und – ebenso konsequent wie ein militärischer Feldzug – durchgezogen. Die alten Eidgenossen mussten sich den Vorwurf anhören, der lukrative Söldnerdienst sei Diebstahl am französischen Volk; darum gehöre das angehäuften Geld Paris. Heute sind die Schweizer Bankiers, die mit ausländischen Kunden Geschäfte abwickeln, die Räu-

ber und die Gesetzgeber, die den Schutz der Bankdaten sichern, die unmoralischen Helfershelfer. Die Wörter und Berufsbezeichnungen ändern sich, die Motive bleiben.

Organisierter Widerstand gegen diese Zumutungen ist nicht auszumachen. Die nervösen Banken überweisen umgehend Schutzgeld-Milliarden (offiziell «Steuerabkommen» genannt); den USA haben sie bereits Hunderte von Millionen gezahlt, was die Aggressionen eher gesteigert als gemildert hat. Der Bundesrat weist die Nationalbank an, eine weitere Tranche von 15 Milliarden Franken in den Euro-Schulden-Schlund zu werfen (16,5 Milliarden wurden bereits geliefert). Das Parlament erhöht die Entwicklungshilfe – nicht weil ein Befürworter einen Nutzen hätte nachweisen können, sondern um einer willkürlichen internationalen Norm (0,5 Prozent des National Einkommens) zu genügen und sich in der Uno



Staunen und Bewunderung: Zeichnung «Wilhelm Tell bekämpft die Revolution», 1798.

und deren zahlreichen Untergremien als angepasstes Mitglied zu positionieren.

Auf der weltweiten Suche nach «Freunden» haben Bundesrat und Parlament die eigenen Interessen aus den Augen verloren und letztlich mehr Verachtung erfahren als Ansehen. Wagte die Regierung hingegen für einmal, aus der internationalen Harmonie auszuscheren, erntete sie zwar Kritik, die allerdings mehr als Erstaunen zu werten ist. Die (Teil-)Anrufung der Ventilklausel hat zwar das Problem der unkontrollierten Zuwanderung nicht gelöst. Der Hauch von Eigenständigkeit hat der Schweiz jedoch mehr Respekt eingebracht als das jahrelange Duckmäusertum. Das Geheul aus Brüssel war von kurzer Dauer und ohne Wirkung. Es ist als Lob zu verstehen. Nur eine Schweizer Delegation, die in die EU-Zentrale pilgerte, beklagte einen «Imageschaden».

Die Regel sind solche autonome Entscheide allerdings nicht, nicht einmal die Ausnahme, sondern isolierte, einmalige Akte. Der politische Zug fährt mit zunehmender Geschwindigkeit in die entgegengesetzte Richtung: Das Anflugregime für den Flughafen Zürich wird in Berlin entschieden. Das immer dichtere Netz von unnötigen und vom Volk nicht bewilligten Staatsverträgen bestimmt und verändert das Schweizer Recht. Was als scheinbar harmlose «Partner-

schaft für den Frieden», ebenfalls ohne Abstimmung, lanciert wurde, hat zur Nato-Kompatibilität der gesamten Armee geführt, von den Gerätschaften bis zu Kommunikations- und Kommandostrukturen. Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) kündigt an, die Nato-Anlehnung noch zu vertiefen, auch im Internetbereich. Das entbehrliche Stromabkommen mit der EU will Burkhalter zum Muster für den institutionellen Anschluss an die EU machen. Endziel ist die automatische Übernahme des europäischen Rechts und die Unterwerfung unter fremde Richter.

Wie ein Wink von aussen genügt, um Positionen preiszugeben, illustrieren die Steuerabkommen mit Deutschland und Grossbritannien. Nach einem (bereits schlechten) Ergebnis liess die Schweizer Delegation sich nochmals an den Verhandlungstisch zitieren, um den Vertrag «nachzubessern», für die Gegenseite, versteht sich. Diese Konzession auf Kommando ist das neue Mass der Diplomatie. Obwohl die Schweiz mit Vetorecht in der OECD sitzt, nickt Botschafter Stefan Flückiger jeder Änderung eines «Standards» zu. So stimmte er der definitiven Aushöhlung des Bankkundengeheimnisses durch beliebige Gruppenanfragen zu, obwohl das Parlament dies noch nicht gutgeheissen hat.

Von diesen Interventionen verunsicherte, aber gutmütige Bürger fragen sich, welches

Recht zurzeit in der Schweiz denn gelte. Realisten sagen ihnen: Es gibt bald kein eigenständiges Schweizer Recht mehr.

Warum ist es so weit gekommen? Schuld ist nicht einfach das gierige Ausland, der Grund liegt in der eigenen Schwäche, Trägheit und Feigheit. Tatsache ist, dass die mächtige Verwaltung in die EU drängt, in die Uno drängt, in alle internationalen Gremien drängt, die es gibt. Es regiert sich so einfacher. Der kraftlose und von gegenseitigem Misstrauen geprägte Bundesrat kann keine genuin schweizerischen Positionen erarbeiten und durchsetzen (sogar die übereilte Energiewende ist ein Import aus Deutschland). Wie die Tagsatzung von 1797 gibt die Landesregierung Parolen zum Besten (Verurteilung von CD-Käufen, Wahrung des Bankgeheimnisses, Unnachgiebigkeit im Steuerstreit, Selbständigkeit vis-à-vis der EU etc.), die hohl, mit keinem Willen zur Verteidigung verbunden und darum lächerlich sind. Ende März nahm die Landesregierung einen 72-seiten Bericht zur Zukunft der Schweiz («Perspektiven 2025»), den sie selbst in Auftrag gegeben hatte, kommentarlos «zur Kenntnis». Die Führung des Landes kann sich nicht festlegen.

Die Opposition, die keine ist

Das Vakuum haben in erster Linie die bürgerlichen Parteien zu verantworten. Die entzweiten Gruppierungen wollten sich nicht auf eine tradierte, stabile Besetzung der Regierungssitze, eine korrekte Konkordanz, einigen. Sie sind so intensiv mit dem Kampf gegeneinander beschäftigt, dass auch sie keine gemeinsame Abwehrstrategie entwickeln und durchsetzen könnten. Letztlich passieren alle Vorlagen, die international gefordert und vom Bundesrat vorgetragen werden. Die Opposition, die keine ist, murrte nur müde und bedient die Anhänger mit klassischen Nebenproblemen wie Ausländerkriminalität. Erfreuliche Aussichten bietet auch sie nicht.

Es geht längst nicht mehr um eine CD mehr oder weniger mit Bankkundendaten, nicht nur um nur einige zusätzliche Milliarden in die europäischen Schuldensassen, auch nicht um marginale Anpassungen oder ein paar zehntausend Zuwanderer pro Jahr. Es geht um die schleichende Transformation des gewachsenen, föderalistischen und selbstbestimmten Bundesstaates in einen europäischen Verwaltungsbezirk, es geht um den Transfer von Kompetenzen an Organisationen mit eigenen Interessen, um den Verkauf der Freiheit, selbst zu handeln, selbst Gesetze zu erlassen und diese nach eigenem Gusto zu ändern. Auf diesem Weg werden laufend Grenzen überschritten.

Die ersten negativen Effekte, die Edgar Bonjour bei der Analyse der Helvetik festgestellt hat, sind bereits sichtbar: die Verschiebung der Macht an eine Zentrale, die als Empfangsstation der Signale aus Brüssel oder Washington fungiert. Systematisch relativiert werden die



Musste zurückbuchstabieren: Feldherr Napoleon.

Gemeinden, die nicht mehr autonome Zellen und Basis des Staates sind, sondern nur noch als Fusionsobjekte wahrgenommen werden. Von Bern werden sie angeschrieben, wenn sie Asylbewerber zu beherbergen haben. Die Kantone werden in den anlaufenden Verhandlungen mit der EU zur Besteuerung von Unternehmen eines ihrer zentralen Rechte verlieren: die Festsetzung der Steuersätze. Die EU verlangt nicht nur, dass die Steuersätze für ausländische Firmen angeglichen und damit faktisch angehoben werden, sondern dass in der Schweiz das einheitliche EU-Steuerrecht (der Code of Conduct) gelten soll. Damit müssten die Schweiz und vor allem die Kantone einen entscheidenden Standortvorteil opfern. Noch deklamiert der Bundesrat, das werde nicht in Frage kommen. Was der Schwur wert ist, weiss man.

Was ist zu tun? Im «Stecklikrieg» – der Name verulkt die rustikale Bewaffnung der Aufständischen – gelang es Ende 1802 den Föderalisten, die helvetischen Truppen zurückzudrängen



«Unding»: Luxemburgs Premier Juncker (l.), EU-Kommissions-Präsident Barroso.

gen und bei Faoug am Murtensee vollständig zu schlagen. Die Landesregierung, das ebenso verhasste wie schwache Direktorium, kapitulierte und floh Hals über Kopf von Bern nach Lausanne. Die modernistischen Historiker mokieren sich über die Erhebung des einfachen Volkes gegen die von Frankreichs Gnaden herrschenden Eliten – sofern die Gelehrten die Rebellion von unten überhaupt erwähnen.

«Steckli»-Aufstand

Im Ausland hingegen wurde die Widerstandskraft der Eidgenossen mit Staunen, ja grosser Bewunderung registriert und mehrfach literarisch verewigt. Der «Steckli»-Aufstand war der direkte Anlass für Friedrich von Schiller, die Arbeit zum Freiheitsdrama «Wilhelm Tell» aufzunehmen; 1804 schloss er das Bühnenwerk ab. Ins kollektive Gedächtnis über die Schweiz hinaus ist also nicht die Kapitulation von 1798 eingegangen, sondern das energische Lebenszeichen von 1802.

Auch wenn Napoleon, der durch die renitenten Eidgenossen seine gesamteuropäischen Pläne gefährdet sah, 1803 neue Besatzungstruppen in die Schweiz marschieren liess – er musste zurückbuchstabieren und konnte dem eigensinnigen Land nur noch eine sehr gemässigte Mediationsverfassung verordnen. So war der Zwischensieg mit dem «Stecklikrieg» der Anfang des Wegs zur Unabhängigkeit, der Anfang der selbständigen Entwicklung zur modernen Eidgenossenschaft von 1848. Nur dank des zähen Widerstands hat sie ihre Gestalt finden können.

Auch «Stecklikriege» werden heute nicht mehr mit Sensen und Säbeln ausgetragen, sondern politisch. Die schärfsten Waffen des einfachen Schweizer Bürgers, mit denen er fast alles erreichen kann, wenn er will, sind und bleiben seine politischen Rechte, zum Beispiel das permanente Referendum. An der Urne kann er die «bureaukratische» (Bonjour) Maschinerie stoppen, bevor sie, wie die Helvetik, «materielle Not» und «staatliche Unfruchtbarkeit» generiert. ○

ARVI SA · Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano
T +41 (0)91 649 32 88
F +41 (0)91 648 33 75
info@arvi.ch · www.arvi.ch

FÜR JEDEN GESCHMACK DER RICHTIGE WEIN DIREKT NACH HAUSE!

WWW.ARVI.CH

GUIDALBERTO
(2ND VIN SASSICAIA) –
TENUTA SAN GUIDO 2010

CHF 30.25
Ab 36 Flaschen
CHF 29.15

ARVI-HIGHLIGHTS DER WOCHE

Trinoro – Tenuta di Trinoro 2009 CHF 221.40 Ab 36 Flaschen CHF 210.60	Le Volte – Tenuta dell'Ornellaia 2010 CHF 20.50 Ab 36 Flaschen CHF 19.45
Palazzi – Tenuta di Trinoro 2009 CHF 189.– Ab 36 Flaschen CHF 172.80	Messorio – Le Macchiole 2008 CHF 179.30 Ab 36 Flaschen CHF 167.40
Saffredi – Fattoria le Pupille Elisabetta Geppetti 2008 CHF 48.60 Ab 36 Flaschen CHF 45.35	Pétrus – Pomerol 2009 CHF 3'780.– Ab 36 Flaschen CHF 3'564.–
Il Carbonaione – Podere Poggio Scalette 2009 CHF 37.80 Ab 36 Flaschen CHF 34.55	Chardonnay Gaia & Rey – Gaja 2009 CHF 162.– Ab 36 Flaschen CHF 145.80
Tignanello – Antinori 2009 CHF 61.55 Ab 36 Flaschen CHF 59.40	Alion – Vega Sicilia 2008 CHF 52.90 Ab 36 Flaschen CHF 51.85
Solaia – Antinori 2008 CHF 194.40 Ab 36 Flaschen CHF 183.60	Aalto – Aalto 2009 CHF 36.70 Ab 36 Flaschen CHF 34.55

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Transport nicht im Preis enthalten.

Good News

Die guten Nachrichten bis Juli: Bankgeheimnis, die FDP hat wieder einen Kapitän, Roger Federer zeigt es allen.

Von Florian Schwab und Christian Zogg (Illustrationen)

9. Januar: Neuanfang für die SNB

Bis zuletzt klammert er sich an sein Amt, doch am Ende muss Philipp Hildebrand gehen, nachdem ein belastendes E-Mail aufgetaucht ist, das klar aufzeigt, dass der ehemalige SNB-Chef die Fremdwährungs-Transaktionen seiner Frau zumindest gebilligt hatte. Nach einer durchgezogenen Leistung im Amt macht Hildebrand Platz für seinen Stellvertreter Thomas Jordan, einen fundierten Wissenschaftler und integren Währungshüter.

3. Februar: Dickes Plus im Export

Das Bundesamt für Statistik veröffentlicht die Zahlen der Handelsbilanz für das Jahr 2011. Es wird deutlich: Trotz des starken Frankens haben die Schweizer Exporte zugelegt und mit 197,6 Milliarden Franken einen neuen Höchststand erreicht. Die detaillierte Analyse zeigt, dass vor allem die Uhren- und Pharmaindustrie das Wachstum angetrieben haben. Zu den Wachstumsbranchen gehört auch der grenzüberschreitende Handel mit Rohstoffen.

16. März: Baselworld im Hoch

Noch nie hat die Baselworld so viele Besucher angezogen wie im Jahr 2012. Mit 105 000 Besuchern war die Uhren- und Schmuckmesse einmal mehr ein Aushängeschild für die boomende Uhrenindustrie des Landes. Dazu passten auch die den folgenden Monaten veröffentlichten Zahlen, welche dem Wirtschaftszweig weiterhin ein starkes Wachstum attestieren.

1. April: Lauber schlägt zurück

Deutsche Steuerbeamte hatten Mitarbeiter von Schweizer Banken angestiftet, unter Verletzung von Schweizer Recht Kundendaten zu stehlen und diese dem deutschen Fiskus zu verkaufen. In diesem Verhalten sieht der relativ neue Bundesanwalt Michael Lauber den Tatbestand der nachrichtendienstlichen Wirtschaftsspionage erfüllt und erlässt Haftbefehl gegen die deutschen Beamten. Trotz der an-

haltenden politischen Debatte um Bankgeheimnis und Steuer-CDs zeigt sich, dass das Bankgeheimnis zumindest im Moment noch fester Bestandteil der Schweizer Rechtsordnung ist.

21. April: Müller übernimmt

Die Delegiertenversammlung der Schweizer FDP wählt einen Nachfolger für den oft glücklosen Tessiner Fulvio Pelli. Als neuer Präsident wird der Aargauer Nationalrat Philipp Müller gewählt. Müller hat sich in der Vergangenheit als politisches Talent erwiesen, das

Am anderen Ende des Spektrums liegt der Kanton Zug: «TAX-I» ist hier bereits am 11. Februar.

24. Mai: Rime neuer SGV-Präsident

Nach mehrmonatiger Kandidatensuche wählt der Gewerkekongress des Schweizerischen Gewerbeverbands (SGV) den Freiburger Nationalrat Jean-François Rime (SVP) zum Präsidenten und Nachfolger des gestrauchelten Zürchers Bruno Zuppiger (SVP). Der starke Wirtschaftsdachverband bekommt dadurch einen Präsidenten mit klar freiheitlichem

Profil. Das zeigt sich bereits einige Monate später, als der Gewerbeverband unter Rime das Referendum gegen das Raumplanungsgesetz beschliesst, das die Enteignung breiter Bevölkerungsschichten in Kauf nimmt.

13. Juni: Genug Radarfallen

Ulrich Giezendanner (SVP) setzt sich durch: Der Nationalrat nimmt eine Motion des Aargauer Transportunternehmers an, wonach Radarkontrollen auf Autobahnen nur noch stichprobenweise oder an unfallträchtigen Abschnitten gemacht werden dürfen. Mit schikanösen Geschwindigkeitskontrollen, welche Befürworter des Giezendanner-Vorstosses als «Abzockerei» brandmarken, wäre damit in Zukunft Schluss. Erfolglos wehrt sich die Chefin des Volkswirtschaftsdepartements (EVD) Doris Leuthard (CVP) gegen

den Vorstoss. Einziger Vorbehalt: Der Ständerat muss noch abstimmen.

8. Juli: Federers Rekorde

287 Wochen. So lange war noch kein Tennisspieler auf Platz 1 der Weltrangliste. Diesen Rekord verdankt Roger Federer einem weiteren Rekord, nämlich seinem 7. Wimbledon-Sieg, diesmal gegen den Schotten Andy Murray. Das katapultiert den Schweizer laut ausländischen Medien auf eine Stufe mit den allergrössten Sportlern der Weltgeschichte wie dem Boxer Muhammad Ali und dem Fussballer Pelé. ○



allerdings nicht vor abrupten Kurswechslern zurückschreckt. Mit der Wahl des neuen Präsidenten hat die Partei zumindest die Ungewissheit beendet, wer das schwierige Erbe antreten wird.

3. Mai: Independence Day für Neuenburg

Dank der erstmaligen Veröffentlichung einer Untersuchung zum «Tax Independence Day» durch die Credit Suisse wissen wir, dass die Neuenburger im Durchschnitt vom 1. Januar bis zum 3. Mai arbeiten müssen, bis sie ihre Steuern abverdient haben. Damit ist die Abgabenlast im Kanton so hoch wie nirgends sonst.

Bad News

Die schlechten Nachrichten des ersten Halbjahrs: Die EU taumelt, die Schweiz pumpt Abermilliarden in den Franken-Mindestkurs, chancenloser FC Basel.

Von Christoph Landolt

5. Januar: Spekulierender SNB-Präsident

Der oberste Hüter des Schweizer Frankens, Philipp Hildebrand, betreibt auf eigene Faust Währungsgeschäfte. Anstatt durchzugreifen, versucht die Schweizerische Nationalbank (SNB), den Vorgang unter den Teppich zu kehren. In ihrem Auftrag seifen PR-Berater Journalisten ein, Experten liefern Gefälligkeitsgutachten. Die *Weltwoche* veröffentlicht Hildebrands Kontoauszüge. Hildebrand dementiert zuerst, verwehelt und tritt erst unter dem Druck seiner Vizepräsidenten zurück. Dennoch solidarisieren sich grosse Teile der Öffentlichkeit mit dem fehlbaren Notenbanker.

27. Januar: Das Bauernopfer

Nur Wochen nachdem Wegelin & Co. von der US-Justiz angeklagt wurde, muss die älteste Bank der Schweiz kapitulieren. Sie verkauft ihr Nicht-US-Geschäft an die Raiffeisen-Gruppe, die es unter dem Namen Notenstein weiterführt. Zurück bleiben die unbeschränkt haftenden Teilhaber um Konrad Hummler, die sich auf den Prozess vorbereiten. Offenbar haben sich die Bankiers kaum etwas zuschulden kommen lassen. Doch die Schweizer Behörden stellten dem amerikanischen Druck nichts entgegen und opferten Wegelin. Dass dadurch die Angriffe auf den Schweizer Finanzplatz aufhören, ist zu bezweifeln.

13. März: Watsche für Basel

Völlig überraschend hat der kleine FCB aus der Schweiz dem grossen FCB aus Deutschland eine 1:0-Niederlage zugefügt. Die Euphorie ist gross, in Basel träumt man vom Einzug in den Champions-League-Viertelfinal. Doch im Rückspiel drehen die Stars des FC Bayern München auf und fertigen den FC Basel mit 7:0 ab. Zurück bleibt die Erkenntnis: Der Schweizer Fussball bleibt allerhöchstens zweitklassig.

6. Mai: Frankreich wird sozialistisch

Ist der überlegene Sieg des linken Lagers bei den französischen Präsidentschaftswahlen gut oder schlecht für *les petits Suisses*? Macht der neue Präsident François Hollande seine Ankündigungen wahr, geht es Frankreich bald

noch schlechter. Wenn reiche Franzosen die Flucht ergreifen, lachen Schweizer Anwälte, Vermögensverwalter und Immobilienmakler. Doch unter dem Strich dürfte der Schaden für die Schweiz überwiegen. Wenn das zweitgrösste Nachbarland links abbiegt, gerät die ganze EU noch stärker in Schieflage.

7. Juni: Ein Vermögen für Fr. 1.20

Die Schweizerische Nationalbank verteidigt den im September 2011 festgelegten Mindestkurs von Fr. 1.20 pro Euro ohne Rücksicht auf Verluste. Anders als erhofft, reicht Markt-

«korruptionsanfälliges Klima» geschaffen. Im Rahmen des IT-Projekts Insieme wurden befreundeten Firmen Aufträge zugeschanzt. Offenbar ist Insieme kein Einzelfall. Insider berichten, dass Verletzungen der Beschaffungsregeln in Bundesbern eher die Regel als eine Ausnahme sind.

30. Juni: Die EU taumelt weiter

Sie löschen und löschen, doch der Flächenbrand breitet sich weiter aus. Regierungswechsel, Reformen, Rettungsschirme und zuletzt der Kri-sengipfel von Ende Juni täuschen die Märkte nicht darüber hinweg, dass in der Euro-Zone vieles faul ist. Griechenland ist faktisch bankrott. Irland, Portugal, Spanien und zuletzt Zypern drängen sich unter den Euro-Rettungsschirm, wo der Platz allmählich knapp wird. Die Schuldenwirtschaft in Europa tangiert auch die Schweiz. Durch von ihr mitfinanzierte Notkredite des Internationalen Währungsfonds von bislang 31,5 Milliarden Franken haftet sie direkt. Bricht die Wirtschaft in der EU, dem mit Abstand wichtigsten Handelspartner, weiter ein, leidet die Exportindustrie, leiden die Arbeiter, leidet der Binnenmarkt, leidet das ganze Land.

11. Juli: BVK-Skandal(e)

Daniel Gloor, langjähriger Chef der Zürcher Beamtenpensionskasse BVK, muss sich vor Gericht verantworten. Gloor liess sich von Geschäftsfreunden bestechen, damit er Pensionskassengelder in marode Firmen steckte.

Wie auch immer das Urteil, das im Herbst erwartet wird, ausfällt – der korrupte Beamte ist nur für einen Teil des Debakels verantwortlich. Ähnlich skandalös wie die Korruptionsaffäre ist die Unterdeckung der BVK, die jahrelanger Misswirtschaft zu verdanken ist. Weder Finanzdirektorin Ursula Gut (FDP) noch ihr Vorgänger Christian Huber (SVP) müssen sich Fragen zu ihrer Politik gefallen lassen. Bereits steht fest, wer die Rechnung bezahlen darf. Der (bürgerlich dominierte) Kantonsrat hat zwei Milliarden Steuerfranken bewilligt, als «Anschubhilfe» zur Sanierung der BVK. ○



psychologie nicht, die Wechselkurs-Stabilität kommt die Schweiz teuer zu stehen. Am teuersten war bisher der Monat Mai, in dem die SNB den Devisenbestand um 68,4 Milliarden Franken erhöhte. Im Juni kamen weitere 59 Milliarden dazu.

19. Juni: Berner Beschaffungssumpf

Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf entlässt den Chef der Eidgenössischen Steuerverwaltung, Urs Ursprung. Er habe bewusst und über längere Zeit gegen die Vorschriften des Beschaffungsrechts verstossen, teilte das Finanzdepartement mit. Ursprung habe ein

«Bleibt die Schweiz? Vielleicht nicht»

Der in Heidelberg lehrende erfolgreiche Schweizer Historiker Thomas Maissen warnt vor einer Überhöhung des Sonderfalls und der direkten Demokratie. Geschichtspolitik à la SVP regt seinen Widerspruch. Er ortet Selbstzufriedenheit in der Schweiz. *Von Roger Köppel und Michael Hudler (Bild)*

Sie sind eigentlich Historiker der frühen Neuzeit, aber Sie haben ein erfolgreiches Buch über die Schweizer Geschichte von den Anfängen bis heute geschrieben, mittlerweile in vierter Auflage herausgegeben. Was war der Antrieb?

Ich wollte eine Grundlage liefern für die Diskussion, wo die Schweiz politisch steht und wie sie sich positioniert. Als Bürger und als Historiker war ich unglücklich, dass das Terrain mit einem Geschichtsbild des Kalten Krieges so erfolgreich von der SVP und von der Auns besetzt worden war. Mein Anliegen war keine Gegengeschichte, aber eine Gesamtsicht auf dem aktuellen Forschungsstand.

Über welche rechten Geschichtsmymen ärgern Sie sich am meisten?

Ich wehre mich gegen das Wort Mythos. Ich bin kein Mythenzertrümmerer. Ich stelle mich nicht über die Geschichtsdeutungen anderer.

Was also waren die grössten Irrtümer über die Schweizer Geschichte, die Sie beseitigen wollten?

Es gab in der Schweiz bis 1989 einen vergangenheitspolitischen Konsens, der das Erfolgsmodell Schweiz über die Jahrhunderte hinweg erklären sollte, als Tradition der Freiheit und des Widerstands gegen ausländische Bedrohungen. Das Ausland kam in dieser Deutung schlecht weg – als generell feindlich und unfriedlich. Dem wurde das Bild der friedlichen Konsens-Schweiz mit direkter Demokratie, Föderalismus, Gemeindeautonomie und so weiter gegenübergestellt. Die Nationalkonservativen schrieben auch nach 1989 diese alte Geschichte weiter mit dem Ziel, Freiheit und Unabhängigkeit als politische Gegenwartsziele – gegen die EU – zu verankern. Man schlug die Pflöcke bis 1291 ein. Das war eine gute politische Strategie, die mich aber als Historiker zum Widerspruch herausforderte.

Tatsache ist doch, dass Werte wie Freiheit, Eigenverantwortung und Unabhängigkeit in der Schweizer Geschichte eine lange Tradition haben.

Nicht nur in der Schweiz, auch anderswo. Es wird mir als Historiker unwohl, das auf 1291 zurückzuführen und dieses Jahr als Gründungsdatum der Schweiz zu deuten. Warum? Weil die angeblichen Gründer

damals gar nicht die Gründung der Schweiz im Sinn hatten. Sie reagierten auf aktuelle Bedürfnisse, und daraus entstand, auf verschlungenen, auch widersprüchlichen Wegen ein Netzwerk von Bündnissen, das man dann frühestens im 15. Jahrhundert als Schweiz bezeichnete.

Trotzdem bleibt das Datum 1291 eine Wegmarke. Man schloss sich zusammen, um sich gegenseitig Beistand zu leisten und eigene Gesetze zu verabschieden: die Eidgenossenschaft als Rechtsgemeinschaft.

Sie erklären das Ereignis. Die Eidgenossen wollten sich nicht eigene Gesetze geben. Sie wollten, dass das bestehende kaiserliche Recht eingehalten werde. Die Schweizer waren sogar ausgesprochen skeptisch, eigentlich bis ins 18. Jahrhundert, bezüglich des geschriebenen Rechts.

Sinngemäss heisst es im Bundesbrief: «Wir wollen keine fremden Richter.»

Es ist ein Missverständnis, 1291 als Gründungsakt einer unabhängigen Nation zu interpretieren. Die Eidgenossenschaft wurde

«In einem Punkt hatten die Alpen etwas Freiheitliches: Sie waren für mächtige Adelige uninteressant.»

innerhalb des Reiches gegründet, keineswegs gegen den Kaiser, sondern als Bund, der es sich zum Ziel gemacht hatte, die Rechtsordnung von Kaiser und Reich besser zu wahren als die Adligen und Fürsten, gegen die sich die Eidgenossen gelegentlich zur Wehr setzen mussten. Die Eidgenossen dachten nicht daran, eigenes Recht zu setzen, sondern sie verteidigten sich unter Berufung auf kaiserliches Recht.

Tatsache ist, dass sich die Eidgenossenschaft als für die anderen durchaus irritierender und auch kriegerisch bekämpfter Sonderfall in Europa früh zu verfestigen begann. Denken Sie nur an die Schmähschriften süddeutscher Kleriker nach dem Schwabenkrieg 1499, als die Schwyzer als «Tyranen» und «Barbaren» beschimpft wurden – eben weil sie sich angemast hätten, «selber zu herrschen».

Damals wurden die Eidgenossen sicher nicht als Freiheitskämpfer gesehen. Zwischen Zürich und Ulm beziehungsweise Nürnberg gab es um 1500 keine wesentli-

chen Unterschiede. Der Unterschied lag höchstens darin, dass die Eidgenossen ihr Netzwerk territorial verdichten konnten. Andere Netzwerke – etwa die Hanse – konnten dies nicht. So entwickelte sich die Schweiz allmählich zur Eigenständigkeit. Ihr half die Randlage. Doch noch 1730 setzte Obwalden auf sein Rathaus den Reichsadler. Für die kleinen katholischen Innerschweizer Kantone bedeutete das Reich bis ins 18. Jahrhundert einen Schutz gegen die mächtigen protestantischen Kantone wie Zürich oder Bern. So weit weg der Kaiser auch war, man setzte auf seinen symbolischen Schutz.

Der Philosoph Karl Popper versuchte die freiheitliche politische Kultur der Schweiz aus den Bergen abzuleiten. Die Eidgenossen zogen laut Popper in die Berge, wo sie zwar karger und anstrengender, aber eben freier leben konnten. Ist da gar nichts dran?

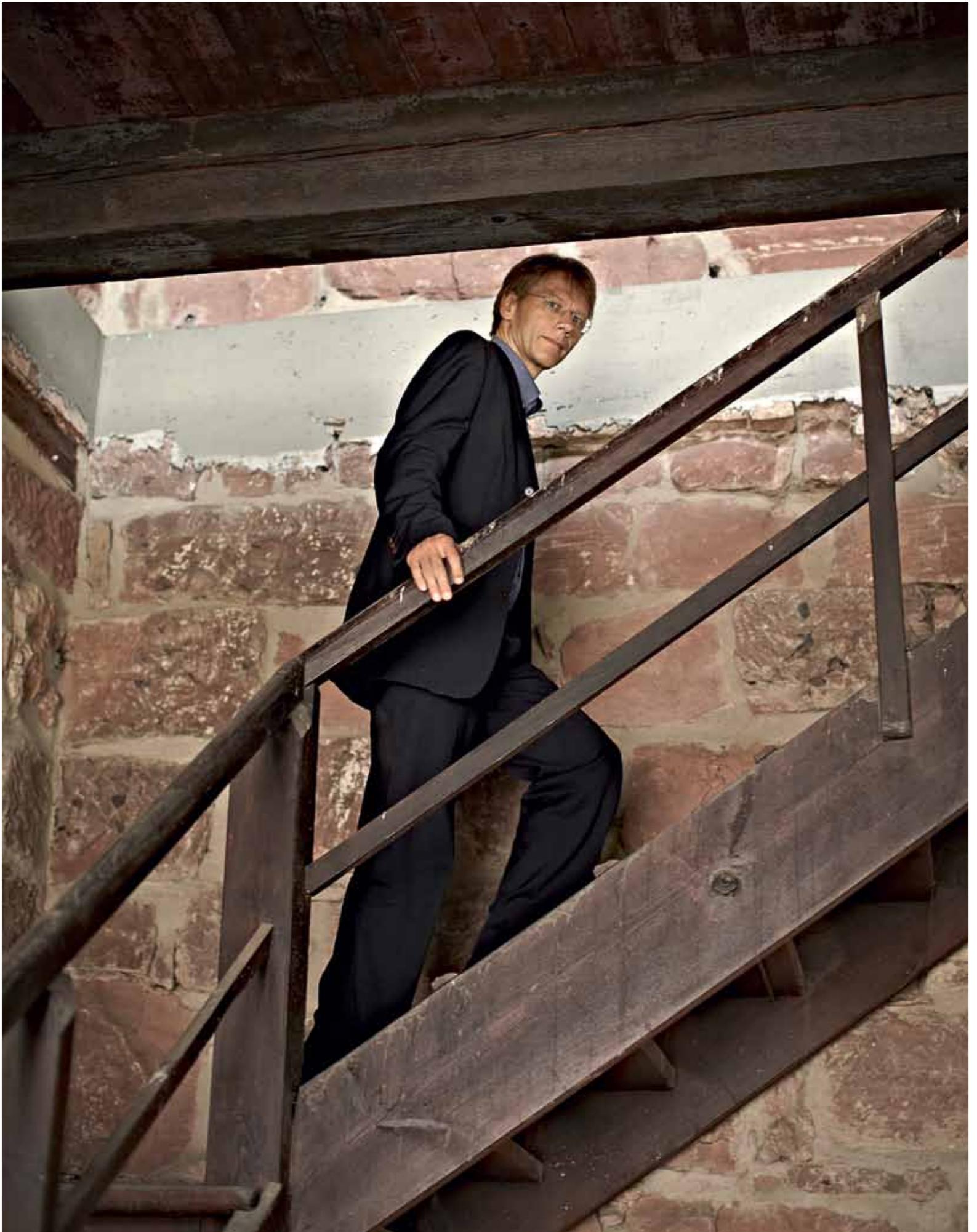
Im Gotthardgebiet war die Leventina Untertanengebiet der Urner, das Urserental deren Verbündeter minderen Rechts. Das ganze Berner Oberland war Untertanengebiet. In den Alpen gab es sehr viele Menschen, vor allem die «Welschen», die von den deutschsprachigen Eidgenossen als minderwertig betrachtet und unterworfen wurden. Der zweite Einwand gegen Popper lautet: Wieso sollen nur die Bewohner der Schweizer Alpen freiheitlich sein und nicht auch andere Bergbewohner in Italien oder Österreich?

Autoren wie Rousseau, Schiller und Tolstoi aber haben den Freiheitsdrang der Bergvölker immer wieder literarisch besungen.

In einem Punkt hatten die Alpen etwas Freiheitliches: Sie waren uninteressant für mächtige Adelige. Sie gaben zu wenig her und waren kaum geeignet, feudal durchdrungen zu werden. Der Alpenraum war uninteressant als Beute.

In Schillers «Tell» fragt Walter, warum die Eidgenossen in den kargen Bergen leben und nicht im üppigen Flachland weiter nördlich. Tell erwiderte, dass die Bauern im Norden weniger frei seien und mehr Abgaben leisten müssten.

In der Schweiz verschwand die Leibeigenschaft tatsächlich früh, im 15. beziehungsweise 16. Jahrhundert. Die persönliche Freiheit blieb für die Untertanen gewährleistet, weil der Adel eine schwache Stel-



«Die Gestaltungsmöglichkeiten der direkten Demokratie werden überschätzt»: Historiker und EU-Befürworter Maissen.

Von Alpen bis Sonderfall

Der Historiker Thomas Maissen über entscheidende Daten, Begriffe und Figuren der Schweizer Geschichte.

Alpen — Unwirtliche und ärmliche Gegend. Eignet sich gerade deshalb ideal für die ab 1700 aufkommende Behauptung, dass dort besonders bescheidene, tugendhafte und freiheitsliebende Menschen leben. Aber komischerweise nicht in den ganzen Alpen, sondern nur in den schweizerischen.

Helvetier — Ein Keltenstamm. Um 1500 machten Humanisten daraus Vorfahren der Eidgenossen. Das entsprach dem Zeitgeist der Renaissance. Damit wurde ein Bündnis von Städten und Ländern zu einem Volk mit einem Territorium und einer Vorgeschichte umgedeutet, die beide in die verklärte Antike zurückführten.



Hat mit der Schweiz nichts zu tun: Cäsar (l.).

Julius Cäsar — Ein Römer. Hat mit der Schweiz nichts zu tun.

1291: Ein Landfriedensbündnis unter anderen, zur Sicherung der regionalen Herrschaftsordnung; bald vergessen. 1891 setzten die Schwyzer das Datum gegen das ernerische 1308 als Gründungsdatum der Eidgenossenschaft durch, weil der neue Bürgerblock aus Freisinn und Katholisch-Konservativen gegen die internationalen 1.-Mai-Feiern der SP einen möglichst frühen Gründungstermin der Schweizer Nation suchte, der die Wunden des Sonderbundskriegs vergessen machen sollte.

Eidgenossen — Menschen im Mittelalter, die ein meist vorübergehendes Bündnis mit einem Eid beschworen. Solche Bündnisse hatten gegen die fürstlichen Territorialstaaten keinen Bestand. Mit einer Ausnahme.

Habsburger — Rechtmässiger Herrscher über weite Gebiete zwischen Bodensee, Elsass und Neuenburgersee. Unterlegener Konkurrent der «Eidgenossen» als Ordnungsmacht südlich des Rheins, ausser – bis 1803 – im Fricktal.

Schlacht von Morgarten: Sieg der Waldstätte, vor allem von Schwyz, über den Habsburger Herzog Leopold I. und die mit ihm verbündeten Zuger, Luzerner, Zürcher und Winterthurer. Ursache: unklar. Schlachtort: umstritten. Folgen: gering. Historiografischer Nachhall: beträchtlich.

Friedrich Schiller / Wilhelm Tell — Gegen Napoleon gerichtetes Theaterstück eines deutschen Schriftstellers, der ein in Obwalden um 1470 gegen Habsburg und die eidgenössischen Habsburg-Freunde verschweizertes dänisches Märchen in anständige Verse brachte. In Nazi-Deutschland lange Zeit populär, ebenso gleichzeitig in der Schweiz.

Schwabenkrieg — Wie der Name sagt: Krieg gegen den Schwäbischen Bund, nicht gegen das Reich oder «Deutschland» – also 1499 keine «faktische Unabhängigkeit der Schweiz». Die Eidgenossen nannten Kaiser Maximilian auch danach ihren «allernädigsten Herrn».

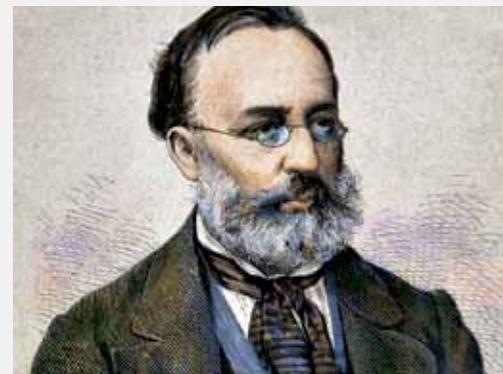
Marignano — Niederlage, die – wie dann erneut 1798 – zeigte, dass die uneinigigen Eidgenossen gegen gutgeführte und modern ausgerüstete Heere der benachbarten Territorialstaaten keine Chance hatten. Deshalb, statt eigenständiger Machtpolitik, Verkauf überzähliger Landeskinder als Söldner und Kanonenfutter.

Neutralität — Hat nichts mit Marignano zu tun. Die konfessionelle Spaltung durch die Reformation machte die Schweiz aussenpolitisch handlungsunfähig. Im konfessionellen Zeitalter war aber Neutralität keine legitime Position: Zwischen wahren und falschem Glauben darf man nicht gleichgültig bleiben. Die Eidgenossenschaft bezeichnete sich erstmals 1674, im Zeitalter der Staatsräson, als neutral.

Napoleon — Schuf die moderne Schweiz mit gleichberechtigten Kantonen in den heutigen Grenzen. War nur möglich, weil er sich rücksichtslos über die althergebrachten Traditionen, die kantonalen Egoismen und die Zerstrittenheit der Bürgerkriege führenden Schweizer hinwegsetzte.

1848: Revolutionärer, durch Bürgerkrieg erzwungener Bruch des Bundesvertrags von 1815 (ohne Revisionsklausel), der den Zeiterfordernissen Genüge tat: nationale Einigung statt kantonaler Souveränität, Binnenmarkt mit Einheitswährung.

Gottfried Keller — Studierte wie viele Schweizer in Heidelberg. Teilnehmer an den revolutionären Putschversuchen radikaler Freischär-



Desillusion und Kritik: Dichter Keller.

ler gegen die demokratisch legitimierte konservative Regierung von Luzern. Beim erfolgreichen Schriftsteller wandelt sich die republikanische Begeisterung für den freisinnigen Bundesstaat zur Desillusion und Kritik an der drohenden Plutokratie.

Kulturkampf — Internationale Modeerscheinung um 1870, die den Nationalstaat stärkte. Mobilisierung auf gesamtschweizerischer Ebene, sowohl der Liberalen gegen die päpstliche Antimoderne (Unfehlbarkeit) wie auch der Katholisch-Konservativen gegen die staatliche Unterordnung der Kirche.

Volksinitiative/Referendum (Einführung) — Instrument der (konservativen) Nein-Sager gegen den Machbarkeitsglauben und die Staatsmaschine der Freisinnigen. Diente auch der antisemitischen Definition des «Volkkörpers» (erste Initiative überhaupt: Schächtverbot, 1893).

General Wille — Preussisch fühlender Militarist und Karrierist ohne Respekt für das schweizerische Milizwesen. Wollte auf der Seite Deutschlands in den Ersten Weltkrieg eintreten und fürchtete die Revolution. Empfang 1923 Adolf Hitler, auf den vor allem sein Sohn Ulrich jun. grosse Stücke hielt.

Grosse Depression — Zeigt mindestens dreierlei: die Abhängigkeit von internationalen (wirtschaftlichen) Entwicklungen; die Tatsache, dass in der Schweiz maximal fünf Prozent Arbeitslose schon traumatisch nachwirken; und verspätete Reaktion (Abwertung), also mehr Rücksicht auf den Finanzplatz als auf die Exportwirtschaft und den Tourismus.

Adolf Hitler — Es gab etliche Anhänger der faschistischen Feindbilder: Bolschewismus, ineffizienter Parlamentarismus, Liberalismus. Aber nicht nur breiten Bevölkerungskreisen, auch den schweizerischen Eliten und ihrer föderalistischen, mehrsprachigen Idee eines Staates widersprachen Führerprinzip, Zentralismus, Blut und Boden.

General Guisan — Waadtländer General, Bewunderer Mussolinis, Symbol der Bereitschaft zum militärischen Widerstand (Réduit). Ein Glücksfall, weil sein umgängliches Naturell dauerhafte Brücken schlug zwischen den

Sprachregionen und zwischen Bürgertum und Bauern sowie Arbeiterschaft.

Kalter Krieg — Der Gegensatz zwischen den Blöcken schuf eine willkommene Nische mit schizophrenen Zügen: Neutralität und vehementer Antikommunismus, Osthandel und Olympiaboykott (1956, teilweise 1980).

1989 — Für die Welt: eine Befreiung (ausser China: Tiananmen). Für die Schweiz: unangenehmer Rauswurf aus der lieb gewonnenen Nische. Seither innenpolitischer Streit um die Positionierung in dieser Welt, der dieser Streit ziemlich egal ist.



Verpasste Chance: EWR-Gegner, 1995.

EWR-Abstimmung — Verpasste Chance für eine zeitgemässe Einbindung in die europäische Friedensordnung mit unseren wichtigsten Partnern? Erfolgreiche Rettungsaktion gegen Brüsseler Bürokraten? Die Zukunft wird es weisen. Für die Gegenwart jedenfalls eine wegweisende Entscheidung.

Christoph Blocher — Missionar. Hat mit modernen Methoden und schlechtem Stil die heile Welt von vorgestern gepredigt und damit die träge schweizerische Politlandschaft umgepflegt wie niemand sonst im 20. Jahrhundert.

Bankgeheimnis — Mit hehren Worten legitimiert, trotzdem über Jahrzehnte hinweg für alle offensichtliche und für viele unwiderstehliche Einladung zum Steuerbetrug; ökonomisch ein Klumpenrisiko, das an einem Paragrafen hing. Da man inländische Kritiker und Warner verunglimpfte, wird die Anpassung an internationale Werte und Prinzipien als Kapitulation und Erpressung beklagt.

Euro-Krise — Interessanter Test für eine selbständige Währungspolitik. Hat im Moment zur Anbindung des Frankens an den Euro geführt (fester Wechselkurs). Weitere Entwicklung offen.

Sonderfall Schweiz — Ist einer. Von etwa 194, welche die Uno anerkennt.

Thomas Maissen

lung hatte. Aber auch in England, Italien und in weiten Teilen westlich der Elbe gab es freie Bauern. Die Schweiz war hier keine Insel der Seligen. Die Schweizer Bauern mussten feudale Abgaben entrichten, insbesondere den Zehnten. Sie hatten Herren, republikanische Herren. Ich bezweifle, ob ein Schweizer Bauer glücklicher war als ein Untertan des Abtes von Kempten. Die republikanische Herrschaft war nicht zwingend angenehmer als die fürstliche. Das extremste Beispiel war das Veltlin, das von Graubünden geradezu ausgesaugt wurde. Darum fiel dieses ausgepresste Gebiet 1798 ab, anders als das Tessin, das damals in der Eidgenossenschaft blieb.

Andersrum: Weil die Schweiz so arm war, war sie für prunksüchtige Herrscherhäuser unattraktiv. Und weil die Schweiz arm war, konnte sie sich keinen teuren Staat leisten. Daraus folgte die bis heute sichtbare Politik des schlanken, freiheitlichen Staates mit geringen Steuern und weniger Interventionismus.

Man kann die Schweiz so deuten. Die Armut hat die Schweizer dazu gebracht, auszuwandern oder sich selber als Söldner zu exportie-

«Man liess die Schweiz in Ruhe. Das war entscheidend dafür, dass sich kein Zentralstaat herausbildete.»

ren. Gleichzeitig war das Interesse gering, die ärmlichen Berggebiete zu erobern. Man liess die Schweiz in Ruhe. Dies war die entscheidende Voraussetzung dafür, dass sich in der Schweiz kein Zentralstaat herausbildete. Kriege waren immer die grössten Treiber der Staatsmacht und der Verschuldung. Die Schweiz profitierte vom Verschontwerden.

Wann setzt in der Schweiz denn die freiheitliche Tradition ein, die über Umwege zur Referendumsdemokratie von heute führte?

Es gibt verschiedene Wurzeln: Regelungsbedarf und Bündnisse im 14. Jahrhundert; Tagsatzung als Ort der Streitschlichtung und des Verhandeln seit dem 15. Jahrhundert; kein Hof, keine Monarchie. Allerdings: Es gibt den Schweizer Sonderfall nicht. Im 18. Jahrhundert galten die Engländer als viel freier als die Eidgenossen. Was wir als individuelle Freiheit verstehen, gab es in der Schweiz zu der damaligen Zeit kaum. In konfessionellen und sittlichen Fragen herrschte ein strenges Regiment, Einheitlichkeit war die Regel. Es war kein Zufall, dass Anna Göldi als letzte Zauberin Europas 1782 ausgerechnet in der Schweiz hingerichtet wurde. Frankreich und England waren aufgeklärter. Erst ab 1848 sehe ich die Schweiz, die Sie schon früher in der Ge-

schichte erkennen wollen. Die Judenemanzipation erfolgte – im europäischen Vergleich sehr spät – gar erst ab 1866. Von der freiheitlichen Tradition des Frauenstimmrechts ganz zu schweigen.

Gemäss dem Historiker und Botschafter Paul Widmer nahm die Einführung von Volksinitiative und Referendum im 19. Jahrhundert – zwei politische Kernelemente der Schweiz – jahrhundertealte Traditionen auf.

Ich glaube, da irrt er sich – bei allem Respekt. Das Vetorecht der Bürger geht auf die Französische Revolution zurück. Veto und Referendum waren Instrumente gegen den Zentralismus und zur Verteidigung von kollektiven Privilegien. Im 19. Jahrhundert gewann der Staat an Macht. Die direkte Demokratie wurde als Gegengewicht und Minderheitenschutz eingeführt; zugunsten der Welschen und der Katholisch-Konservativen. In der alten Eidgenossenschaft mag es Volksbefragungen gegeben haben, sporadisch, von oben lanciert und nur in Krisensituationen. Das waren Plebiszite, also etwas anderes als Volkssouveränität.

Wenn die direkte Demokratie die Schweiz nicht ausmacht, dann ist es vielleicht die Kultur des Ausgleichs, des Kompromisses und der Einbindung. Würden Sie wenigstens hier zustimmen?

Tatsächlich ist es auffällig, dass in der Schweiz der Ausgleich politischer Interessen eine grosse Bedeutung hat. Es gab ja auch unter den Eidgenossen zahlreiche Kriege, aber es ist interessant: Die Sieger verzichteten jeweils darauf, die Unterlegenen zu demütigen oder ihnen ihr Territorium wegzunehmen.

Warum?

Man nahm dem Gegner kein Land weg, weil man fürchtete, dass es einem bei wechselnden Koalitionen selber passieren könnte. Man wollte die guten Karten nicht ausreizen, was mächtigere Gegenkoalitionen heraufbeschwören konnte.

Was hielt die Eidgenossenschaft über die Jahrhunderte zusammen?

Unter den Eidgenossen herrschte wohlwollende Gleichgültigkeit. Aber es gab das gemeinsame Interesse, nicht Teil einer auswärtigen Herrschaft zu sein. Wieweit das bereits Teil eines gemeinsamen Freiheitsbewusstseins war, lässt sich schwer sagen. Die Schweizer waren vorsichtig. Sinngemäss: «Wir können uns schon die Köpfe einschlagen, aber wir machen das nicht, solange draussen ein Krieg läuft.» Die gegenseitige Rücksichtnahme war immer auch darauf ausgerichtet, keine ausländischen Mächte anzulocken.

Womit wir uns doch immerhin darin einig wären, dass es ein Unabhängigkeitsbedürfnis und -bewusstsein gab. Weshalb irritiert

es Sie so, wenn in heutigen Debatten darauf abgestellt wird?

Weil damit ein Bild der geistigen Landesverteidigung fortgeschrieben wird, das nicht zutrifft. Es gibt den Hang, bestimmte Eigenschaften der Schweiz – Freiheit, direkte Demokratie – dogmatisch festzuzurren, um die Schweiz über die anderen hinwegzuheben. Hier die Schweiz, dort der Topf der anderen, ohne Freiheit und richtige Demokratie, mehr oder weniger Leibeigene. Man springt von den Habsburgern und Napoleon über Hitler zur heutigen EU. Damit tut man der EU Unrecht, die eine rechtsstaatliche Ordnung ist mit Defekten, aber eine erfolgreiche Friedensordnung. Indem die Schweiz als etwas fundamental anderes überhöht wird, verweigert man sich supranationalen Lösungen.

Warum finden Sie es falsch, wenn man beispielsweise die direkte Demokratie zu einer Kerneigenschaft der Schweiz erklärt und daraus tatsächlich so etwas wie die Einsicht ableitet, unsere Demokratie sei besser als die repräsentative Demokratie?

Ich finde das in erster Linie gefährlich. Man verkennt die Abhängigkeit der Schweiz von diesen europäischen Entwicklungen. Die Gestaltungsmöglichkeiten der direkten Demokratie werden überschätzt, und gleichzeitig werden Anpassungen verschlafen oder als ausländisches Diktat empfunden. Das ist ungesund. Daraus resultiert ein Hinterherhinken, beispielsweise beim Bankkundengeheimnis. Es bringt nichts, zwei Schritte zu spät zu sein und dann die anderen als Erpresser zu beschimpfen. Man verschlechtert so seine Position.

Was macht die Schweiz aus, Ihrer Ansicht nach?

Unverzichtbare Elemente sind: Mehrsprachigkeit, Föderalismus, Gemeindeautonomie. Daraus leitet sich alles andere ab, unter anderem die direkte Demokratie, die Minderheiten die Möglichkeit gibt mitzureden.

Kann es eine Schweiz ohne direkte Demokratie geben?

Sicher. Es gab sehr lange eine Schweiz ohne direkte Demokratie. Man kann sich auch eine Schweiz mit eingeschränkter direkter Demokratie vorstellen. Hingegen würde ich nicht mehr von der Schweiz reden, wenn das Tessin nicht mehr dabei wäre oder wenn die Gemeindeautonomie oder der Föderalismus stark eingeschränkt würden. Es gab 600 Jahre Schweizer Geschichte ohne direkte Demokratie. Selbst der Bundesstaat existierte bis 1874 ohne direkte Demokratie. Die

Schweiz würde nicht in der Substanz getroffen, müsste sie sich im Falle eines EU-Beitritts, den ich richtig fände, institutionell anpassen und die direkte Demokratie einschränken.

Es ist mutig, dass Sie heute einen EU-Beitritt der Schweiz noch immer befürworten.

Ich bin ja auch Europäer und lebe in Europa.

Viele Deutsche, darunter auch Professoren, raten der Schweiz, auf keinen Fall der EU beizutreten.

Man hat auch unter meinen Kollegen gemerkt, dass die EU als Struktur in der Krise ist. Aber nur wenige würden deswegen die Struktur an sich in Frage stellen.

«Von aussen erlebe ich die Schweiz als ein Land mit einem fast übertriebenen Selbstbewusstsein.»

Die EU wird immer zentralistischer und bundesstaatsähnlicher. Das ist nicht der ursprüngliche Sinn der EU. Finden Sie die aktuelle Entwicklung richtig?

Ja, ich erachte es als normalen Ablauf. Die EU bleibt föderalistisch. Man müsste den Zentralisierungsschub durch mehr Mitsprache der Bürger abfedern und durch institutionelle Gegengewichte. Das war in der Schweiz im 19. Jahrhundert übrigens nicht anders. Ebenso richtig ist: Massive politische Veränderungen und Anpassungen bringen Verluste.

Dann ist Ihr Buch über die Schweizer Geschichte, das den Sonderfall in Zweifel zieht, im Grunde ein Plädoyer für den EU-Beitritt.

Mein Ziel war nicht, die Schweiz weizuklopfen. Ich halte EU-Skepsis für legitim. Ich weiss auch nicht, wie die Weltgeschichte ausgehen wird, und es ist klar, dass ein EU-Beitritt auch Kosten hätte für die Schweiz. Die Deutschschweizer würden stärker an Deutschland angebunden und die Romands enger an Frankreich. Bleibt die Schweiz so erhalten? Vielleicht nicht. Wenn die Schweiz in einem europäischen Friedensreich untergehen würde, wäre dies aber nicht so schlimm.

Beunruhigt es Sie nicht, dass in der EU bedeutende Entscheide ohne demokratische Kontrolle getroffen werden? Merkel und Sarkozy regierten quasi im Alleingang.

Mein Horrorszenario als Historiker ist eine grosse Depression wie in den dreissiger Jahren – und als Folge ein Weltkrieg. Mag sein, dass einzelne EU-Politiker heute relativ forsich handeln und entscheiden, aber es ist keine Diktatur. Sarkozy zum Beispiel ist bereits abgewählt. Es gibt Gegengewichte. Dass zum Teil Notrecht in Krisensituationen angewendet wird, finde ich nicht schlimm. Vorübergehend können demokratische Pro-

zesse vernachlässigt werden, wenn es die Situation erfordert. Der vielgelobte schweizerische Bundesstaat von 1848 ist das Ergebnis eines revolutionären Bürgerkriegs, die demokratische Legitimation erfolgte erst nachträglich.

Hat sich Ihr Bild der EU gewandelt aufgrund der Krise?

Krisen gehören zur Politik. Man muss die sechzigjährige Friedensphase würdigen. Die Schweizer sollten beten, dass es der EU gutgeht. Schadenfreude über die jetzige Krise ist unfein und kurzsichtig: Wenn es der EU schlechtgeht, dann leidet auch die Schweiz darunter.

Wie gross ist die Gefahr, dass die EU zum Brandbeschleuniger eines wirklich gefährlichen Nationalismus wird?

Ich sehe die Gefahr als nicht gross an. Bis jetzt hat sich die Friedensstruktur der EU bewährt. Die Staaten des Ostblocks oder die von Ex-Jugoslawien sind ganz oder teilweise in die EU geführt worden, mit der Auflage, ihre Nachbarschaftskonflikte zu regeln. Das ist besser, als diese Länder sich selber zu überlassen. Die EU mag einzelne Nationalismen verstärken, aber diese bleiben in der EU unter Kontrolle, weil es ja viele und höchst widersprüchliche sind. Für den Balkan etwa wirkt die EU zweifellos befriedend.

Alle Grossreiche der Vergangenheit sind zusammengebrochen.

Das waren aber Monarchien und keine Rechtsstaaten wie die EU. Im Sinne eines liberalen Konkurrenzdenkens könnte ich mir vorstellen, dass eine Europäische Union mit den Vereinigten Staaten, einer latein-amerikanischen Union und asiatischen Unionen als Ordnungsmodell bestehen könnte: eine Reihe von Grossreichen mit demokratischer Kontrolle und Subsidiaritätsprinzip. Wieso soll das a priori nicht funktionieren?

Wie hat sich die Schweiz seit den neunziger Jahren verändert?

Die Fundamentalverunsicherung, die nicht nur das Geschichtsbild betraf, ist vorbei. Es gab damals auch grosse wirtschaftliche Probleme. Dagegen ist heute ein grosses Selbstvertrauen vorhanden, auch weil die Krise der Jahre nach 2008 gut überstanden wurde. Von aussen erlebe ich ein gesundes, fast übertriebenes Selbstbewusstsein. Island und Irland haben gezeigt, dass Wirtschaftserfolge sehr kurzlebig sein können. Wenn die UBS untergegangen wäre – wir waren nahe dran –, dann wäre vieles anders herauskommen.

Warum wurden Sie Historiker?

Aus Freude. Geschichte hat mich immer interessiert.

Warum haben Sie sich ausgerechnet auf die Vormoderne konzentriert, ein dunkles und unübersichtliches Zeitalter?

Weil es wie ein anspruchsvolles Puzzle ist. Man muss fremdartige Quellen studieren, zum Teil in Sprachen, die heute nicht mehr gesprochen werden.

Was fasziniert Sie an der Vormoderne besonders?

Interessant ist, wie man damals politische Ordnung herstellte aus dem möglichen Chaos. Das Mittelalter ist nicht nur ein Chaos, aber es war eine Zeit, in welcher der obrigkeitliche Zugriff beschränkt war. Wie kann unter solchen Umständen ein Gewaltmonopol entstehen? Wie wird Herrschaft begründet, symbolisch dargestellt, gesichert? Wie bewahren wir uns vor dem Schlimmsten in bedrohten Zeiten? Hier haben Sie übrigens auch eine Antwort, warum ein Frühneuzeit-Historiker wie ich zum EU-Befürworter werden kann.

Wenn Sie mit Ihren Erkenntnissen der Vormoderne auf die heutige EU blicken: Sind die Urmechanismen der Herrschaftssicherung die gleichen geblieben, oder gibt es hier Neues unter der Sonne?

Es gibt Kontinuitäten und Unterschiede. Menschenrechte sind etwas fundamental Neues. Ausserdem ist die Ausübung von Gewalt stärker eingedämmt als damals. Trotz zunehmender Kriminalität da und dort ist die Wahrscheinlichkeit, einem Mord zum Opfer zu fallen, viel kleiner ge-

worden. Umgekehrt sind die Opferzahlen in Kriegen grösser. Die Menschen mit ihren Stärken und Schwächen sind gegeben. Kulturelle Prozesse haben dazu geführt, dass menschliche Schwächen unter Kontrolle gebracht werden konnten. Diese Kontrolle ist aber an die Erfüllung menschlicher Grundbedürfnisse gebunden. Wenn es kein Essen mehr gibt, keine Energieversorgung, keine Sicherheit, bricht der Schutzwall der Zivilisation ein.

Ordnung ist ein gefährdetes Gut.

Korrekt. Darum habe ich auch nichts dagegen, wenn EU-Staatschefs, um grösseres Unheil abzuwenden, weitreichende

«Gut möglich, dass die Fiskalunion EU in zehn Jahren wunderbar funktionieren wird.»

Entscheide treffen, ohne sich vorgängig demokratisch voll abzusichern.

Man kann Ihnen also eine gewisse Neigung zur aufgeklärten Diktatur nicht absprechen.

Halt, halt, Sie dehnen die Zeit aus! Ich finde einzelne und begrenzte Massnahmen in der Krise richtig, aber nicht Notrecht in Permanenz. Die Bewältigung der UBS-Krise gelang auch nicht auf direktdemokratischem Weg.

Was haben Sie aus der Geschichte gelernt?

Da bin ich sehr zurückhaltend. Alle Situationen sind verschieden. Historisches Bewusstsein lehrt die Offenheit von Situationen. Gut möglich, dass die Fiskalunion EU in zehn Jahren wunderbar funktionieren wird. Als Historiker warne ich davor, heutige Eindrücke zu verabsolutieren.

Ist ein Verständnis der Vergangenheit wichtig, um richtige Entscheidungen für die Zukunft zu treffen?

Ein starker Sinn für Geschichte war mitentscheidend für die erfolgreiche europäisch-amerikanische Entwicklung. In einem dauernden Wettbewerb wurden bestehende Lösungen fortwährend angepasst, was einen bewussten Umgang mit der Vergangenheit voraussetzt. Man vergleicht «vorher» und «nachher». Man sieht das Bestehende in einem weiteren zeitlichen Horizont und reagiert nicht bloss auf das Aktuelle. Das ist eine Erfolgsgrundlage unserer Kultur.

Thomas Maissen, 50, lehrt als ordentlicher Professor für Neuere Geschichte mit dem Schwerpunkt Frühe Neuzeit an der Universität Heidelberg.

Maissens Bestseller «Geschichte der Schweiz» (Hier und Jetzt, 2010) ist in der vierten Auflage erhältlich. In diesem Monat erscheint sein neues Buch «Schweizer Geschichte im Bild», ebenfalls im Hier-und-Jetzt-Verlag.



Wilkhahn

Klassiker aufgepasst – Hier kommt der Neue. Graph.

Die Auswahl an erstklassig gestalteten Konferenzsesseln ist seit Jahrzehnten nahezu unverändert. Graph bringt jetzt frischen Wind in die Klassiker-Riege. Als prägnanter, wegweisender Charakter. Mit innovativem, aktivierendem Federkomfort. Und Spitzenqualität bis ins kleinste Detail.

Mehr Infos unter www.wilkhahn.ch/graph

Erde gut, alles gut

Wie Heimat sich anfühlt, das wissen die meisten – aber wie sieht sie aus? Schweizerinnen aus allen Landesteilen zeigen, wo sie sich am liebsten aufhalten. Dass es in der Schweiz so einfach ist, in der eigenen Erde Wurzeln zu schlagen, gehört zum ganz grossen Glück. *Von Daniele Musciconico und Ruben Wyttenbach (Bilder)*

Die Stube ist dunkel. Alles steht an seinem Platz. Der Blumenstock thront in der Tischmitte, akkurat zwischen zwei gegenüberliegenden Stühlen. Die abwesende Familie auf dem Buffet steht Spalier: Menschen, mit denen man spricht, wenn man alleine ist. Das Buffet wird passgenau in den Raum eingelassen sein, es reicht von einer Wand zur nächsten. Ja, man hat sich den Kauf etwas kosten lassen, damals. Hinter den Türen gehütete Schätze, dünnes Porzellan, edle Gefässe, feine Teile für feine Tage. Doch Glück und Glas, wie leicht bricht das: Die Buffet-Türen haben keine Fenster, das Glück liegt vor Neid und anderen Gelüsten sicher.

Die Zeit ist ausgesperrt aus diesem Zimmer, die Uhr zeigt Gegenwart. Sie muss sich an der Vergangenheit messen und daran, was bereits gelebt, erfahren und vollbracht ist. Gewiss ist es mäuschenstill hier, wahrscheinlich ist es kühl, und niemals schlägt eine Uhr – suggeriert das Bild.

In Visperterminen hat Emma Zimmermann ihre Tracht angelegt. Trug ihre Mutter dazu noch *Chirlühändstees*, die Walliser Pulswärmer? Emma Zimmermann aus «Fispertärhinu», wie sie ihr Dorf nennt, legt ihre Hände auf die äussersten Enden der Stuhllehne am Kopfteil des Stubentisches, streckt leicht den Rücken, hebt ein wenig das Kinn. Hier fühlt sie sich zu Hause, das ist der Ort, der ihr am liebsten ist. Sie hat den Fotografen Ruben Wyttenbach in dieses Zimmer geführt, in ihrer Stube soll er sie fotografieren. Und Wyttenbach porträtiert die 87-Jährige mit einem Leuchten im Gesicht, das nicht von der Walliser Sonne stammen kann. Sein Bild fängt eine Kraft ein, die von ganz innen kommt, von einem alten Vertrauen, einen Ort zu besitzen in der Welt, sicher und verlässlich. Einen Ort, den wir für uns beanspruchen können, den wir nicht verteidigen müssen, der uns ein Gewicht verleiht und Wurzeln ermöglicht, uns gedeihlich zu entfalten. Heimat?

Die Sehnsucht nach dem Bekannten

Heimat, strapazierter Begriff. Missverständene, missbrauchte, misshandelte Deutung. Was genau ist denn Heimat? Der Ort, an dem wir geboren wurden? Die Landschaft, in der wir aufwachsen, die uns als Kind geprägt hat? Verliert der global denkende Mensch sein Gefühl dafür, oder stärkt sein Wissen um das Unbekannte im Gegensatz die Sehnsucht nach dem Bekannten sogar? Vielleicht sind es jene, die die Heimat-Koordinaten nicht selbstverständlich für sich

beanspruchen können, die uns lehren, was Heimat ist: Denker, Künstler, Emigranten. Sie bezeichnen Heimat als Noch-Nichts, als das Noch-nicht-Erreichte. Das konkret Utopische ist Ernst Blochs Heimatbegriff.

Der Schriftsteller Bernhard Schlink hat in seinem 2000 erschienenen Essay die Bezeichnung Heimat ganz von einem Ort gelöst und als Utopie im aufbauenden Sinn beschrieben. «So sehr Heimat auf Orte bezogen ist, Geburts- und Kindheitsorte, Orte des Glücks, Orte, an denen man lebt, wohnt, arbeitet, Familie und Freunde hat – letztlich hat sie weder einen Ort, noch ist sie einer. Heimat ist Nichtort. Heimat ist Utopie.» Seine Vorstellung bezeichnet Heimat als Gefühl, als Hoffnung und Sehnsucht. Ein Gedanke aus der christlichen Vorstellung von der Erde, die dem Menschen, seit er das Paradies verwirkt hat, nur noch ein Exil ist.

Ist Heimat Sehnsucht nach Identität? Oder nach Kindheit? Oder beides in einem, vielleicht?

Der Berner Fotograf Ruben Wyttenbach hat neun Schweizerinnen nach ihrem Lieblingsort befragt, hat sich den Ort zeigen lassen und sie dort porträtiert. Sein Bildessay zeigt Schweizerinnen im Alter von 10 bis 87 Jahren, aus städtischen Verhältnissen, aus Bergregionen, aus acht verschiedenen Kantonen der Schweiz. Wytten-

Vielgesichtig ist die Natur, die die Schweizerin aufsucht, um sich glücklich zu fühlen.

bach hat dabei auf die kleinen Gesten Wert gelegt, auf die unvermittelten Posen und auf die vermittelnden Blicke. Er zeigt seine Porträtierten zwischen Spannung und Entspannung, zwischen Inszenierung und beglaubigter Gegenwart. Doch allen Frauen gemeinsam ist ein Ausdruck grosser Sicherheit und bewusster Klarheit. Glücklich, wer sich so gelöst der Kamera zeigen kann! Wenn es denn Alltagsheldinnen geben kann, dann sehen sie so aus und leben in Visperterminen oder in St. Gallen, in Stans, Lugano, Kirchberg, Obersiggenthal, Lumbrein, Presinge oder in Bern.

Sind diese Fotos Heimat-Bilder? Schweiz-Bilder? Oder doch eher Seelen-Bilder und Wunsch-Bilder von Menschen, die Ruben Wyttenbach ein Stückchen ihrer Träume anvertraut haben?

Schnell fällt auf: Schweizer Frauen halten sich vorzugsweise in der Natur auf. Das heisst,

es muss ein gutes Land sein, dieses Land, wenn es Naturversprechungen zu bieten hat, die Schutz und Glück und Sehnsuchterfüllung verheissen. Unsere Natur muss eine heile sein, wenn wir uns in ihr heil, sicher und geborgen fühlen.

Erfüllung auf dem Maiensäss

Natürlich hat die Natur unterschiedliche Gesichter. Und nicht alles, was bloss grün ist, ist auch schon Natur. In der Stadt nennt man sie prosaisch Grünfläche. Ein Grünraum mit Bäumen als Gedichte, die die Erde in den Himmel schreibt. Ein Grünraum, bewachsen mit Kindheitserinnerungen, an der Hand der Eltern Enten gefüttert zu haben, zum Beispiel. In St. Gallen kann das der Stadtpark sein, der früher als herrschaftlicher Garten zum Haus der Besitzerfamilie Scherrer gehört hat. Und hat eine noch mehr Glück, als bloss einen öffentlichen Garten als Natur zu erleben, dann dressiert sie sich im eigenen Garten Natur nach persönlichem Gusto. Wir leben zwar nicht mehr auf den Bäumen, aber unter den Bäumen, da fühlen wir uns wie ehemals daheim. Und ist nicht auch eine Loft so etwas wie ein Garten – im Himmel? Ein Wolkenkuckucksheim mit Vögeln als Fenstergästen, die sich hier ein Zwischenreich gebaut haben?

Vielgesichtig ist die Natur, die die Schweizerin aufsucht, um sich glücklich zu fühlen. Was der Städterin der Park ist, das ist im kleinen Dorf im Kanton Genf das handverlesene möblierte Stück Rasen. Und die Bäuerin in Graubünden findet Erfüllung auf ihrem Maiensäss wie jene in der Zentralschweiz im Engelbergertal auf der Wiese, auf der ihre Apfelbäume wachsen. Gesegnete Schweiz! Selbst in der Stadt Bern kann man offenbar in einem umgebauten Bauernhaus wohnen und im Garten in der Hängematte Naturgefühlen nachhängen. In Lumbrein nennt Erika Capaul ihren Lieblingsort «ein kleines Paradies» und verrät damit mehr, als sie vielleicht weiss.

Im Paradiesgarten lag die erste Heimat der Menschen. Und Schweizer Apfelbäume hin, Schweizer Apfelbäume her, man muss vermuten, dass wir nie mehr so heimisch, so glücklich waren wie damals. Seit der Vertreibung aus dem Paradies sind wir auf der Suche nach dem verlorenen Glück. Also: Dumme rennen, Kluge warten, Weise gehen in den Garten. Dass es in der Schweiz so einfach ist, in der eigenen Erde Wurzeln zu schlagen, gehört zum ganz grossen Glück dieses Landes. ○



«Meine Ferien im Reitlager»: Sulamith, 10, Schülerin aus Obersiggenthal AG.



«Ich liebe den Stadtpark»: Tina Tomovic, 27, aus St. Gallen.



«Unsere Wiese»: Monika Waser-Niederberger, 34, aus Stans NW.



«Ich liebe die <Oops>-Bar»: Tati Shehu, 24, Studentin aus Lugano TI.



«Mein Loft»: Miriam Blank, 31, Visagistin aus Kirchberg BE.



«Meine Stube»: Emma Zimmermann, 87, Rentnerin aus Visperterminen VS.



«Kleines Paradies»: Erika Capaul, 39, und ihre Töchter aus Lumbréin GR.



«Mein Garten»: Aurore Bui, 37, aus Presinge GE.



«Meine Hängematte»: Luna Rombolini, 17, Schülerin und leidenschaftliche Tänzerin aus Bern.

Die verlorene Geschichte

Meine Schweiz in fünf Kapiteln.
 Von Adolf Muschg

1.

«La Suisse n'existe pas» – an der Expo 1992 in Sevilla sorgte die Signatur am Schweizer Pavillon noch für heilige Entrüstung. Dabei sprach der Fluxus-Künstler nur eine Einladung aus, die heute jeder Arbeitslose zu hören bekommt: Er müsse sich neu erfinden. Facebook-Freunde haben sie nicht mehr nötig: Im Netz existiert man schon ganz nach Wunsch und Bedarf. Damals wollte die Erfindung der Schweiz gerade 700 Jahre alt geworden sein. Sie feierte ein Datum (den 1. August, der noch in keine Sommerferien fiel), auf das sich der neue Bundesstaat erst ein halbes Jahrhundert nach seiner Gründung geeinigt hatte – wie auch auf die gemeinsame Fahne, eine Landeshymne, deren Melodie man von der englischen auslieh, und schliesslich auf ein neubarockes Bundeshaus, dessen Wucht sich immer noch fremd über das gewachsene Stadtbild erhebt.

Dass die Konstruktion der Schweiz tragfähig und belastbar wurde, verdankte sie nicht zuletzt einer externen Erfindung: Schillers «Tell». Zwar fand der Schwabe aus Weimar, der die Schweiz nie betreten hat, den spätmittelalterlichen Stoff «recht zum Fluch der Poesie zusammengewebt», aber davon war der Gestaltung nichts mehr anzumerken, und für die Schweiz erwies sie sich als politischer Segen. Denn sie führte Tyrannenmörder, Familienvater und Privatunternehmer in einer Figur zusammen und trug viel dazu bei, die Parteien im Land zu versöhnen. Besonders die «Urschweiz», das Herz des geschlagenen Sonderbunds, hatte allen Grund, dem «Sänger Tells» im Urnersee ein Naturdenkmal zu widmen, und Gottfried Keller, der einst mit dem Gewehr gegen diese Urschweiz ausgerückt war, träumte «am Mythenstein» davon, den jungen Bundesstaat als singende Monumentalplastik und wagnersches Gesamtkunstwerk zu inszenieren.

Ein Spruch für ein T-Shirt?

Solche Geschichten fehlen der «Willensnation» heute. Die Schweiz ist nicht gewachsen wie Eiche oder Kohl, sondern ist ein Artefakt, das fortgesetzter pfleglicher Neubegründung und dafür einer gewinnenden Legende bedarf.

Jüngere Leute würden heute auf die Provokation «Die Schweiz gibt es nicht» mit einem Lächeln antworten; aber während es bei ganz Jungen eher verständnislos wäre – ist das ein Spruch für ein T-Shirt? –, wüssten die etwas Älteren immer noch, worüber sie 1999 in Daniel Schmid's «Beresina»-Filmkomödie gelacht hatten – endlich herzlich gelacht: über Spitzen der Schweizer Gesellschaft (die militärische voran), die sich schmechtend über das Décolleté einer leichten Russin beugen. Wenn etwas dergleichen – wie bei Brigadier Jeanmaire – wirklich vorgekommen war, wurde es noch wenige Jahre zuvor als Landesverrat mit dem sozialen Tode bestraft. Jetzt, in den «Letzten Tagen der Schweiz», durfte sich das Publikum endlich selbst verraten und lauschte entzückt dem russischen Akzent, der «Übre Gotthard flüged Bräme» trällerte. Den Gott-

Jetzt, in den «Letzten Tagen der Schweiz», durfte sich das Publikum endlich selbst verraten.

hard! Die uneinnehmbare Festung des Réduits, das Herzstück schweizerischer Identität! Dabei machte sich Daniel Schmid gar nicht über die Schweiz lustig, er zeigte nur: Sie war lustig.

Und das bedeutete für Leute wie mich eine späte Erlösung. Denn als ich 1943, neunjährig, auf unserer Allmend «Rufst du mein Vaterland» mitsang – «frei lebt, wer sterben kann»!, war ich, mit Wasser in den Augen, bereit dazu gewesen. «Stehn wir den Felsen gleich, nie vor Gefahren bleich, froh noch im Todesstreich, Schmerz uns ein Spott.» Lauter heilige Worte, angesichts der Turnerpyramide, der Feuerzeichen am anderen Seeufer, der Stimmen aus dem Radio der Grossmutter. Die letzten Tage der Schweiz waren, wenn man den Gemeindepräsidenten reden hörte, keine ganz undenkbarbare Möglichkeit, natürlich sprach er sie nicht geradezu an – wer nicht schweigen kann, schadet der Heimat! –, aber so viel war schon ausgemacht: Ich wollte mein Land nicht überleben!



«Die Schweiz ist ein Artefakt»: Dichter Muschg.



2.

Als der Zweite Weltkrieg zu Ende war, begann der Kalte Krieg, und der Belagerungszustand der Schweiz konnte verlängert werden, über die besten Jahrzehnte meines Lebens. Den Verwalten der bewaffneten Neutralität musste an der Simulation von Notstand und Ernstfall viel gelegen sein, denn das Ende der Schweiz drohte jetzt fast in Permanenz: Ernsthafter exponiert aber waren Leute, welche dieser Lesart des eigenen Landes widerstanden, aus welchen Gründen immer. Ich hatte es als tapferer Mitläufer in dieser engen Veranstaltung bis zum Leutnant gebracht und musste danach im Ausland sieben Jahre Luft schöpfen. In den USA der sechziger Jahre war ich durch Vietnam und die Bürgerrechtsbewegung nachpolitisiert und in Woodstock sogar für ein alternatives Leben ansatzweise nachgerüstet worden. Aber nach der Rückkehr stellte ich

In Woodstock war ich sogar für ein alternatives Leben ansatzweise nachgerüstet worden.

schon in meinem ersten WK fest, wie unerschütterlich die Schweiz ihre Grenzen verteidigte.

In der «Abteilung Presse und Funkspruch» begegnete mir die damalige Medien-Prominenz leibhaftig, von Mäni Weber («Dopplet oder nüt») bis Werner Weber (NZZ-Feuilleton). Dem eher zivilen Haufen war ein externer Offizier zugeteilt, der uns ein militärisches Rückgrat einziehen sollte. Da er sich aber auch in Sachen Geist nicht lumpen liess, fasste ich den Auftrag, in unserem Rayon südlich von Bern eine Tagestour zu kulturellen Highlights zu organisieren. So führte ich den Verein zu einem Von-Tavel-Bänkli mit Alpenblick, nach Thun auf die Aareinsel, wo der preussische Offizier Heinrich von Kleist hatte Bauer werden wollen, nach Riggisberg in die Abegg-Stiftung zur Besichtigung mittelalterlicher Gewebe und schliesslich in den «Löwen» nach Zimmerwald zum Nachtessen. Beim Aperitif berichtete ich der Runde, dass unser Bild eines Landgasthofs



Grossmutter, Vater, Mutter und Adolf Muschg, 1939.

im Juli 1915 der 3. Internationalen als Schlupfwinkel gedient hatte. Auf Einladung des Berner *Tagwacht*-Redaktors Robert Grimm fuhren, als Gesangverein getarnt, 37 Teilnehmer aus 12 Ländern, unter ihnen Lenin und Trotzki, nach Zimmerwald, um einen Protest gegen den Burgfrieden zu verfassen, den sozialdemokratische Parteien Europas mit ihren kriegführenden Regierungen geschlossen hatten.

Unser Führungsoffizier unterbrach mich und fragte, ob wir das wissen müssten, seit wann der Kommunismus zur Schweizer Geschichte gehöre. Da meldete sich, in Hauptmannsuniform, der damalige Chefredaktor der NZZ und erhob Einspruch: wir verteidigten hier ein Land der freien Meinung, also müsse auch ich die meine äussern dürfen. Bei Licht besehen, war es ein vergifteter Ritterdienst, denn ich hatte ja keineswegs eine Meinung geäussert, nur eine Fussnote der Weltgeschichte nicht unterschlagen. Aber damit hatte ich mich selbst als Risiko markiert – und hätte mir damit die Aussicht auf eine Stelle beim Staat verwirken können, wenn ich sie nicht schon gehabt hätte.

Diese Schweiz nachträglicher und nachtragender Grenzbesetzung durfte um die Jahrhundertwende endlich zum Lachen sein, wie Computer, die nicht gelernt hatten, auf 100 zu springen, und darum wieder bei 1900 zu zählen anfangen. Heute aber, 2012, scheinen die Nachgewachsenen, was das Thema Schweiz betrifft, von Empörung so weit entfernt, dass sie auch keiner Entlastung davon bedürfen. Man könnte sie für Patrioten halten, wenn man ihre T-Shirts und Accessoires betrachtet, und manche sehen sich auch so. Aber ihre Swissness gleicht derjenigen von FCB-Fans und steht für ein Lebensgefühl, das mit Geschichte garantiert nichts mehr am Hut hat. Mit dem Symbol auf dem Schweizer Messer hat niemand mehr sein Kreuz. Es ist ein Label, das Qualität signalisiert. Welche eigentlich? Qualität eben; die darf auch etwas teurer sein. Qualität bedeutet Qualität – die Marke Schweiz läuft auf eine Tautologie hinaus, und da sie sich gut verkauft, scheint das auch niemand mehr zu stören. Was immer die Schweiz



«Sieben Jahre Luft schöpfen»: in Japan, 1962.

zu bedeuten hat – es tut nicht weh, ist flexibel, wiegt leicht und nützt jeden Wind, denn es hat, bis auf ein paar Bilder und Sprüche, den Ballast der Geschichte abgeworfen, braucht aber auch ihren Antrieb nicht mehr. Darf man nun von Glück – oder muss man von einer neuen Simulation reden, die ganz andere Gründe haben könnte als zuvor diejenige permanenter Landesverteidigung?

Schmerzhaftes Grounding

Denn das *pays réel* hat in den vergangenen Jahren Schläge einstecken müssen, die ihm ans Lebendige gingen – und vielleicht war das anhaltende Friendly Fire gegen Banken und Bankgeheimnis für das kollektive Selbstgefühl immer noch weniger schmerzhaft als das Grounding der Swissair. Denn diese silberne Flotte, die uns den Meeranstoß ersetzte und als die feinste der Welt galt, hatten wir wirklich als unser betrachtet – und die demütigenden Umstände, unter denen sie verendete, waren ausschliesslich hausgemachter Anmassung und Inkompetenz anzulasten.

Dass die invaliden Vögel am Ende ausgerechnet bei Lufthansa unterkrochen, durfte einem schon gar nicht mehr wehtun. Bei den Älteren hatte sich danach ein Hauch von Zynismus in eigener Sache ausgebreitet; etwas wie Durchdrehen ins Lockere, im Sinne von: Ist der Ruf erst ruiniert, lebt es sich ganz ungeniert. Diejenigen, für die «Swiss» inzwischen so viel und so wenig ist wie «Swissair», nehmen Meldungen vom Schaden an der Reputation des Landes kaum noch ernst. Welcher Schaden? Geht es der Schweiz etwa nicht immer noch gut? Wenn man sich mit der EU vergleicht: War es nicht verdammt clever, dass die Schweiz nicht beigetreten ist?

Was verbirgt die Attitüde der Immunität – dass man keine Defizite der Schweiz mehr empfindet oder keinen Schmerz über sie? Welche Geschichte ihres Landes haben Schweizer heute im Kopf – wenn überhaupt eine? Brauchen sie gar keine mehr? Oder sind «Kopf» und «Geschichte» zwei Grössen, die nicht mehr zusammengehen?

3.

Seit ich in Berlin Teilzeit lebe, bedränge ich Schweizer Botschafter mit der Zumutung, Neuenburg eine Bühne zu bieten – wie Zürich, Bern oder Graubünden, die jeweils am Bundesfeiertag als Darsteller schweizerischer Vielfalt auftreten durften. Warum Neuenburg? Weil es nach 1815 das Kuriosum eines schweizerischen Kantons war, der zugleich ein preussisches Fürstentum blieb; weil es, nachdem ein Putsch der Royalisten niedergeschlagen wurde, 1856 fast zum Krieg zwischen der Schweiz und Preussen gekommen wäre. Vermieden wurde er durch Amnestie für die Aufständischen, dafür trat der König seine Rechte ab und behielt nur den Titel eines «Fürsten von Neuenburg». Ich kenne eine Hoheit, die ihn immer noch führt und sich als Historiker gern den Spass machen würde, ihn an einem 1. August auf der Botschaft zu vertreten. Ein europäisches Streitgespräch – warum nicht mit Didier Burkhalter, dem Bundesrat aus Neuenburg?

Gedächtnisverlust kann bei einer Gesellschaft katastrophal sein.

Er war noch nicht Aussenminister, als ich ihn bei einem Mittagessen auf der Botschaft darauf ansprach. Könnte es in Berlin nicht interessieren, warum die Neuenburger glauben, das beste Französisch der Schweiz zu sprechen? Weil sie lange Preussen waren, dessen Könige selbst besser Französisch als Deutsch gesprochen hatten; lange war auch Berlin selbst, als Folge der hugenottischen Zuwanderung, eine zweisprachige Stadt. Also: ein Dialog mit vollbeladenen Retourkutschen, ein zweiter Neuenburgerhandel abseits deutsch-schweizerischer Klischees. Und wie viel hatte Neuenburg einzubringen, von Marat über Le Corbusier bis Dürrenmatt – Denis de Rougemont nicht zu vergessen, den Erfinder eines Europas der Regionen; oder die libertäre Tradition der Uhrmacherstädte mit Schachbrett-Grundrissen, die damals noch nicht im Unesco-Weltkultur-



«Tapferer Mitläufer»: Brevetierung zum Leutnant, Muschg (r.) im Amphitheater von Vindonissa, 1956.

erbe aufgetaucht waren. Herr Burkhalter hörte mir höflich, wohl gar ein wenig gerührt zu; ich war ja Zürcher und hatte nicht einmal Aktien in Neuenburg. Schliesslich fragte er: Meinen Sie nicht, das ist ein bisschen viel Geschichte?

Es war natürlich eine tödliche Frage. Geschichte ist Schulzimmer, erhobener Zeigefinger; wer ein Produkt als historisch markiert, disqualifiziert es für den breiten Verkauf. Nein, für diesen Luxus gibt es in einem kleinen Kanton kein Budget. «Gut» heisse in der Warengesellschaft so viel wie «bekannt», schrieb Adorno; vor allem Überraschungen müssen schon bekannt sein. Geschichte will, für erleichterten Konsum, zu Geschichten kleingebrochen werden. Wenn die Film-Helena der attraktiven Frau über der Strasse gleicht, weiss

ich endlich, worum es ging im Trojanischen Krieg. Und wenn eine Geschichte gut ist, braucht sie nicht auch noch wahr zu sein: Hauptsache, authentisch. Und, um juristischen Folgen vorzubeugen: korrekt – ausser ein Skandal macht sich gerade als Marketing bezahlt.

Aber wenn von einem Land, an dem nie etwas selbstverständlich war, nur noch das Bekannte zählt – will sagen: sich rechnet –, dann ist es nicht einmal durch das Genie Roger Federers zu retten. Zukunft braucht Herkunft. Kierkegaard sagte es so: Das Leben müsse vorwärts gelebt, aber könne nur rückwärts verstanden werden. Für das Privatleben wird man das ja noch gelten lassen. Aber für das Leben eines Staates, einer Nation? Wer kennt denn da die wahre Geschichte?

Aber eben, dass es eine solche nicht gibt, wäre ja der Anfang historischen Verständnisses. Und da es ohne Überprüfung unseres Instrumentariums nicht geht, wird es auch notwendig zum Anfang kritischen Denkens. Verstandene Geschichte steht nicht im Gegensatz zur Aktualität, sie ist vielmehr ihr reif gewordener Ausdruck – angereichert durch Erfahrungen, die ich als Genosse meiner eigenen Zeit nicht selbst gemacht habe, aber für ihr Verständnis nicht entbehren kann. Nur zum eigenen Schaden vergessen oder ignorieren wir die Spuren, die zu unserem Standort führen. Gedächtnisverlust ist bei einem Individuum schlimm genug; bei einer Gesellschaft kann er katastrophal sein, wenn er die Chance ausschliesst, aus Katastrophen zu lernen. >>>

4.

Im Altersroman «Martin Salander» beschreibt Gottfried Keller seine Republik in einem Zustand der Verlüderung, der ihr nicht hätte passieren dürfen, wenn sie ihre eigene Geschichte – die vielfach verwickelte Vorgeschichte der einzigen gelungenen Bürgerrevolution Europas – ernst genommen hätte. Wo hat sich der Wurm ins Gebälk des jungen Bundesstaates geschlichen? Schon im «Fähnlein der sieben Aufrechten» hatte Keller eine Zeit kommen sehen, «wo in unserem Lande, wie anderwärts, sich grosse Massen Geldes zusammenhängen, ohne auf richtige Weise erarbeitet und erspart worden zu sein; dann wird es gelten, dem Teufel die Zähne zu weisen; dann wird es sich zeigen, ob der Faden und die Farbe gut sind an unserem Fahmentuch!». Doch was sich wirklich zeigte: Die neue Weltwirtschaft hatte der Politik die Zähne gezogen und durch ein künstliches Gebiss ersetzt, das zu jedem guten Geschäft grinsen lernte. Und was den Teufel betraf, so versteckte er sich nirgends besser als im Fahmentuch und verkleidete Seelenkauf als Landesinteresse.

«Martin Salander» registriert sie unwirsch und ratlos, die Seuche, die sich im Vaterland sprunghaft verbreitet: Geldvermehrung ohne Wertschöpfung. Das Virus als solches ist nicht neu, fatal aber seine Mutation zur Scheinzelle, die Vortäuschung, der eigentlich gewinnbringende Träger des staatlichen Organismus zu sein. Dieses Wachstum gutartig zu finden, sah sich der Dichter ausserstande, am liebsten hätte er den Schaden – wie in einem Entwurf geplant – mit Feuer und Wasser ausgerottet. Aber da die Infektion längst global verbreitet war, präparierte er wenigstens einen Impfstoff für die nächste Generation: geschichtliches Selbstverständnis. Arnold, Martin Salanders Sohn und Erbe, soll Historiker sein. Doch die – ungeschriebene – Fortsetzung des Romans hat die Geschichte selbst in blutige Hände genommen und sich um die Rechenschaft, die sie schuldig gewesen wäre, nicht gekümmert. Und nach dem Ende des Kalten Krieges tat sie noch einmal einen Sprung – und wurde nicht wiedergesehen.

Francis Fukuyama hatte so unrecht nicht, damals das «Ende der Geschichte» zu verkün-



«Beste Jahrzehnte meines Lebens»: mit Max Frisch, 1977.

den – auch wenn alles Weitere nicht seinem optimistischen Szenario folgte. Was definitiv abgedankt hatte, war das «obere Leitende» der Geschichte, jene Instanz, die über Wert und Unwert entschieden, über Sinn gewacht und Unsinn verurteilt hatte – mit grundsätzlich universaler Geltung.

Diesen Weltgeist, oder was von ihm übrig war, hat die Globalisierung aller Geschäftsverhältnisse und noch mehr die Kanonisierung der Ökonomie brotlos gemacht. Jetzt entscheiden nur noch Angebot und Nachfrage darüber, was «Sinn macht» und was keinen; und das allein gültige Mass dafür liefert der – immer kurzfristiger erwartete – monetäre Gewinn. Was etwas wert ist, wird über den Preis entschieden. Auf einem Markt, wo der Wettbewerb um Anteile so

Jetzt entscheiden nur noch Angebot und Nachfrage darüber, was «Sinn macht» und was keinen.

scharf kalkulieren muss, wie der Sport um Hundertstelsekunden kämpft, ist für das Sperrgut Geschichte kein Platz mehr. Die Beschäftigung damit lohnt sich nicht und verschwindet aus den Lehrplänen. Da der Verdrängungskampf auch noch Spass machen muss, ist die Lage zwar verzweifelt, aber nicht ernst. Ein Wachstum, von dem alle Welt durchdrungen ist, kann, nach dem Urteil von «Analysten», naturgemäss nicht bösartig sein – auch wenn heute die sogenannte Finanzwirtschaftskrise mit ihren malignen Produkten und absurden Optionen auf eine fundamentale Entgleisung des Systems deutet, das bei Keller noch wie eine verspätete Seldwyler Geschichte ausgesehen hat.

Die letzte trug den Titel «Das verlorne Lachen» – im «Salander» muss man zusehen, wie der Schweiz auch die Geschichte abhandenkommt.

Im ausgehöhlten Fundament der Republik zeichnet sich jene Krypta ab, in die später das Bankgeheimnis zu liegen kommt, um als untote Majestät im Dunkeln unbemerkt an alle Stellen der Welt auszuschwärmen, wo es schwarzes Geld abzusaugen gibt. Am helllichten Tag wird es niemand gewesen sein, und der Vampir wünscht nichts als seine Ruhe. Seinen Wächtern bietet er aus verstecktem Überfluss ein sauberes Einkommen und verlangt nichts weiter, als dass sie das Stillschweigen über seine Herkunft teilen. Jetzt, wo neidische Grabschänder dieser Krypta zu Leibe rücken und es um die Ruhe des lieben Untoten geschehen ist, machen seine Verteidiger keine vorteilhafte Figur. Man wird ihnen nicht, wie der Schweizergarde des letzten französischen Königs, ein Löwendenkmal setzen – auch wenn die anonymen Milliarden ebenso gewiss eher die Schweiz opfern als ihr Versteck.

«Da da / bla bla / ga ga»

Das Land darf einem leidtun; was ist es ohne seine Geschichte? Eine immer noch tüchtige, immer noch begünstigte, aber vergleichsweise mittelmässige und notfalls austauschbare Provinz der Globalisierung. Es war einmal (das ist kein Märchen) ein Zentrum kosmopolitischer Kultur und gehörte zu den Geberländern der europäischen Aufklärung, lange bevor es zum Bundesstaat wurde; und der politische Prozess, der dahin führte, zeigte es noch einmal als beachtete und geachtete Versuchsstation der Demokratie. Diese grossen Kapitel der Schweizer Geschichte haben heute keine Chance mehr, zum Selbstverständnis der Schweizer etwas beizutragen; sie kommen in den Botschaften, die an ihrer Stelle getauscht werden, nicht mehr vor. Ein Tweet erlaubt nur 140 Zeichen. Und der Dichter-Arzt Walter Vogt ist für seinen exemplarischen Lebenslauf mit noch weniger angekommen: «Da da / bla bla / ga ga».

5.

Kürzlich wurde mir wieder, wie Lewis Carrolls kleiner Alice, ein Durchschlupf durch den Spiegel erlaubt – die Spiegelflucht beliebig reproduzierbarer Aussenansichten, die wir mit «Wirklichkeit» verwechseln sollen. Und plötzlich stand ich im Wunderland der Geschichte.

Habsburg, stellte sie sich vor.

Es war im Gebäude der Adenauer-Stiftung zu Berlin; ich hatte, als Mitherausgeber eines Buches (mit dem Untertitel «Vereintes Europa – geteiltes Gedächtnis») die Präsentation allein bestreiten müssen, da die eigentliche Initiatorin, Zsuzsa Breier, unabkömmlich war. Die ehemalige Kulturattachée der ungarischen Botschaft musste sich an diesem Tag in Wiesbaden dem Parlament vorstellen, nachdem sie unverhofft Staatssekretärin (für Europa) des Landes Hessen geworden war.

Also ist sie jetzt doch Deutsche?, fragte ich ihren Sohn.

Nicht nötig, antwortete er. Sie konnte Ungarin bleiben.

Das waren ja schon beinahe europäische Verhältnisse! Aber es kam noch besser. Im Gang beglückwünschte mich eine schlanke Dame mittleren Alters. Ich glaubte ihren Namen nicht recht gehört zu haben.

Habsburg, wiederholte sie. Ich bin Botschafterin von Georgien.

Natürlich, antwortete ich darauf, denn natürlich nahm sie mich auf den Arm.

Aber alles hatte seine Richtigkeit, wie ich auf ihrer Visitenkarte lesen konnte. Ich bin schon mehreren Hoheiten begegnet, Preussen, Sachsen, sogar Tudors – doch Habsburg war die angenehmste. Sie sprach mit deutlich bajuwarischem Akzent.

Können Sie Georgisch?

Einigermassen, sagte sie, es ist eine schwierige Sprache.

Ich war nie in Georgien, sagte ich, aber einmal wurde ich mit einem Georgier verwechselt.

Das war in den frühen achtziger Jahren, als ich an der Universität von Berkeley mit Martin Walser und Monika Maron die deutsche Einheit verteidigen musste, die real noch ganz unvorstellbar war. Aber Walser hatte sich in einem *Zeit*-Artikel

dazu bekannt und als vermeintlich unheilbarer Nationalist fast überall Missfallen oder Misstrauen geerntet; jetzt auch bei der jüdischen Gemeinde um San Francisco. Im Restaurant der Universität wurden wir nicht bedient, bis Monika auf die Idee kam, mich russisch als Schewardnadse anzureden, denn sie behauptete, ich sähe dem damaligen Aussenminister der Sowjetunion ähnlich. Das bestritt ich zwar, doch der Trick funktionierte trotzdem: Die Speisekarte kam im Flug, und danach genoss unser Tisch allseitige Aufmerksamkeit.

Wie ging das zu, dass eine Habsburg Georgien in Berlin vertritt?

Die Enkeltochter des letzten Kaisers war 2001 aus Bayern, wo ihre Familie ansässig war, nach Tiflis gekommen, hatte an der dortigen Akademie unterrichtet und ihre Plastiken im öffentlichen Raum ausgestellt. Danach hatte ihr der Präsident das Bürgerrecht verliehen und sie zur Botschafterin ernannt.

Georgien ist ein Paradies, sagte sie, gerade wie die Schweiz.

Auf Komplimente zu Dingen, für die ich nichts kann, reagiere ich allergisch.

Sie waren unser Erzfeind, sagte ich.

Aber Sie sind doch Zürcher, sagte sie, und Zürich war auch als eidgenössischer Stand noch lange habsburgisch.

Daran erinnerte ich mich, wenn auch nicht persönlich, und nicht gern. Ich hatte gelernt, dass Rudolf von Habsburg den Zürchern beim Brechen der Zwingburgen um ihre Stadt behilflich gewesen war, aber ich war ein Schweizer Knabe, und es störte mich, dass die Habsburger nicht nur böse Vögte hatten, sondern auch nette Prinzen.

So ist das im richtigen Leben, sagte Habsburg, übrigens könnten wir auch Schweizer sein. Die Habsburg liegt hinter Brugg.

In Dürrenmatts «Es steht geschrieben» gibt es einen sicheren Lacher: wenn Karl V., Herr eines Reichs, über dem die Sonne nie unterging, verkündet: Ich bin Aargouwer.

Die Habsburg war nicht der Anfang, sagte sie. Wir kamen aus dem Elsass. Aber im Pass lautet mein bürgerlicher Name nicht «Habsburg-Lothringen», sondern «Österreich-Ungarn».

Das ist ja noch besser, sagte ich, jetzt schon zum zweiten Mal.

Na ja, sagte sie, als Jude konnte man auch so heissen.

Plötzlich kam mir Georg Kreisler in den Sinn, der kürzlich verstorben und sein Leben lang nicht von Wien losgekommen war, aus dem er mit fünfzehn Jahren emigrieren musste; am Vorabend war ich auf Youtube unverhofft auf ihn gestossen, und er hatte mich wieder mit den schwarzen Ohrwürmern meiner späten Jugend gefüttert, «Gehn wir Tauben vergiften im Park», «Zwei alte Tanten tanzen Tango mitten in der Nacht», «Marie Galetta» und –

Kennen Sie Bluntschli?, fragte ich Habsburg.

Den Schweizer Hauptmann aus Shaws «Hel-

den»?, fragte sie zurück. Der im serbisch-bulgarischen Krieg ausgerissen ist, die Patronentaschen voll Schokolade?

Wir hatten in Zürich einen wirklichen Bluntschli, sagte ich. Er kam nach dem Züriputsch 1839 an die Regierung wie die Jungfer zum Kind, denn eigentlich war er vor allem Akademiker – Professor für Staatsrecht, damals untypisch konservativ. Übrigens ist «Putsch» das einzige zürichdeutsche Wort, das sich in alle Sprachen verbreitet hat.

Ist er nicht wieder weggeputscht worden?, fragte Habsburg.

Er ging von selbst, als er den neuen Bundesstaat unvermeidlich kommen sah. Im deutschen Exil wurde er eine Leuchte der Rechtswissenschaft und skizzierte sogar die erste Satzung für einen europäischen Staatenverein. Aber wie die Schweiz sollte er niemals werden. Da wurden Minderheiten ja gar nicht respektiert!

Das war in Wien ganz anders, sagte Habsburg. Zehn Sprachen im Parlament, und alles ohne Dolmetscher! Notfalls redete man Latein.

Eine wirkliche Weltsprache, sage ich, ja, so war Ihre Donaumonarchie! Darum steht sie ja immer noch.

Sie kommt wieder, sagte sie, spüren Sie das nicht?

Über Georgien?, fragte ich.

Wo denken Sie hin! Das bleibt unabhängig, genau wie die Schweiz!

Ein Erzfeind weniger

Von Kreislers Bluntschli hatte ich nun gar nicht gesprochen. Man erfährt ja auch nur, dass er sich, zusammen mit einer Birne, einem Knopf und einem blauen Bleistiftspitzer, in der Schachtel eines Herrn Wachtel befindet. Was er dort soll, wie er aussieht, was er ist, was er kann, verrät auch Herr Wachtel nicht. Nur so viel: Knopf, Birne und Spitzer kann schliesslich jeder haben, einen Bluntschli hat nur er. Der Bluntschli ist das Alleinstellungsmerkmal des Herrn Wachtel, und als solches existiert er vielleicht sogar reeller als er selbst. Die wahre Stärke beider jedoch beruht darauf, dass sie von Georg Kreisler erfunden sind.

Aber es muss nicht sein, dass der dritte Bluntschli auch noch zur Sprache kommt; wir haben ja schon die Schweiz wiedererfunden, die Donaumonarchie, das alte Europa und ein Stück des neuen; für zehn Minuten Bekanntheit allerhand.

Ich überlegte mir, die Dame, wenn sie in die Schweiz käme, in ihr Stammschloss einzuladen. Darin gibt es eine ländliche Gartenwirtschaft, hoch über dem Habsburg-Tunnel der A3.

Aber dann verbeugte ich mich nur und küsste Habsburg die Hand. Ein Erzfeind weniger.

Der Schriftsteller und Literaturwissenschaftler **Adolf Muschg**, 78, ist Träger des Büchner-Preises. Zuletzt erschien «Sax» im C.-H.-Beck-Verlag. Sein neuer Roman «Löwenstern» erscheint im August.

Schweiz in Zahlen

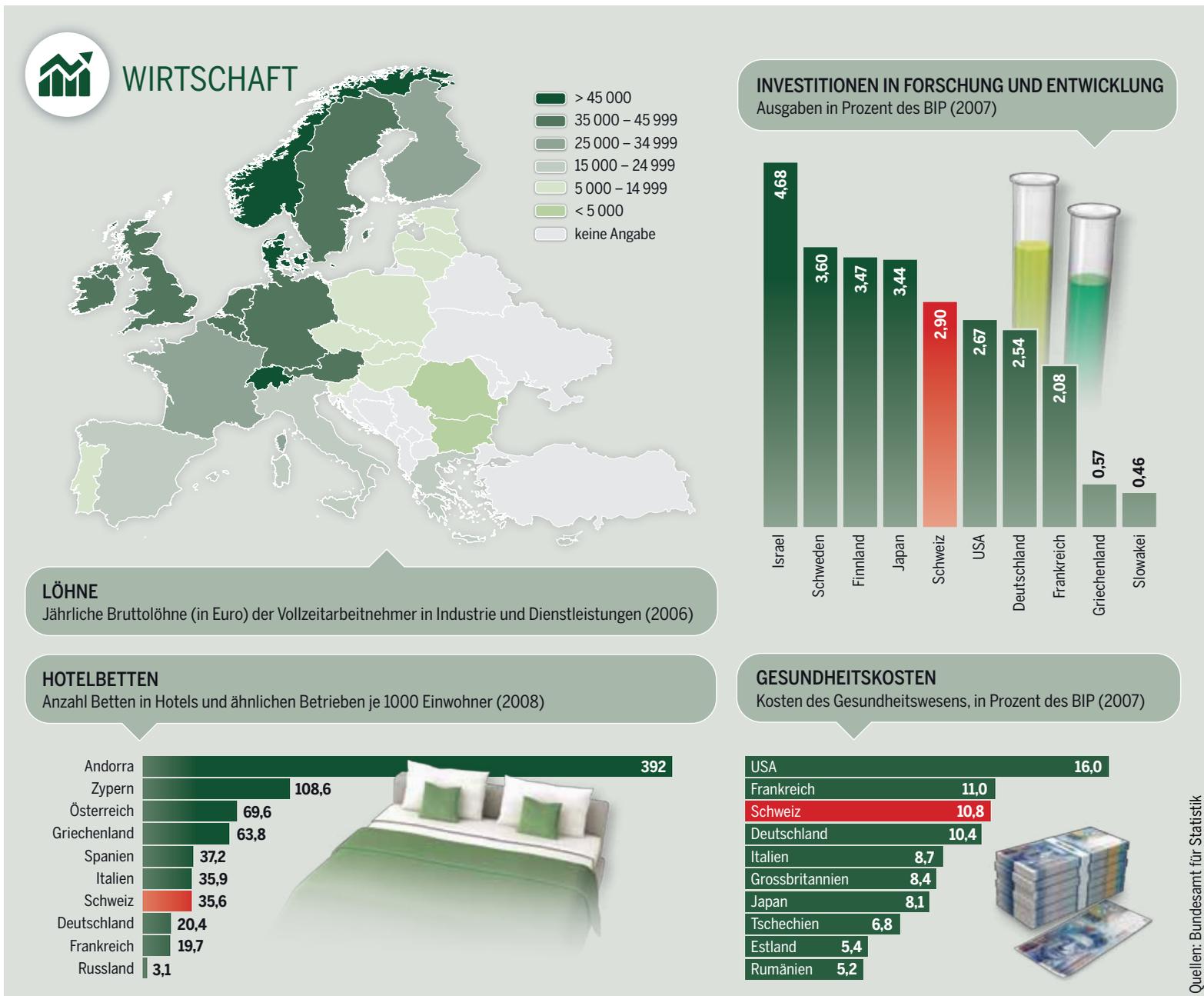
Sind unsere Löhne wirklich so hoch? Produziert die Schweiz tatsächlich überdurchschnittlich viel CO₂? Ist es so, dass wir eine drittklassige Sportnation sind? Ein Blick in die Statistik bestätigt längst nicht jedes Klischee über unser Land. *Von Alex Reichmuth und tnt-graphics AG (Infografiken)*

Wirtschaft — Die Schweiz, ein Tourismusland? Der Eindruck bestätigt sich nur bedingt, wenn man die Zahl der Hotelbetten im Vergleich zur Einwohnerzahl anschaut. In der Schweiz gibt es pro Einwohner nur etwa halb so viele Hotelbetten wie in Österreich, deutlich weniger als in Griechenland und auch weniger als in Spanien und in Italien. Auf besonders hohe Bettenzahlen kommen touristisch geprägte Kleinststaaten wie Zypern oder Andorra, wo die Bettenzahl drei-beziehungsweise zehnmal so hoch ist wie in der Schweiz.

Nur bedingt bestätigen kann die Statistik die Vorstellung, dass die Löhne in unserem Land einzigartig hoch liegen. Vergleicht man die Bruttolöhne in Industrie und Dienstleistungen, liegt die Schweiz mit rund 46 000 Euro jährlich zwar weit vorne. Über ganz Europa gesehen verdient man aber am meisten in Dänemark und in Norwegen. Die Schweizer Löhne sind auch gar nicht viel höher als in Deutschland (42 300 Euro brutto). Deutlicher sind die Lohnabstände jedoch zu anderen Nachbarländern der Schweiz.

Auch bezüglich Innovationskraft ist unser Land keineswegs Spitze, sofern man die Investitionen für Forschung und Entwicklung als Indikator nimmt. Mit knapp drei Prozent am Bruttoinlandprodukt (BIP) liegt die Schweiz deutlich hinter Israel, Schweden oder Finnland, aber vor den USA oder Deutschland. Die Schweiz gibt aber viel Geld für die Gesundheit aus: Mit 10,8 Prozent am BIP liegt unser Land fast an der europäischen Spitze.

>>> Seite 62: Konsum



Im Gegensatz zum Ausland investieren die Schweizer lieber in ihre Gesundheit als in Forschung und Entwicklung.



Die Schweiz aus der Sicht des deutschen Illustrators Beck.

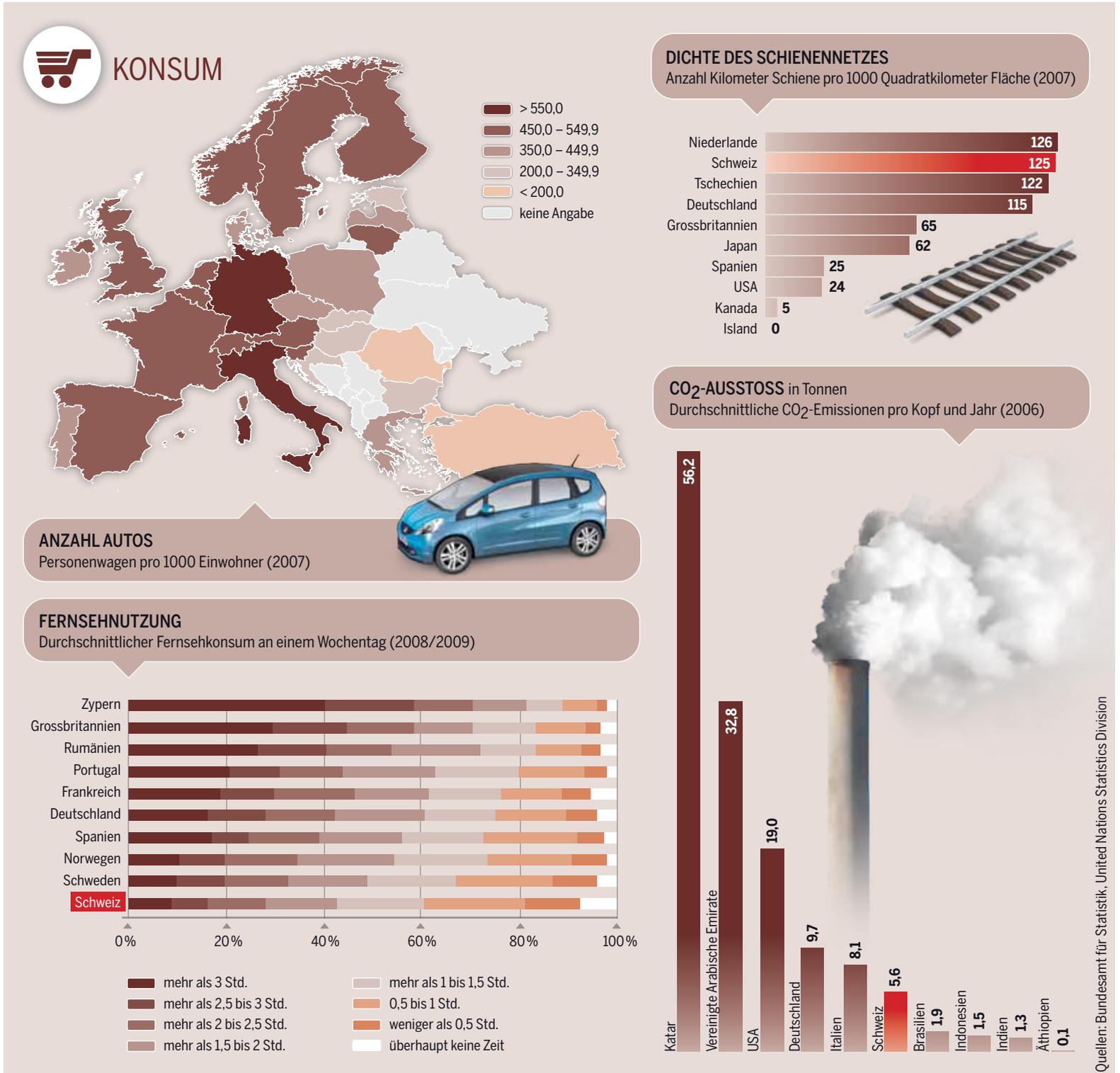
Konsum — Ein Klischee wird durch die Statistik vollauf bestätigt: Die Schweiz ist ein Eisenbahnland. 125 Kilometer Schiene sind hier pro tausend Quadratkilometer verlegt, nur unwesentlich weniger als in den Niederlanden (wo keine Berge im Wege stehen). Einigermassen mithalten mit unserer Freude an Eisenbahnen kann Deutschland. Andere Länder wie Grossbritannien und Japan, vor allem aber die USA und Kanada, liegen punkto Schienennetz weit zurück. Im Gegenzug hat das Automobil in der Schweiz nicht den gleichen Symbolwert wie an-

derswo. Mit 525 Autos pro tausend Einwohner liegt unser Land hier – trotz Reichtum – nur im Mittelfeld. In Italien und in Deutschland etwa, zwei Ländern mit langer Tradition als Autobauer, ist die Fahrzeugdichte höher. Überraschend ist, dass es in der Schweiz dennoch mehr Autos pro Einwohner gibt als in Amerika, das als ausgesprochenes Autoland gilt.

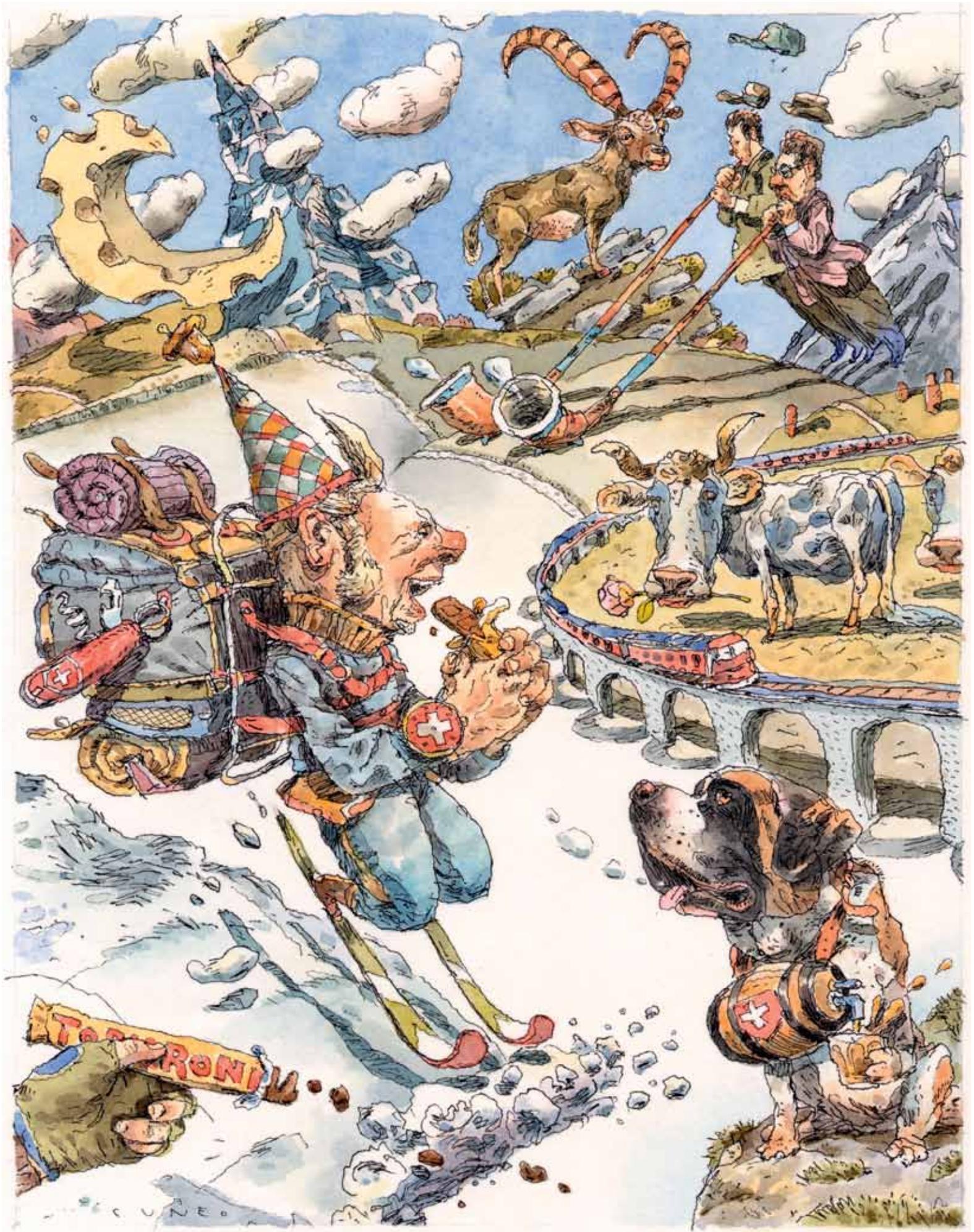
Dass die Schweiz beim CO₂-Ausstoss, verglichen mit anderen Industrieländern, überaus gut abschneidet, hat nicht mit dieser tieferen Zahl an Autos zu tun, sondern damit, dass der Strom hierzulande weitgehend CO₂-frei produziert wird (Wasserkraft und AKW). Mit einem

Ausstoss von 5,6 Tonnen pro Person und Jahr liegt die Schweiz hinter Deutschland und Italien und deutlich hinter den USA (19 Tonnen). Mit Abstand an der Spitze bezüglich Treibhausgasen liegen ölreiche Kleinstaaten im Mittleren Osten wie Katar oder die Emirate.

Zurückhaltend sind die Schweizer auch beim Fernsehkonsum. Nirgendwo in Europa sitzt man seltener vor der Glotze wie hier. Weniger als zehn Prozent der Einwohner schauen mehr als drei Stunden täglich fern. In Grossbritannien sind es über dreissig Prozent.



Das Schienennetz im Alpenland Schweiz ist fast so dicht wie dasjenige in den platten Niederlanden.



Die Schweiz, gesehen vom amerikanischen Karikaturisten John Cuneo.

Land und Leute — Im Sport sei die Schweiz höchstens drittklassig, wird oft bemängelt. Stars wie Roger Federer oder Fabian Cancellara seien bloss Ausnahmerecheinungen. Der Medaillenspiegel der Olympischen Spiele besagt etwas ganz anderes. Hier liegt die Schweiz an 17. Stelle und weist mit total 89 Goldmedaillen deutlich mehr Erfolge aus als etwa Spanien, Portugal oder Israel. Setzt man die Medaillen in Relation zur Einwohnerzahl, ist die Schweiz sportlich gesehen sogar spektakulär erfolgreich. Pro Einwohner hat sie an bisher 46

Olympischen Spielen mehr Goldmedaillen gewonnen als die führenden Sportnationen USA, Russland und Deutschland.

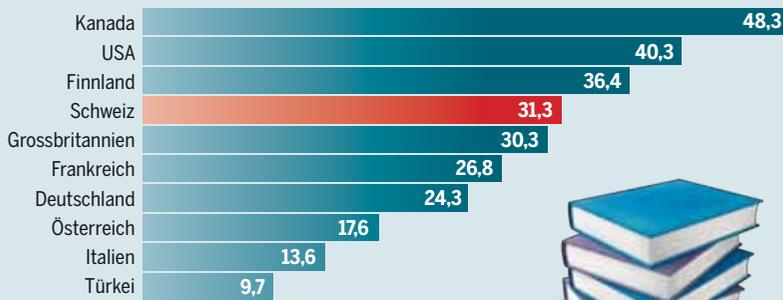
Auffallend gut kommt die Schweiz auch bei der Lebenserwartung weg. Ein 2011 geborenes Baby kann mit einer Lebenszeit von über 81 Jahren rechnen – mit mehr als in fast allen anderen Ländern. An der Spitze der Rangliste liegt Japan mit knapp 84 Jahren. Auch in vielen Schwellenländern wie China und Brasilien hat die gesundheitliche Versorgung deutliche Fortschritte gemacht: Die Lebenserwartung liegt bei über 70 Jahren. Am jüngsten stirbt man in Afrika. Hier muss man in einigen Län-

dern damit rechnen, das 50. Lebensjahr nicht zu erreichen.

Passabel schneidet die Schweiz bei der Bildung ab. Bei den Pisa-Tests, die die Schülerleistungen bewerten, liegt das Alpenland in Mathematik vor Deutschland, Österreich und Grossbritannien, aber hinter Schanghai, Singapur oder Finnland. Ähnlich sieht es beim Bevölkerungsanteil mit höherem Bildungsstand (Abschluss an Universität, Fachhochschule, höherer Fachschule) aus: Die Schweiz liegt mit 31 Prozent weit hinter Kanada, den USA oder Finnland, aber vor den Nachbarländern Frankreich, Deutschland, Österreich und Italien. ○



LAND UND LEUTE

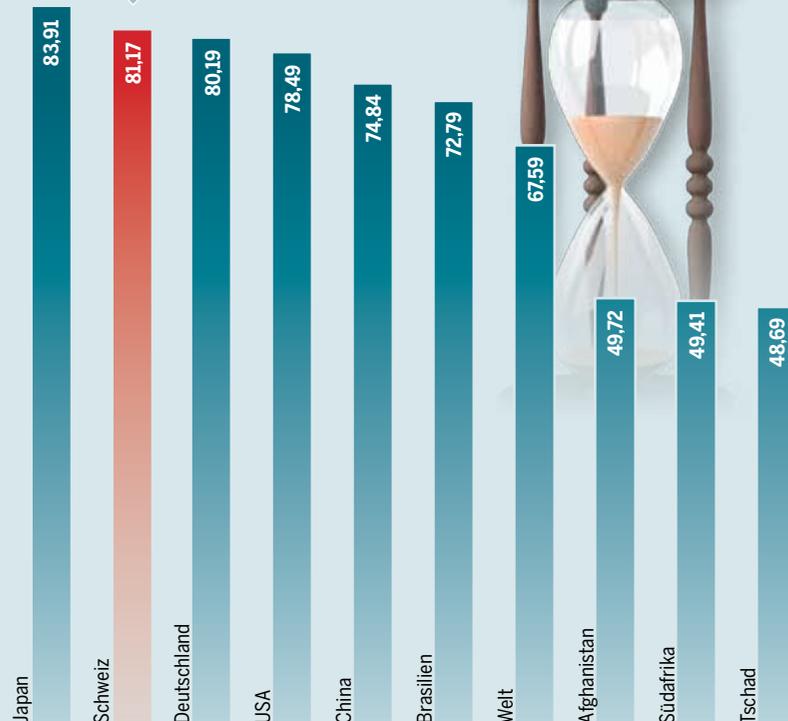


BILDUNG

Personen von 25 bis 64 Jahren mit höherem Bildungsstand (Abschluss Universität, Fachhochschule, Höhere Fachschule), in Prozent (2007)

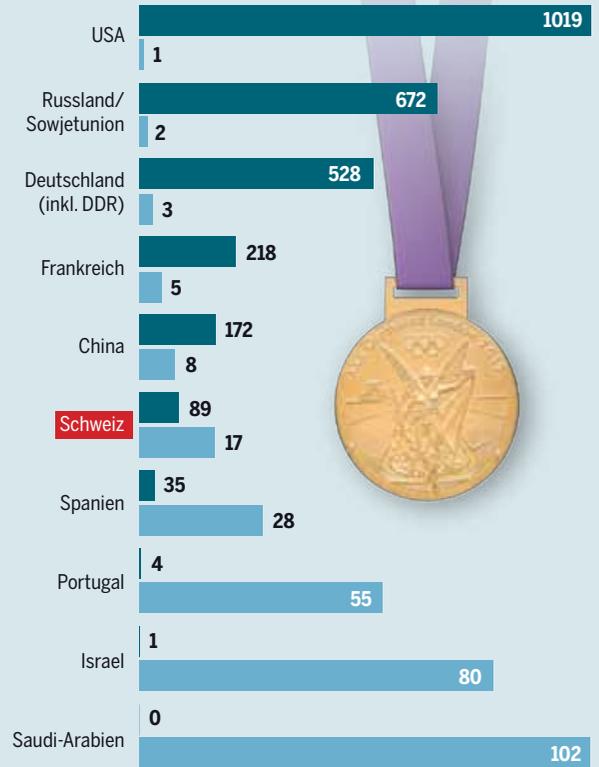
LEBENSERWARTUNG

Lebenserwartung bei Geburt, in Jahren (2011)



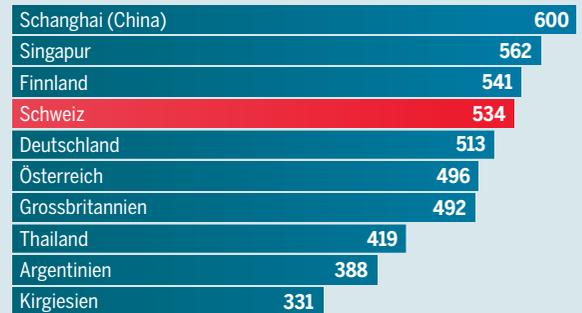
MEDAILEN AN OLYMPISCHEN SPIELEN

■ Anzahl Goldmedaillen an 46 Olympischen Spielen
□ Rang im ewigen Medaillenspiegel



SCHÜLERLEISTUNGEN IN MATHEMATIK

Punktzahl in der Pisa-Studie der OECD, Bereich Mathematik (2009)



Quellen: Bundesamt für Statistik, CIA, IOC, OECD

Die Lebenserwartung in der Schweiz ist sehr hoch – bei der Bildung gibt es hingegen noch Luft nach oben.



Die Schweiz in den Augen des österreichischen Karikaturisten Manfred Deix.



Aufstieg

Das Land funktioniert

Der Wirtschaft geht es gut, der Service public ist besser als anderswo, die Arbeitslosigkeit ist niedrig. Die apokalyptischen Voraussagen haben sich nicht bewahrheitet. Ganz im Gegenteil.

Von Rudolf Strahm

In diesen Tagen reisen Hunderttausende Schweizerinnen und Schweizer von ihren Auslandsferien zurück in die Heimat. Was alle bei der Rückkehr einigt, ist die Erfahrung: In der Schweiz funktioniert alles. Diese Erfahrung ist der kleinste gemeinsame Nenner, der uns Schweizer einigt.

Die Wirtschaft funktioniert. Der Service public ist besser als anderswo, obschon der Staat (gemessen an der Fiskalquote) weniger kostet. Die Schweiz hat OECD-weit die tiefste Arbeitslosenquote. Was mir noch bedeutsamer erscheint: Wir haben die tiefste Jugendarbeitslosigkeit! Es gibt keine grössere Demütigung und Schädigung eines jungen Menschen als das Gefühl, nicht gebraucht zu werden. Die hohe Arbeitsmarktfähigkeit und internationale Konkurrenzfähigkeit verdanken wir dem dualen Berufsbildungssystem, dessen soziale und wirtschaftspolitische Bedeutung von Akademikern generell verkannt und von allen Ökonomenprofessoren ignoriert wird. Was man nicht kennt, erscheint einem bedeutungslos.

Die Schweiz hat die höchste Industrieproduktion pro Kopf, sie exportiert Jahr für Jahr mehr, als sie importiert, spart mehr, als sie investieren kann. Und dies trotz hoher Löhne und hoher Preise – und dank der hohen Produktivität und berufsbildungsbedingten Arbeitsqualität.

Zwar befassen sich die Ökonomen primär mit den Banken, und achtzig Prozent aller Wirtschaftsartikel drehen sich um die Bankenszene und ihre fortlaufenden Skandale. Aber alle Schweizer Banken zusammen generieren laut Volkswirtschaftlicher Gesamtrechnung derzeit gerade einmal sieben Prozent der gesamten Wertschöpfung, gemessen am Bruttoinlandprodukt. Und sie stellen nur drei Prozent aller Arbeitsplätze.

Das Rückgrat sind die KMU

Das Rückgrat des schweizerischen Wohlstands sind die über 300 000 KMU. Zusammen umfassen sie zwei Drittel aller Beschäftigten, bilden drei Viertel aller Lehrlinge aus und tragen den Mittelstand. Die grossen Industriekonzerne weisen zwar eine hohe Produktivität und eine enorme Konkurrenzfähigkeit auf, aber sie wachsen beschäftigungsmässig nur noch im Ausland.

Vor einem Jahrzehnt gab es apokalyptische Voraussagen von Ökonomen der neoliberalen

Basler Schule um Silvio Borner und der St. Galler Hochschule, die uns den Niedergang der schweizerischen Wirtschaft weissagen wollten («Die Schweiz bald ein Armenhaus?»). Entgegen dieser Apokalypse ist die Schweiz noch exportkräftiger und geradezu überschüssend konkurrenzfähig geworden. Die Schweiz war nie so schlecht, wie sie von Apokalyptikern geredet wurde. Aber sie war auch nicht so gut, wie sie von den Sonderfall-Aposteln glorifiziert wurde und wird.

Nun gibt es durchaus Indizien dafür, dass die Politik der Entwicklung hinterherhinkt.



Jobs für Junge: Schreinerlehrling.

Wir haben möglicherweise einen Rückstand an Reformen. Sie werden durch fehlende Konkordanzbereitschaft behindert. Aber offensichtlich ist der Reformstau nicht so strukturrelevant, dass er uns in Armut, Schulden oder Arbeitslosigkeit stürzen würde! Vielleicht ist dies gefährlich beruhigend; aber von einem Niedergang zu sprechen, wie dies alternde Ökonomen tun, entspringt eher nostalgisch-subjektivem Empfinden. Wenn's drauf ankommt, bewegt sich auch das schweizerische System. Im Zeichen der Globalisierung müssen auch wir uns bewegen – und wir werden uns bewegen. Man könnte jetzt unzählige Ein-

zelforderungen aneinanderreihen, aber ich glaube, in drei wichtigen Bereichen haben wir grundsätzlichen Anpassungsbedarf:

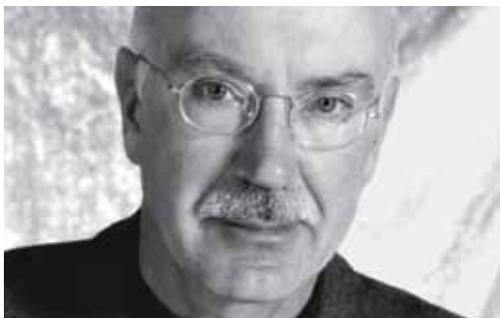
1—Wir müssen uns daran gewöhnen, dass Globalisierung auch die Übernahme globaler Spielregeln durch uns erfordert. Für die Schweiz sind dies zum Beispiel Spielregeln bezüglich Steuerflucht und Bankgeheimnis oder bezüglich *burden sharing* zur globalen Bekämpfung von Armut, Unruhen und Konzernmacht-Missbrauch. Wir müssen uns auch mit der Europäischen Union arrangieren, denn zwei Drittel unseres exportbedingten Wohlstands kommen von dort.

2—Wir benötigen eine Klärung in Sachen Migration, Integration und Personenfreizügigkeit. Die mangelnde ausbildungsmässige und soziale Integration der früher im Ausland rekrutierten Arbeitnehmer – mehrheitlich bildungsferne Schichten – ist eines der ungelösten Probleme und belastet heute die Schulen und Sozialsysteme. Die unbegrenzte zukünftige Rekrutierung von Arbeitskräften im Ausland durch die Personenfreizügigkeit ist im Hochlohnland auf die Dauer nicht ohne Schaden möglich, auch wenn dies Euro-Turbos, Arbeitgeberverbände und Gewerkschaftschefs derzeit nicht eingestehen wollen. Der Reformstau ist eher in deren Köpfen als bei der Bevölkerung.

3—Die Schweiz muss das Klumpenrisiko der beiden Grossbanken in den Griff kriegen, die zusammen bilanzmässig das Fünffache des schweizerischen BIP ausmachen. Unsere zwei grossen, übergewichtigen Sorgenkinder UBS und Credit Suisse haben seit mehr als einem Jahrzehnt nur Werte vernichtet, und zwar Aktionärswerte, Kapitalwerte und Vertrauenswerte der Schweiz in der Welt. Entweder braucht es eine massive Erhöhung der Eigenmittel oder ein Trennbankensystem, das die Hebelarm-Risiken aus dem schweizerischen Finanzplatz ausgliedert. Die Politik hatte bisher dazu nicht die Kraft.

Die Schweizer Politik ist mühsam, ja, aber sie ist nicht erstarrt. Was heute fehlt, ist der Konkordanzwille. Die Reformen kommen langsam voran, manchmal zu langsam. Aber Langsamkeit wirkt nicht zerstörerisch, sondern stabilisierend.

Rudolf Strahm ist Ökonom. Der ehemalige Preisüberwacher und SP-Nationalrat hat zahlreiche Bücher zu wirtschaftspolitischen Themen verfasst.



Abstieg

Zeit der Krisen

Die Schweizer Wirtschaft hat sich in den letzten zehn Jahren beachtlich geschlagen. Verschlechtert haben sich hingegen die Leistungen der Politik. Wie gut ist das Land mit seiner halbdirekten Demokratie gegen einen Niedergang gerüstet? *Von Henner Kleinewefers*

Die vergangenen zehn Jahre waren eine Zeit aussergewöhnlicher wirtschaftlicher und politischer Turbulenzen. Zu den wirtschaftlichen Krisen, die alle, auch die Schweiz, mehr oder weniger heftig getroffen haben, gehören die Internetblase, die 2000 platzte und die Börsen und die Konjunktur bis 2002/2003 in die Tiefe riss, sodann die amerikanische Finanzkrise 2007 und die europäische Schulden- und Euro-Krise ab 2009/2010, beide mit gravierenden Auswirkungen bis heute.

Bei den weltpolitischen Krisen sind insbesondere der Afghanistan-Krieg ab 2001/2003, der zweite Irakkrieg ab 2003 und die Revolutionen und Unruhen in der arabischen Welt ab 2010 zu nennen. Bilaterale Probleme hatte die Schweiz aus steuerlichen Gründen insbesondere mit den USA und Deutschland, aber auch mit Italien und Frankreich sowie mit der EU und der OECD. Hinzu kamen der Fluglärmstreit mit Deutschland und, nicht zuletzt, die unsägliche Libyenkrise 2008–2010. Die allgemeinen Zeitumstände waren also ungewöhnlich schwierig. Ausserdem gab es eine lange Reihe interner Probleme. Wie ist die Schweiz damit fertig geworden?

Das Fiasko der Aussenpolitik

Die weltpolitischen Probleme berührten die Schweiz wie üblich nur am Rande. Sie profitierte von ihrer Bedeutungslosigkeit als neutraler Kleinstaat, wobei die Kleinheit vermutlich wichtiger ist als die Neutralität. Gerade das scheint man aber in der Schweiz nicht wirklich zu begreifen. Man ist immer noch geprägt von den ersten vier Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg, in denen die Schweiz nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch eine bei weitem grössere Rolle spielte, als ihr eigentlich zukam.

Das hat sich seither grundlegend geändert. Die politische Bedeutung der Schweiz ist auf ihre wirkliche Grösse zusammengeschrumpft. Alle wissen es; nur die Schweiz selbst will es nicht wahrhaben und versucht unverdrossen, im Konzert der Grossen mitzuspielen und bilateral mit ihnen auf Augenhöhe zu verhandeln. Zahlreiche Pannen und Pleiten waren die unvermeidliche Folge, wann immer die Schweiz selbst konkrete Probleme mit anderen Ländern oder internationalen und supranationalen Organisationen hatte.

Aber statt die Lektion endlich zu lernen, machte man immer wieder dieselben Fehler. Die Aussenpolitik des Bundesrats in den letzten zehn Jahren war ein Fiasko. In der Folge hat sich die politische Position der Schweiz in der Welt, insbesondere aber in Europa weiter verschlechtert.

Die schweizerische Wirtschaft hat hingegen die weltwirtschaftlichen und europäischen Turbulenzen bisher vergleichsweise erstaunlich gut gemeistert. Vom Staat wurde sie in der Regel weniger geplagt und behindert als ihre



Mit der Brechstange: Juso-Volksinitiative.

weltweiten Konkurrenten, in einigen (allerdings zu seltenen) Fällen sogar durch sinnvolle Reformen unterstützt.

Doch der alles in allem wirtschaftsverträgliche Konsens in der Wirtschafts-, Sozial- und Finanzpolitik bröckelt. Das Image der Wirtschaft, welches sich angesichts ihrer insgesamt beachtlichen Leistungen in diesem Krisenjahrzehnt eigentlich hätte verbessern müssen, ist durch die Fast-Pleite der UBS 2008 und gewisse Managementexzesse erheblich beschädigt worden. Die Mehrheit der Unternehmungen leidet unverdient darunter, und ihre Verbände haben es nicht verstanden, die Pro-

portionen in der öffentlichen Meinung zurechtzurücken. Die Erfolgsgeschichte der Schweiz in den letzten zehn Jahren wird kaum wahrgenommen. Vielmehr ist das Klima für die Wirtschaft nicht nur auf den Märkten, sondern auch innenpolitisch rauer geworden.

Populistische Eintagsfliegen

Dies gilt generell: Die Pluralisierung und die Polarisierung in der schweizerischen Gesellschaft und Politik haben im vergangenen Jahrzehnt deutlich zugenommen. Die zunehmend schwierigeren äusseren Bedingungen haben nicht zu einem Schulterchluss geführt, sondern wurden weithin ignoriert oder unterschätzt, und man glaubt offenbar, sich jeden internen Hader und jede populistische Eintagsfliege leisten zu können.

Das schweizerische Konkordanzsystem war für seine Langsamkeit und seine unspektakulären, meist jedoch praxistauglichen Kompromisse bekannt. Neuerdings wird mit immer mehr Erfolg die Brechstange unausgelegener Volksinitiativen angedroht und auch effektiv eingesetzt, wenn aktuelle Probleme von der Politik nicht schnell und radikal genug in Angriff genommen werden. Es bilden sich unheilige Allianzen, die nichts verbindet ausser ihrer Ablehnung von Kompromissen, die natürlich anfechtbar sind, aber gleichwohl zur Milderung von Problemen beitragen könnten. Handkehrum wird schnell aus der Hüfte geschossen, wenn man glaubt, damit bei einer aufgeschreckten öffentlichen (oder auch nur veröffentlichten) Meinung Punkte sammeln zu können.

Während die schweizerische Wirtschaft sich trotz widriger Umstände wacker schlägt, werden die Ergebnisse der schweizerischen Politik erratischer und schlechter. Ob sie immer noch besser sind als anderswo oder ob die Schweiz nur noch von einer besseren politischen Vergangenheit profitiert, ist eine offene Frage. Je nach der Antwort stellt sich die weitere Frage, ob nämlich die halbdirekte Demokratie in ihrer heutigen Form einer pluralisierten und polarisierten Mediengesellschaft mit ihrem Hang zu aufgeregter Empörung und Ungeduld noch angemessen und ob sie überhaupt reformierbar ist.

Henner Kleinewefers ist Ökonom und ehemaliger Inhaber des Lehrstuhls für Wirtschafts- und Sozialpolitik an der Universität Freiburg.



Den Vorwurf, er sei ein Apparatschik, lächelt er weg: Ex-Wasserballer Jordan.

Treuhänder der Zivilisation

In stürmischen Zeiten musste er das Ruder übernehmen. Seit einigen Monaten führt er die Nationalbank als neuer Präsident. Wer ist Thomas Jordan?

Von Roger Köppel

Nationalbank-Präsident Thomas Jordan kommt abends zwischen sieben und acht Uhr nach Hause, isst mit seiner Familie zu Abend, um sich dann bis elf Uhr nachts wieder der Geldpolitik zu widmen. Kürzlich las er in seinen wenigen freien Stunden das über 500 Seiten dicke Buch «Lords of Finance» von Liaquat Ahamed. Der Autor war erfolgreicher Banker in den USA mit Abschlüssen der Universitäten Cambridge und Harvard, er arbeitete für die Weltbank und ist heute als Berater für Hedge Funds in New York tätig. «Lords of Finance» erschien vor zwei Jahren und war Ahameds erstes Buch. Es erntete begeisterte Kritiken und wurde mit dem Pulitzer-Preis für Geschichte ausgezeichnet, dem Oscar der amerikanischen Publizistik.

44 Prozent Arbeitslose

«Lords of Finance», auf Deutsch unter dem Titel «Die Herren des Geldes» veröffentlicht, ist tatsächlich ein exzellentes Buch und unbedingt allen zu empfehlen, die sich für die dramatischen Vorgänge interessieren, die zwischen den beiden Weltkriegen den Absturz der Weltwirtschaft in die Grosse Depression bewirkten. Man kann sich das Ausmass des ökonomischen Horrors kaum mehr ausmalen: Innert weniger Jahre brachen blühende Volkswirtschaften ein. Zwischen 1929 und 1933 ging das Volksvermögen der grössten Industrieländer um 25 Prozent zurück. Die Arbeitslosenzahlen schnellten hoch, auf bis zu 44 Prozent allein in Deutschland 1932. Banken kollabierten, das Kreditvolumen schrumpfte weltweit. Die USA hatten 26 Prozent Arbeitslose, und die drittgrösste Wirtschaftsmacht der Erde, das Deutsche Reich, musste den Bankrott anmelden. Die Grosse Depression war der Abgrund, aus dem die Nationalsozialisten zur absoluten Macht aufstiegen.

Ahamed beschreibt in seinem Buch, spannend wie ein Krimi und literarisch hochstehend, die verhängnisvollen wirtschaftspolitischen Fehler, die dem Zusammenbruch zugrunde lagen. Seine Aufmerksamkeit gilt vor allem den Präsidenten der damals wichtigsten Notenbanken in London, New York, Berlin und Paris. Ihre Namen sind heute weitgehend vergessen, mit Ausnahme vielleicht jenes des ebenso schillernden wie brillanten deutschen Reichsbank-Präsidenten Hjalmar Schacht, der Deutschland in den zwanziger Jahren über Nacht von der Hyperinflation befreite und zum Helden avancierte, ehe er seine

Talente in den Dienst der Nazis stellte und damit eine jener faustischen Karrieren durchlief, die man heute mit einer Mischung aus Faszination und Abscheu betrachtet.

Schamanen des Geldes

Ahameds «Herren der Finanzen» waren allesamt Figuren mit genialischen und aussergewöhnlichen Zügen, sympathische Exzentriker, Schamanen des Geldes, die in einem aus ihrer Sicht paradiesisch anmutenden Zustand ohne Internet und Wikileaks die globale Geld- und Wirtschaftspolitik im Stil eines aristokratischen Altherrenclubs in Zeitlupe unter sich ausmachten. Die Finanz-Lords erlaubten sich sogar, in grössten Krisenzeiten auf monatelange Schiffsreisen oder in Erholungsurlaube an der Riviera zu gehen. Ahamed schreibt anekdotenreich und wohlwollend, doch sein Fazit ist vernichtend: Die bisher grösste Weltwirtschaftskrise mit all ihren Folgen hätte verhindert werden können. Sie war keine Naturkatastrophe, sondern das Werk einer verfehlten Politik vor allem der Notenbanken und ihrer Präsidenten.

Am Ende sahen sie es selber ein. 1948, über den rauchenden Trümmern des Zweiten Welt-

Die Boxhandschuhe, erklärt er, habe ihm nach den Turbulenzen ein Unternehmer geschenkt.

kriegs, zog der erschöpfte englische Zentralbankpräsident Montagu Norman eine bittere Bilanz: «Wie ich zurückblicke, so scheint es mir, dass wir trotz all der guten Absichten und der harten Arbeit absolut nichts erreicht haben. Nichts, was ich tat, hatte international gesehen die gewünschte Wirkung – oder überhaupt eine Wirkung, ausser dass wir von vielen armen Teufeln viel Geld einzogen und es in alle vier Windrichtungen verstreuten.»

Ahamed schrieb «Lords of Finance» zwischen 2007 und 2010. Draussen tobte die grösste Weltwirtschaftskrise seit der Grossen Depression. Sein Ziel war es aufzuzeigen, wie ökonomische Denkfehler und Willensschwäche Katastrophen produzieren können. Das Buch ist getragen von der Hoffnung, dass die heutigen Notenbanker die gleichen Fehler nicht noch einmal machen, damit die Krise, die andauert, irgendwann zu Ende gehe.

Ist diese Hoffnung berechtigt? Haben die heutigen Notenbanker aus den Fehlern ihrer

Vorgänger gelernt? Oder unterlaufen ihnen in der Vermeidung früherer Fehler noch grössere, verheerendere Irrtümer, über die man später Bücher schreiben wird? Wir treffen den Präsidenten der Schweizerischen Nationalbank (SNB), Thomas Jordan, in kontrolliert aufgeräumter Stimmung in seinem Büro an der Zürcher Börsenstrasse im dritten Stock. Die Wände sind dunkel getäfernt, der Schreibtisch makellos. In einem Regal stehen Bücher, die meisten unberührt, dazwischen ein paar Boxhandschuhe in den Schweizer Nationalfarben. Die habe ihm, erklärt Jordan, nach den Turbulenzen der letzten Monate und angesichts der grossen wirtschaftspolitischen Herausforderungen ein Unternehmer geschenkt.

Tatsächlich herrschen für den Neuen an der Spitze der SNB ungemütliche Zeiten. Die europäische Währungsunion wankt über einem Sumpf von Schulden. Niemand weiss, wie die bedrohlich knirschende Einheitswährung dauerhaft zu retten ist – mit unabsehbaren Risiken für die Schweizer Volkswirtschaft.

In der Schweiz geben zusehends die währungspolitischen Massnahmen der SNB zu reden. Die Franken-Untergrenze zum Euro wird wahlweise als «Wahnsinn» kritisiert oder als «alternativlos» gelobt. Für die einen ist der Mindestkurs Ausdruck einer gefährlichen Politisierung der SNB durch den Bundesrat und mächtige Branchen. Längst hätte die Notenbank den Ausstieg einleiten müssen. Die anderen sehen in der grimmigen Entschlossenheit, mit der Jordans SNB ihre Devisenbestände mit Euro-Käufen auf 365 Milliarden Franken aufblähte, den Beweis für ihre gesunde Distanz zur Politik. Kritiker bemängeln Jordans Unerfahrenheit als Führungskraft. In Bankenkreisen wird der Vorwurf laut, die SNB spiele sich zu sehr als Superregulator auf und kommuniziere ungeschickt.

Noch nicht vergessen sind die unrühmlichen Umstände, die zum Rücktritt von Jordans Vorgänger Philipp Hildebrand geführt haben. Der Ex-Präsident, ein geschmeidiges Netzwerkgenie mit internationaler Parketterfahrung, war besonders unter Bundespolitikern und Wirtschaftsgrössen beliebt. Dass Hildebrand über unverständliche, ja dumme private Devisengeschäfte stolperte und den plumpen Versuch, sie zu vertuschen, enttäuschte alle, die auf den smarten Notenbanker gesetzt hatten.

Die Affäre wirkt nach. Der eher introvertiert wirkende Jordan wurde in Zeitungen bereits

unwirsch als Krisengewinnler des Hildebrand-Abgangs angepflaumt mit einem entsprechenden Vorschuss an Misstrauen. Ausserdem schien sich der Bundesrat für Jordans definitive Bestätigung als Nachfolger des unglaubwürdig gewordenen Hildebrand endlos lange Zeit zu nehmen. Die monatelange Phase des Interims schwächte sicherlich die Nationalbank, der in einer kritischen Situation die starke präsidiale Stimme fehlte. Skeptiker waren der Ansicht, der Frankenkurs sei vor allem deshalb bei 1.20 (oder darunter) klebengeblieben, weil ein Durchgreifer wie Hildebrand an der SNB-Spitze gefehlt habe.

Wir staunen also nicht schlecht, als wir den von diversen Tiefdruckzonen belagerten Nationalbank-Präsidenten kurz vor den Sommerferien treffen, um ihn ein paar Monate nach Amtsantritt zu porträtieren. Jordan wirkt locker, entspannt, durchaus heiter, trittsicher in seinen Analysen, weder überarbeitet noch ferienreif, und als wir ihn auf seine bemerkenswerten Gelassenheit ansprechen, beginnt er gleich, sich zu rechtfertigen.

Es solle, sagt er, ja nicht scheinen, dass er die Situation auf die leichte Schulter nehme. Die Probleme seien enorm. Man sei sich in der Schweiz zu wenig bewusst, wie gefährlich die seit Jahren andauernde Krise, eigentlich eine Abfolge von Krisen, tatsächlich sei. Die Ungewissheit in der Euro-Zone, dazu die Schwierigkeiten der USA zwingen die Schweiz, deren Franken als Fluchtwährung unter Aufwertungsdruck geraten sei, zu «abnormalen Massnahmen in abnormalen Zeiten».

Um Jordan zu verstehen, ist eine Anekdote aus seiner Kindheit aufschlussreich. Der spätere Nationalbank-Präsident, Jahrgang 1963, wuchs in Biel auf in einem Haushalt ohne Autos. Sein Vater war freisinniger Oberrichter, in seiner Familie gab es verschiedene Verwandte, die öffentliche Posten auf lokaler Stufe bekleideten. Von seinem Vater, erzählt Jordan, habe er die «Notwendigkeit» gelernt, Verantwortung zu übernehmen, «die Einsicht, dass es in bestimmten Situationen einen braucht, der sagt, wo es langgeht, auch wenn es unangenehm ist, die entsprechenden Entscheidungen zu treffen und mit ihren Folgen zu leben».

Nahtod-Erfahrung in Biel

Biel galt in den sechziger Jahren als Stadt der Zukunft. Beflügelt von der Uhrenindustrie, verzeichnete man das grösste Wachstum aller Städte in der Schweiz. Leute strömten herbei, die Industrie boomte. Als Jordan zehn Jahre alt war, erschütterte die erste grosse Uhrenkrise die Region. «Alles wurde durchgeschüttelt», erinnert er sich, «die Krise wurde sogar für mich als Kind fühlbar, obschon meine Familie nicht direkt betroffen war.» Die Gastarbeiter gingen zurück nach Hause, die Rollläden vieler Fabriken und Geschäfte blieben unten. «Es war ein Schock, ein Albtraum sonderglei-

chen.» Über Nacht könne die wirtschaftliche Grundlage einbrechen. Die plötzliche Krise habe ihn gelehrt: «Nichts ist sicher.»

Die wirtschaftliche Nahtod-Erfahrung Biels befeuerte die akademischen Leidenschaften des Mittelschülers. Jordan besuchte das Wirtschaftsgymnasium und begann sich für Geldpolitik und Währungsfragen zu interessieren. Der Berufswunsch «Notenbanker» reifte früh: «Mich begann schon damals die Frage zu interessieren, welche Möglichkeiten die Geldpolitik hat, um stabile Verhältnisse und Wohlstand zu garantieren.»

Auch Bud Spencer («Vier Fäuste für ein Halleluja») war Wasserballer. Man muss einstecken können.

In der Freizeit war Jordan erfolgreicher Schwimmer, dann ehrgeiziger Wasserballer, der es bis in die Nationalmannschaft schaffte. Seine bevorzugten Positionen waren Mittelstürmer und Flügel. Im Sport, erzählt Jordan, habe er Disziplin, Selbstbeherrschung, Zusammenspiel und den Umgang mit Rück- und Tiefschlägen gelernt. Wasserball ist eine der härtesten Mannschaftssportarten, fast so brutal wie Rugby, körperlich extrem anstrengend, taktisch anspruchsvoll und bekannt für üble Fouls und Tretereien unter Wasser. Der Schauspieler Bud Spencer («Vier Fäuste für ein Halleluja») war Wasserballer. Wer es hier zu etwas bringen will, muss einstecken können und braucht einen kühlen Kopf.

Seine Professoren rühmen ihn

Jordan muss ein exzellenter Student gewesen sein. Sein Doktorvater Ernst Baltensperger, Universität Bern, rühmt seine ökonomischen Fähigkeiten, die Verbindung von praktischer Intuition und theoretischem Denken. Er habe stets hervorragende Arbeiten geschrieben und sei aufgefallen durch einen unabhängigen Geist und die Neigung, immer hartnäckig nachzufragen. Bei Baltensperger, sagt Jordan, habe man gelernt, das Wesentliche zu erfassen, den Kern wirtschaftlicher Zusammenhänge. Eine entscheidende Erkenntnis aus damaliger Zeit: «Nichts ist gratis, alles hat Kosten.» Und: «Für die Schweiz hat sich die autonome Geldpolitik als Vorteil erwiesen, auch wenn es wegen des Wechselkurses schwierige Phasen geben kann.»

In seiner vielfach zitierten und gelobten Dissertation «Seigniorage, Defizite, Verschuldung und Europäische Währungsunion» erkannte Jordan schon 1994 die drohenden Konstruktionsfehler der europäischen Einheitswährung. Das visionäre Werk zeigt auf, dass eine Währungsunion ohne gemeinsame Fiskalpolitik nicht funktionieren kann.

Jordan sah voraus, dass schwache Länder beim Eintritt in den Euro schummeln und die

Kapitalmärkte die Ausfallrisiken der Staatsanleihen nicht richtig bewerten würden. Die No-Bailout-Regel, wonach sich die Staaten nicht wechselseitig aus dem Schlamassel ziehen dürfen, durchschaute er als «unglaublich». Die Schulden Einzelner würden zwangsläufig zu den Schulden aller. Ein Währungsraum unterschiedlich starker Volkswirtschaften bleibe instabil. Eigentlich seien nur Deutschland, Frankreich, Grossbritannien und Luxemburg in der Lage, eine Gemeinschaftswährung zu formen. Die aktuellen Entwicklungen in der Euro-Zone geben dem Autor in jeder Hinsicht recht.

Geldpolitik als Moralphilosophie

Nach der Uni Bern ging Jordan mit einem Nationalfonds-Stipendium an die Harvard-Universität, wo er den eher linken, aber gemäss Jordan pragmatischen Ökonomen Benjamin Friedman als «intellektuellen Sparringpartner» kennenlernte. Der Sozialdemokrat Friedman ist nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Wirtschaftsnobelpreisträger Milton Friedman, der für Ronald Reagan und Margaret Thatcher das wirtschaftsliberale Programm formulierte. Im Gegenteil. Friedman kritisierte Reagans Wirtschaftspolitik pointiert. Vor sieben Jahren schrieb er einen Bestseller, in dem er sich – diesmal gegen das von links kommende Vorurteil, Wirtschaftswachstum sei schlecht – mit den positiven «moralischen Folgen» wirtschaftlichen Wachstums befasste.

Friedmans Hauptargument läuft darauf hinaus, dass die moralische Verfassung von Gesellschaften durch Wirtschaftswachstum verbessert werde. Umgekehrt verfallen Rechtsstaat, Demokratie, aber auch allgemeine Sitten und die Qualität des Zusammenlebens, wenn die Wirtschaft kein Wachstum mehr erzielt. Man kann daraus ableiten, dass Notenbanker über die rein technische Beherrschung ihres Fachs hinaus eine geradezu moralische Verantwortung haben. Sie müssen durch kluges Handeln Wirtschaftskrisen und damit zivilisatorische Rückschritte vermeiden. Geldpolitik ist für Friedman so etwas wie angewandte Moralphilosophie. Friedman, sagt Jordan, habe sein Blickfeld erweitert, seinen Verstand geschärft und sensibler gemacht für die Kosten geldpolitischer Eingriffe.

Um Jordans intellektuelle Prägungen gab es in den letzten Monaten eine absonderliche Kontroverse. Vor allem von linker und gewerkschaftlicher Seite kam der Notenbanker unter Beschuss, er sei «dogmatischer Monetarist». Ex-Preisüberwacher Rudolf Strahm, selten um eine steile Formulierung verlegen, ätzte in einem Interview, Jordan sei «geldpolitisch nicht zu trauen», die von ihm laut Strahm vertretene Denkschule eine «sektiererische Verirrung». Obschon Strahm seine Vorwürfe inzwischen relativiert hat, wird von links noch immer gemäkelt, Jordan gehöre zu jener Sorte

konservativer Geldpolitiker, die stur auf Preisstabilität setzen, auch wenn sich draussen Unheil und Massenarbeitslosigkeit verbreiten. Die gleichen Kreise möchten die Franken-Untergrenze am liebsten auf über 1.30 hebeln.

Jordan scheinen solche Zuschreibungen zu erheitern. Er sei kein Dogmatiker, sagt er. Das treffe auch auf seine Berner Lehrer zu und auf seinen Harvard-Professor Friedman ohnehin: «Baltensperger hat mir beigebracht, dass sich Geldpolitik grundsätzlich auf Preisstabilität und der Staat auf stabile Rahmenbedingungen konzentrieren müssen.» Zu hohe Schulden seien Gift. Ohne einen gesunden Haushalt verliere der Staat seine Handlungsfähigkeit. Die Tatsache, dass ein Staat seine Kernfunktionen erfüllen kann, sei auch wichtig für die Gerechtigkeit. Natürlich müsse Geldpolitik langfristig für stabile Preise sorgen, «das ist der absolute Anker». Mit Blick auf die kurze und mittlere Frist allerdings – hier widerspricht Jordan seinen linken Kritikern – hätten schon seine Berner Professoren dargelegt, dass ausserordentliche geldpolitische Massnahmen gefordert seien, um Schocks und Gleichgewichtsstörungen abzufedern.

Realpolitik statt Träumereien

Das sind keine bloss akademischen Nuancen. Es gibt namhafte Ökonomen, die den Auftrag der Notenbanken und der Regierungen ganz anders definieren. Der amerikanische Wirtschaftsnobelpreisträger Paul Krugman zum Beispiel, auch in unseren Zeitungen ein gern zitierter Experte, verlangt in seinen *New-York-Times*-Kolumnen fast wöchentlich, dass die Notenbanken ihre Schleusen noch weiter öffnen, um noch mehr Liquidität in die lahrende Wirtschaft zu pumpen. Dahinter steht der Glaube, Wirtschaftswachstum sei geldpolitisch herstellbar. Es bedürfe nur unbeschränkter Liquiditätsspritzen – Stimulierung der Nachfrage genannt –, bis die künstlich angekurbelte Konjunktur wieder von selber laufe. Von Krugmans Vorstellungen dürfte Jordan, der sich öffentlich dazu nicht äussert, wenig halten. Notenbanken können seiner Auffassung nach kein Wachstum herbeizaubern, aber sie können wenigstens Katastrophen verhindern. Jordan ist Realpolitiker, kein geldpolitischer Träumer wie Krugman.

Allmählich kommen wir auf die heiklen Fragen zu sprechen. Jordans Nationalbank musste in den letzten Monaten über 100 Milliarden Franken aufwerfen, um den Mindestkurs des Frankens zum Euro stabil zu halten. Die Massnahme wurde bei ihrer Einführung vor bald einem Jahr zwar überall begrüsst, aber mit der anschwellenden Devisenbilanz auf inzwischen 365 Milliarden Franken mehrt sich die Zahl der Besorgten. Am lautesten Kritik äusserte der frühere UBS-Chef Oswald Grübel in einer Zeitungskolumne. Er hält es sinngemäss für Wahnsinn, dass die SNB versucht, durch

milliardenschwere Euro-Käufe einen tieferen Frankenkurs gegen die Märkte durchzusetzen. Grübel spricht von einer Verschleuderung von Volksvermögen und einer politisch motivierten Aktion im Dienst der Exportwirtschaft und des Tourismus.

Die Crux mit der Untergrenze

Sein Argument klingt nicht unüberzeugend: Grübel findet es falsch, die Schweizer Wirtschaft vor den Härten eines sich aufwertenden Frankens künstlich zu schützen. Wenn der Franken vorsätzlich geschwächt werde, setze man den Markt ausser Kraft mit den entsprechenden Folgen. Wer zum Überleben einen künstlich verbilligten Franken benötige, habe im Wettbewerb ohnehin keine Chancen mehr. Die Franken-Untergrenze ist für Grübel eine

hätte. Nach wie vor seien die Unsicherheiten auf den Finanzmärkten sehr gross. Das Resultat seien Misstrauen zwischen den Banken, die sich untereinander kein Geld mehr ausleihen, und «restriktive monetäre Bedingungen» als Folge der Frankenstärke. Darauf brauche es, nach wie vor, eine geldpolitische Antwort.

Für Nicht-Insider sind solche Einschätzungen kaum zu beurteilen. Experten sind sich ebenfalls uneins. Für die einen ist eine Ausdehnung der Devisenreserven für eine Nationalbank beliebig machbar. Anderen wird schwindlig ob der sich türmenden Milliarden. Sie befürchten, dass die SNB gewaltige Verluste einfahren, ihre Glaubwürdigkeit ruinieren und damit den Schweizer Finanzplatz beschädigen könnte. Mittlerweile, sagt ein erfahrener Finanzunternehmer, hätten alle Exportfirmen ihre Währungsrisiken abgesichert. Die Untergrenze sei richtig gewesen angesichts der rasanten Aufwertung im letzten Jahr, jetzt aber sei es an der Zeit, den Exit einzuleiten. Er glaubt, Jordan halte aus politischen Gründen und wider besseres Wissen am Mindestkurs fest, weil es sonst heissen könnte, der Hildebrand-Nachfolger habe im Unterschied zum Vorgänger nicht die Kraft, die Untergrenze durchzuhalten.

Hat er recht? Man wird sehen

Jordan wischt die Einwände beiseite. Was auch nicht weiter überrascht. Schon nur der Hauch eines Selbstzweifels könnte die Spekulation gegen den Franken weiter befeuern. Die anschwellende Bilanz bereite ihm keine Sorgen. Solange der Mindestkurs richtig sei, und das sei er, könne die Nationalbank Devisen in unbeschränkter Höhe kaufen. Theoretisch gebe es keine Grenze, behauptet Jordan. Selbst bei Verlusten verliere die SNB ihre Schlagkraft nicht. An die Adresse Grübels gerichtet, unterstreicht er: «Natürlich soll die Politik der Nationalbank nicht dazu führen, dass der Franken langfristig schwach wird. Wir müssen jetzt den massiven Überbewertungsschock abfedern und Gegensteuer geben. Wenn sich der Franken jedoch aufwertet, weil die Schweizer Wirtschaft produktiver wird, darf die Geldpolitik dies nicht verhindern.»

Hat er recht? Viele meinen es. Die Notenbank kann den Mindestkurs sofort aufgeben, wenn sie es für richtig hält. Sollte der Euro weiter sinken, gäbe es die Möglichkeit, eine neue Grenze festzulegen wie einen Bremsklotz, um eine überfallartige Frankenaufwertung wieder abzufangen. Alles also halb so wild? Endgültig wird erst die Zukunft zeigen, ob Jordan mit seiner Untergrenze richtig liegt.

Mehr Sorgen bereitet ihm aktuell die Währungsunion. Noch sei kein Land in Sicht. Jordan versucht sich vorsichtig auszudrücken. Die EU betreibe kurzfristiges Krisenmanagement ohne langfristige Perspektive: «Es herrscht zu wenig Klarheit. Aber irgendwann

ZIEH DIE LILA KRAWATTE AUS.
Männer, zurück an den Grill.

Bell
BARBECUE

Trägst du Pastellfarben oder bist du ein Mann? Teste dein Männer-Gen auf www.bell.ch und hol dir die gratis Bell Barbecue iPhone-App.

YouTube Facebook

Art sozialistische Strukturhaltung, ein süßes Gift, an dem die Wirtschaft schleichend zugrunde geht.

Jordan weist solche Deutungen zurück: «Der Mindestkurs ist eine extreme Massnahme in einer extremen Situation», erklärt er, und der Franken sei trotz Untergrenze nach wie vor überbewertet. «Durch die rasante Aufwertung des Frankens wurde nicht nur die Preisstabilität gefährdet, sondern auch die Grundstrukturen der Schweizer Volkswirtschaft waren in Gefahr.» Ohne Untergrenze wäre der Franken lange extrem überbewertet geblieben, «und um diese Überbewertung über die Zeit zu korrigieren, hätten Preise und Löhne in der Schweiz sich deutlich nach unten anpassen müssen.» Jordan ist überzeugt, dass dieser Druck einen Teil der Schweizer Exportwirtschaft zermalmt und damit nicht nur konjunkturelle, sondern auch bleibende verheerende strukturelle Auswirkungen gehabt

muss man die Bedingungen definieren, wie in einer Währungsunion die Staatsbudgets funktionieren sollen, in eigener Verantwortung der Länder oder durch Zentralisierung.» Mit anderen Worten: Der EU fehlt eine Vision der eigenen Gestalt, sie reibt sich auf in nationalen Streitereien, und je nach Verhandlungsergebnis triumphieren die einen oder die anderen. Die Frage ist, wie die EU ihre Probleme löst, ohne selber unterzugehen und an den Finanzmärkten ein Debakel zu verursachen.

Jordan sieht aber auch Lichtblicke: «Die meisten Regionen mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten in Europa haben ein gutes Potenzial. Dieses wird jedoch wegen der schlechten Strukturen nicht genutzt. Sind die nötigen Reformen aber einmal vollzogen – ich denke an flexible Arbeitsmärkte und offene Märkte für Güter und Dienstleistungen –, kann die Wirtschaft wieder anziehen. Die strukturellen Wachstumshemmer müssen weg.» Für die Schweiz sei es enorm wichtig, dass sich die Euro-Zone erhole. Natürlich gebe es auch Wachstumschancen in Asien und in anderen Märkten, sagt Jordan, «aber die Schweizer Wirtschaft lebt zu 50 Prozent vom Export, und der Export lebt zu zwei Dritteln von der EU. Europa bleibt ein wesentlicher, nicht ersetzbarer Markt.»

Nationalbank nach dem Rotary-Prinzip

Jordans Vorgänger Hildebrand war von seinem Naturell her ein Netzwerker mit hautengen Kontakten nach Bundesbern. Bei ihm konnte es vorkommen, dass er bei einer Veranstaltung auf Journalisten zugeht und ihnen nahelegt, diesen Minister oder jene Bundesrätin in den Zeitungen zu «pushen», ihre Qualitäten herauszustreichen. Seine grosse Stärke war das geschmeidige Gespräch im elitären Kreis unter Polit- und Wirtschaftsgrössen, über die Landesgrenzen hinaus. Er ist Mitglied im noblen Rotary-Club Zürich, und nach seinem Rücktritt beklagten sich viele Freunde aus dem Establishment, dass es schlimm sei, wie man «ihren» SNB-Präsidenten aus dem Amt gejagt habe.

Es lag in der Natur der Sache, dass der diplomatisch begabte Hildebrand durch seine Interpretation des Präsidiums die Nationalbank gleichsam automatisch politisierte, sie stärker einband in die Kraftfelder der Bundespolitik, mit der er sich – wie beispielsweise bei Einführung der Franken-Untergrenze im letzten Herbst – aufs Intimste abstimmte. Es war daher auch bezeichnend, dass sich mehrere Bundesräte bis zuletzt an Hildebrand klammerten, auch dann noch, als er wegen seiner privaten Devisengeschäfte das Vertrauen innerhalb der Notenbank verloren hatte.

Jordan, das bestätigen unsere Recherchen, hat nicht die Absicht, die Nationalbank nach dem Rotary-Prinzip der grossräumigen Beziehungspflege zu führen. Es wird im Gegenteil

grosse Priorität für ihn haben, nach der Ära Hildebrand die nötige Distanz zu Bundesbern wiederherzustellen. Viele Experten, mit denen wir für diesen Artikel gesprochen haben, sind der Meinung, dass sich die SNB in den letzten Jahren zu sehr in den Dunstkreis des Bundesrats manövrierte, eine merkwürdige Schicksals- und Verteidigungsgemeinschaft mit jenen Kreisen einging, von denen sie hätte unabhängig bleiben sollen.

Jordan gibt sich verständlicherweise zugeknöpft, wenn man ihn auf das heikle Thema anspricht. Muss sich die SNB freischwimmen? Jordan betont vage, wie wichtig es sei, dass alle Betroffenen die «Spielregeln» beachten und

Wenn er kritisiert wird, zuckt Heiterkeit in den Mundwinkeln. Debatten schätzt er.

die Unabhängigkeit der Institution respektieren. Er lässt keinen Zweifel aufkommen, dass er sich politische Übergriffe aus Bern verbittet und seinen Kollegen (und sich) die nötige Standfestigkeit und Unabhängigkeit zutraut.

Der neue Notenbankpräsident wird in den Zeitungen als trocken und professoral beschrieben. Das stimmt nur bedingt. Natürlich ist er nicht der launige Wortjongleur, der seine Botschaften in trübe, schlagzeilenreife Formeln packt. Seine Erklärungen wirken mitunter etwas steif, akademisch, aber vielleicht gerade dadurch beruhigend und verlässlich.

Manchmal handelt Jordan politisch erstaunlich naiv, zum Beispiel dann, wenn er in einer Pressekonferenz die Grossbank Credit Suisse für ihre angeblich zu schwache Kapitalbasis tadelt und sich dann ernsthaft wundert, wenn der Aktienkurs der Bank nach unten schlittert.

Jordans Naivität

Die Grundsatzkritik freilich, die Nationalbank solle sich aus der Kampfzone der Grossbankenregulierung zurückziehen, um keine unnötigen politischen Fronten zu öffnen, bezeichnet er als «weltfremd». Notenbanken seien «lender of last resort». Sie müssten im Bankensystem die Liquidität sicherstellen und dürften sich daher aus «systemischen Fragen» nicht heraushalten. Die SNB sei im internationalen Vergleich sehr zurückhaltend und fordere für sich im Gegensatz zu vielen anderen Notenbanken nur eine minimale Rolle.

Jordan ist nicht der geborene Kommunikator, aber er verfügt neben seiner unbestrittenen Intelligenz auch über Schalk und Humor. Wird er kritisiert, zuckt Heiterkeit in den Mundwinkeln. Augenscheinlich scheut er die sportliche Auseinandersetzung nicht. Sein Selbstvertrauen entschärft er mit einem Schuss Ironie. Den Vorwurf zum Beispiel, er sei als jahrelanger SNB-Funktionär keine sturm-erprobte Führungskraft, sondern ein Apparat-

schik, lächelt er weg: «Da muss ich schmunzeln. Seit fünf Jahren arbeiten wir bei der SNB in grössten Stürmen. Wir haben schwierigste Übungen gemacht, zum Beispiel die UBS-Rettung durch den Stabilisierungsfonds, für den ich zuständig war.»

Von Keynes zur Schweiz

Jordan beschreibt sich als Person, die sich der Institution und der Aufgabe sehr verbunden fühlt. Er habe die Fähigkeit, unter Druck ruhig zu bleiben, zu analysieren, abzuwägen, zu entscheiden und dann bei den Entscheidungen zu bleiben. «Ich handle nicht aus dem Bauch heraus», sagt er, «aber natürlich muss die SNB unter Zeitdruck zu Entscheidungen kommen.» Die Krise habe gezeigt: «Es braucht Entscheidungen. Man darf diese Entscheidungen nicht hinauszögern. Wir mussten eine ganze Serie von Entscheidungen treffen, die es vorher nicht gab. Hätten wir nicht gehandelt, wären die Folgen gravierend gewesen.» Als Präsident habe er zwar nicht mehr Macht als seine beiden Kollegen im Direktorium, aber es sei natürlich seine Aufgabe, die SNB-Spitze im Konsens zu den richtigen Beschlüssen zu führen.

Der britische Ökonom John Maynard Keynes schrieb aus der Erfahrung der Grossen Depression heraus, dass Ökonomen – und dazu zählte er auch die Präsidenten der Notenbanken – nicht einfach nur die «Treuhand der Zivilisation» seien, sondern mehr noch «die Treuhand der Möglichkeit», dass es so etwas wie Zivilisation überhaupt erst geben könne. So weit wie der überschwängliche Keynes würde der bekennende Nicht-Keynesianer Jordan vermutlich nicht gehen. Er sieht es nüchterner, weniger pathetisch, aber im Kern dürfte er Keynes dennoch zustimmen. Falsches ökonomisches Denken an wichtigen politischen Positionen kann verheerend wirken.

Das sei, sagt Jordan zum Schluss, die für ihn entscheidende Lektüre-Erfahrung von Li-aquat Ahameds faszinierender Geschichte über die «Lords of Finance» gewesen: «Das Buch zeigt eindrücklich die Dramatik der Situation der 1920er und 1930er Jahre, die schliesslich als Folge von Politikfehlern in die grösste Wirtschaftskrise und in den Zweiten Weltkrieg mündete.» Welche Lehren zieht er für sich daraus? «Eine Verschärfung der monetären Bedingungen, die zu einem Kollaps der Wirtschaft führen können, sollte immer möglichst verhindert werden. Und das Hinausschieben von nötigen strukturellen Anpassungen rächt sich mit der Zeit.»

So redet kein geldpolitischer «Sektierer», sondern ein historisch feinfühliges Ökonom, dessen Stärke gerade darin zu liegen scheint, dass er sich von verschiedenen Seiten inspirieren lässt, um Entscheidungen zu treffen, von denen in Krisen, wie wir sie jetzt beobachten, möglicherweise das wirtschaftliche Überleben der Schweiz abhängt. ○

Zierde der Nation

Endlich darf Michelle Hunziker auch ausserhalb Italiens im Fernsehen mehr zeigen als gute Figur und gute Laune: Ab Herbst sitzt sie neben Thomas Gottschalk und Dieter Bohlen in der RTL-Jury von «Das Supertalent». Von Beatrice Schlag

«Ist denn schon wieder Sommer?», fragte Anfang Juni ein konsternierter Leser, als die ersten Fotos auftauchten. Das Wetter rief noch nach Pullovern. Aber die Bilder sagten deutlich ja: Michelle Hunziker sass bereits im Bikini am Strand von Miami. Der *Blick* berichtete darüber ebenso wie *20 Minuten*, *Gala*, *Oggi* und unzählige andere Buntblätter. Wie seit Jahren, wenn es wärmer wird, aber in unseren Breitengraden noch nicht zum Baden reicht. Einzig Michelle relaxt schon ungemein fotogen irgendwo weit weg an der Sonne. Unsere Strandfee.

Ihr Lächeln verbreitet immer dieselbe strahlende Laune. Die Bikinis werden mit jeder Badesaison kleiner, der Busen bleibt entzückend und wundersam hoch. Und das berühmte kecke Hinterteil zeigte auch über die Jahre keinen Anhauch von Delle. Das beweist nicht nur, wie ungerecht die Gene verteilt sind. Es lässt auch auf ein herzliches Einvernehmen mit den Paparazzi schliessen. Denn Paparazzi machen Deals: «Sag mir, wo du dich am Strand räkelst, und ich fotografiere dich schön.» Michelle sagt offenbar jedes Jahr bereitwillig, wo sie sich zu sonnen gedenkt. Die Paparazzi bedanken sich mit erfreulichen Bildern. Von Michelle Hunziker gibt es keine unvorteilhaften Ansichten. Allerdings auch keine besonders spontanen. Das Ex-Model bewegt sich am Strand gezielt, so lange die Paparazzi da sind. Nie beisst sie in ein Stück Wassermelone oder hat Sand am Po.

Was lief schief mit Ramazzotti?

Trotz ihrer ungemeinen Fotogenität und ihrer makellosen Figur ist sie kein Pin-up geblieben wie Pamela Anderson, die einmal von sich sagte: «Meine Brüste haben eine Karriere, ich trotte ihnen einfach nach.» Dabei setzt auch Michelle Hunziker ihren Körper durchaus grosszügig in Szene. Die Schweizerin, die mit 16 in ein Provinzkaff in der Nähe von Bologna umziehen musste, weil sich ihre geschiedene Mutter Ineke, mit der sie lebte, in einen Italiener verliebt hatte, wurde bereits wenig später nach einer Werbekampagne, die nichts als ihre mit einem Tanga kaum verhüllte Kehrseite zeigte, zum schönsten Hintern Italiens gewählt. Da lag durchaus eine Karrierechance, obwohl sie sagt, als Italien-Neuling habe sie keinerlei Beziehungen gehabt und als Model kaum verdient: «Ich erinnere mich an viele Abendessen, die aus Crackers und Jogurt bestanden, an die Happy Hours mit Schwepes und drei Tellern Gratis-Pasta und an unzählige Angebote von Männern, mir weiterzuhelfen, wenn ich nett zu ihnen sei.»

Eine Karriere als Model hatte die Tochter eines Deutschschweizers und einer Holländerin, in Lugano geboren und in der deutschen Schweiz aufgewachsen, zuvor nie im Sinn gehabt. Ihr Berufswunsch war Dolmetscherin. Sie sprach fliegend Deutsch und Holländisch, in der Schule kamen Französisch und Englisch hinzu. Aber dann sass sie plötzlich in einem Kaff in Italien, ohne Italienisch zu können. Ihr Schweizer Schulabschluss wurde nicht anerkannt, sie musste in Italien zurück in die Schule und litt: «Ich teilte die Schulbank mit 13-Jährigen, anderthalb Jahre lang. Dann sagte ich: «Mama, ich kann nicht mehr. Gib mir 200 000 Lire – damals etwa 120 Franken –, dann gehe ich nach Mailand und versuche mein Glück.» Natürlich war es ein Sprung ins kalte Wasser. Aber ich war jung, furchtlos und voller Abenteuerlust.»

«Es ging nicht um Karriere, sondern um Liebe, so banal das tönen mag.»

An eine Rückkehr in die Schweiz dachte sie keine Sekunde. Denn so sehr sie die italienische Schule gehasst hatte, so sehr begeisterten sie das Land, seine Leichtigkeit und Lebensfreude. «Ich glaube, ich bin eine Art Seelen-Italienerin. Als ich nach Italien kam, brauchte ich keine drei Monate, und ich redete, als sei italienisch meine Muttersprache. Ich bin in das Land förmlich reingerutscht – die Kultur, das Essen, die Emotionalität.» Inzwischen ist italienisch eindeutig die Sprache, die ihr am vertrautesten ist. Beim genauen Zuhören fällt auf, dass Michelle Hunzikers gelegentlich eigenwillig anmutende deutsche Redewendungen Rückübersetzungen aus dem Italienischen sind. Wenn ihr in deutschen Interviews eine Antwort besonders wichtig ist, bittet sie darum, auf Italienisch antworten zu dürfen.

Wer sich darüber wundert, vergisst, dass sie im italienischen Fernsehen seit 16 Jahren ein Fixstern ist, als Kabarettistin, Moderatorin, Satirikerin, Film- und Bühnenschauspielerin. Natürlich explodierte ihre Bekanntheit, als sie kurz nach der berühmt gewordenen Werbekampagne Eros Ramazzotti kennenlernte und mit 18 ein Kind von ihm erwartete. 1998, zwei Jahre nach der Geburt von Tochter Aurora, heirateten Italiens damals populärster Sänger und die schöne Schweizerin, die bereits hin und wieder in italienischen Unterhaltungsshows mitwirkte. Der erste grosse Fernseherfolg kam

mit der Cabaret-Show «Zelig», bei der sie von 2001 bis 2003 als Co-Moderatorin mitwirkte. 2002 erhielt sie dafür den italienischen Medienpreis. Bis heute sagt sie, Cabaret sei ihr Element.

Ein Hauptgrund für ihren Erfolg war und ist ihr ungekünsteltes, umwerfendes Lachen. Und ihre Fähigkeit, von Frauen genauso gemocht zu werden wie von Männern. Als man in «Zelig» von ihr verlangte, etwas luderhafter aufzutreten, sagte sie: «Danke, aber ich bringe die Leute lieber zum Lachen. Ich trage gern sexy Kleider, aber ich flirte nicht. Ich vermeide alles, was mich zur Rivalin der Ehefrau macht. Ich würde mich nie zwischen ein Ehepaar stellen. Das wäre für mich undenkbar. Frauen müssen vor mir keine Angst haben, und sie haben auch keine.» Ihr omnipräsentes Lachen, für das ihr ein genervter Kritiker den Spitznamen «die lachende Hyäne» verpasste, sei am Anfang ihrer Karriere sicher eine Art Selbstverteidigung gewesen, sagt sie rückblickend. «Heute ist es eine bewusste Art zu sein. Es gehört zu mir. Ich mache Unterhaltung. Ich glaube nicht, dass es zu meiner Arbeit gehört, einen Rucksack voll Traurigkeit mit auf die Bühne zu bringen.»

Über die Gründe, warum sie Eros Ramazzotti nach zwei Jahren Ehe verliess, spricht Michelle Hunziker nur in Andeutungen. «Ich denke manchmal, dass wir uns nicht trennten, weil wir uns trennen wollten», sagte sie letztes Jahr, «sondern weil uns niemand helfen wollte oder konnte, als wir, beide noch sehr jung, eine grosse Krise hatten.» Im Interview mit der *Weltwoche* sagte sie vor acht Jahren: «Ich hatte einen bekannten und attraktiven Mann, eine wunderbare Tochter, eine tolle Villa, Geld. Wieso hätte ich diese Idylle zerstören sollen, wenn die Liebe noch dagewesen wäre? Ich habe meinen Mann sehr geliebt und hätte ihn für nichts in der Welt verlassen, wenn es zwischen uns noch gestimmt hätte.»

Ramazzottis vielzitierten Satz, er hätte für sie sein Leben gegeben, tat sie als Lüge ab: «Wenn das stimmen würde, wären wir noch zusammen.» Ebenso die Vermutung, sie habe sich aus Karrieregründen getrennt: «Die Frage einer eigenständigen Karriere stellte sich mir nicht. Es ging nicht um Karriere, sondern um Liebe, so banal das tönen mag. Meine Karriere war sozusagen ein Nebeneffekt meiner gescheiterten Ehe. Damals hätte ich darauf verzichtet. Ich war bis über beide Ohren verliebt. Heute kann ich mir nicht mehr vorstellen, meine Karriere ganz einer Beziehung unterzuordnen. Ich kann nicht mehr zurück.» >>>



«Ich will diesen goldenen Moment noch eine Weile genießen»: Fernsehstar Michelle Hunziker.



Unfreiwillig komisch: mit Thomas Gottschalk.

Ein paar Jahre und ein paar Beziehungen später wurde sie in *Vanity Fair* deutlicher: «Alle meine Ex-Männer sagten an einem bestimmten Punkt: «Entscheide dich: ich oder deine Karriere.» Sie konnten meine Unabhängigkeit nicht verdauen. Am Anfang sagen sie, dass sie mich lieben, weil ich so sonnig bin. Dann sehen sie im Fernsehen, dass meine Sonnenstrahlen nicht nur für sie sind. Nach ein paar Monaten heisst es: «Kannst du nicht ein bisschen weniger arbeiten?» Aber genau das möchte ich nicht, wenn es keinen zwingenden Grund gibt. Mich nur besitzergreifend daheim haben zu wollen, funktioniert nicht.» Auf die Frage, warum sie von Eros Ramazzotti lediglich Alimento für die gemeinsame Tochter Aurora, aber nie einen Cent Unterhalt für sich gefordert habe, sagte sie ohne Zögern: «Ich wollte und will meinen eigenen Weg gehen. Ich wollte nicht durch eine Scheidung reicher werden.»

In den Fängen der Sekte

Nach der Trennung von Italiens schönstem Prominentenpaar jagten sich die Schlagzeilen. Michelle habe Eros – die Gerüchte, er sei homosexuell, sind bis heute nicht verstummt – mit einem Mann im Bett erwischt. Eros habe sie geschlagen, behauptet Roberto Simioli. Simioli ist der Mann, dessentwegen Ineke Hunziker mit ihrer Tochter nach Italien zog, der aber seit der Trennung von der Mutter hasserfüllte Anklagen gegen Mutter und Tochter ins Internet stellt. Michelle sei der Sekte «Krieger des Lichts» von Handauflegerin und «Hexe» Giulia Berghella hörig geworden, behaupteten die meisten. Tatsächlich war ihre erste Liebe nach Ramazzotti der Sohn der Handauflegerin, Franco Sconfienza. Sie hatte inzwischen jeden Kontakt zu Mutter Ineke und Freunden ge-



Stumme Augenweide: in «Zelig», 2003.

kappt. Im *Weltwoche*-Interview sagte sie damals, sie wüsche sich ein zweites Kind, und der Vater werde Marco sein. Pater Gabriel Amroth, der offizielle Exorzist des Vatikans, liess verlauten, sie sei vom Teufel besessen. Spekulationen über Hunzikers Sektenleben fehlten in Deutschland und Italien in keiner Zeitung. «Sehe ich aus, als wäre ich vom Teufel besessen?», fragte sie im Interview. «Okay, ich habe mich von meinem Mann getrennt. Aber ich

Der offizielle Exorzist des Vatikans liess verlauten, sie sei vom Teufel besessen.

frage mich noch heute, womit ich so eine Hasskampagne verdient habe.»

Dass sie der Sekte um Giulia Berghella tatsächlich sechs Jahre lang hörig gewesen war, erzählte sie erstmals vor zwei Jahren in einem TV-Interview mit der italienischen Moderatorin Simona Ventura, mit der sie befreundet ist. «Ich war 23, hatte vor kurzem meinen Vater verloren und fühlte mich einsam und schwach. Diese Leute sind psychologisch sehr geschult, ich war leichte Beute. Sie haben mich überzeugt, ich sei völlig allein. Sie kamen immer in den emotional schwächsten Momenten auf mich zu und verletzten mich sehr. Wer in eine solche Situation gerät, ist wie ein Drogenabhängiger. Der Ausstieg war schwer, anfangs hatte ich heftige Panikattacken. Ich bin sehr stolz, dass ich es geschafft habe.»

Beruflich legte Michelle Hunziker nach der Trennung von Ramazzotti erst richtig los. Filme, Cabaret, Bühnenshows, Festival-Moderationen – auf Berlusconi's Mediaset-Kanälen schien sie omnipräsent. Die Schweizerin, die

sich als «sehr ehrgeizig» bezeichnet und zu Beginn ihrer Karriere als Velina aufgetreten war, als leichtbekleidete Augenweide, die stumm ein wenig herumtanzen darf, wusste, was sie wollte: «Ich hatte immer bessere Ideen, als mich auszuziehen. Ich wollte familien-taugliches Fernsehen machen. Nach «Zelig» hat mich niemand mehr gebeten, mich im Fernsehen auszuziehen.» 2004 wurde sie Co-Moderatorin von «Striscia la Notizia», Italiens beliebtester Satiresendung, und ist es bis heute geblieben. In Deutschland moderierte sie drei Jahre lang «Deutschland sucht den Superstar», später neben Thomas Gottschalk die Fernsehshow «Wetten, dass...?»

Neue Liebe, alte Kritiker

Wer sie sowohl im deutschen wie im italienischen Fernsehen verfolgt, ist irritiert. Warum wirkt sie zehnmal so amüsant und locker, wenn sie italienisch spricht? Die ersten Kritiken in Deutschland waren vernichtend. Sie habe eine Stimme, «bei der es jeden Maulwurf unter der Erdkrume zerreissen muss», schrieb der *Spiegel* nach ihren ersten «DSDS»-Auftritten. Wenn sie komisch war, dann unfreiwillig. Als Co-Gastgeberin in «Wetten, dass...» blieb sie das, was früher etwas ehrlicher Assistentin genannt wurde, ein ansehnlicher *sidekick* ohne viel Profil.

«Im Deutschen würde ich mir Comedy, wie ich sie in Italien mache, noch nicht zutrauen», sagte sie vor zwei Jahren in einem Interview. «Dafür muss man die Alltagskultur genau kennen, die Zweideutigkeiten und Nuancen.» Ob sie nach dem missratenen «DSDS Kids» neben Bohlen und Gottschalk in der Jury von «DSDS» ihren Witz und ihre Schlagfertigkeit auch auf Deutsch findet, wird RTL ab Herbst zeigen.

Aber selbst wenn deutsche Kritiker einmal mehr nur ihr Aussehen beachtlich finden werden – Michelle Hunziker wird es nicht gross kümmern. Erstens ist sie in Italien ein unangefochtener Star. Zweitens hat sie sich endlich wieder verliebt, wie sie in der italienischen *Vanity Fair* jubelte, die sie im vergangenen März zum sechsten Mal auf den Titel setzte. Immer wieder mal hatte sie in den letzten Jahren geklagt, dass sie vielen Männern offenbar zu anstrengend und zu erfolgreich sei. Tomaso Trussardi, Spross der italienischen Modedynastie, scheint damit kein Problem zu haben. «Endlich habe ich jemanden gefunden, der sich engagiert. Und zwar heftig engagiert», schwärmte sie. «Nachdem immer ich die Engagierte war, habe ich jetzt jemanden gefunden, der sich richtig reinkniet.»

Von einem zweiten Kind ist bereits die Rede, wenn auch nicht sogleich. «Aurora ist jetzt 15, ich bin ungebundener. Ich möchte eine Pause machen und mit Tomaso durch die Welt reisen. Ich will diesen goldenen Moment noch eine Weile geniessen.»

Mein blinder Flecken

Unser Kolumnist macht für einmal eine wirklich weite Reise – an einen Ort, den er nicht kennt, ganz in der Nähe.

Von Mark van Huisseling

Vergangene Woche war ich in Bad Zurzach (um genau zu sein, es war nicht genau vergangene Woche – wer bleibt schon in der Schweiz im Juli?) Wie man vielleicht weiss als *Weltwoche*-Leser, schreibt MvH seit mehr als fünfzehn Jahren eine Spalte in dieser Zeitschrift; die immer anfängt mit den Worten «Vergangene Woche war ich in» und danach kommt «Paris», «London», «St. Moritz», «Ibiza» et cetera (oder, wenigstens, «Zürich»). Wohin er aber nie fährt für diese Kolumne, die im Grunde so etwas ist wie sein Tagebuch, sind Ortschaften mit rund 4000 Einwohnern, wie Bad Zurzach zum Beispiel.

Das hat, nebenbei, wenig damit zu tun, dass 4000 Einwohner nicht genug wären, mehr, dass es in der Spalte, in den meisten Fällen, um sogenannte halbfette Namen geht, berühmte oder im Minimum bekannte Menschen («People» sagt man auch). Es kann sein, dass es solche gibt in dem Flecken, doch ich kenne sie nicht (die halbfettesten Namen, mit denen ich bekannt bin, sind **Steven Schneider** und **Sybil Schreiber**; «Flecken», ist keine herabmindernde Bezeichnung, so sagen die Einheimischen zu Bad Zurzach, kommt eigentlich von Marktflecken). Steven, der mit mir die Journalistenschule MAZ in Luzern besuchte und seit längerem mit seiner Frau eine Kolumne schreibt in der *Coopzeitung*, hatte mich eingeladen, einige Tage in seinem Haus mit Namen «Hirschli» zu verbringen.

Nachdem er mich am Bahnhof abgeholt und an die Schwertgasse gebracht hatte, sagte er, in dem Flecken sei «das richtige Leben». Das ist eine grosse Aussage, kann man sagen. Nicht dass ich sie nicht glaube, aber man überlegt dann, als Berner in Zürich, der vier Jahre in London wohnte, ob dort, wo man lebt, nicht das richtige Leben sei. Oder sogar das falsche.

Wie die meisten Männer ungefähr meines Alters (47), die sich für Männer der Welt und Kenner der Popkultur halten, habe ich vor zwanzig Jahren oder so die Serie «Twin Peaks» im TV geschaut. Und obwohl diese in einem Dorf in Montana spielte, vermute ich seither, hinter Hauswänden kleiner Orte (oder in dem Wald, den es in der Nähe immer gibt) passieren Sachen, die ähnlich schlimm sind wie die in Twin Peaks. Ich will damit nicht sagen, dass ich meine, in Städten passierten solche Sachen nicht. Doch in der Stadt ist fast jeder allein, fast keiner weiss, was geschieht. In einem Flecken ist bloss der Fremde allein, alle anderen kennen sich, haben gemeinsame Geheimnisse und so weiter, meint man.

Es ist natürlich ein schmales Brett sozusagen, auf dem man geht, wenn man als Fremder für einige Tage in einen Ort kommt und Dinge, die hier passieren, annimmt. Auf jeden Fall an einem Sommernachmittag, nach dem Spazieren am Rhein, der Überfahrt mit der Fähre von Bad Zurzach Barz nach Kadelburg und nach Zwetschkuchen im «Engel» in Küssaberg-Rheinheim. An so einem Nachmittag sieht der Flecken aus wie ein Bild der guten Schweiz (wenn auch sehr nahe an Deutschland).

Unter der Sonne über dem Hochrhein

Doch wenn der Tag geht und die Nacht kommt, fällt auf, wie viele Schaufenster von Ladengeschäften an der Hauptstrasse leer sind oder mit Papier zugeklebt. Wie viele Häuser zu kaufen sind. Wie viele Häuser, mit oder ohne Ladengeschäfte darin, bessere Tage gehabt haben. Und wie viele Coiffeurgeschäfte es gibt (was ist wohl der Grund dafür?). Oder dieses Haus «Zum Roten Turm», an das man schaut, wenn man aus den Fenstern des «Hirschli» sieht – auf den runden Verzierungen aus grauem Gips, habe ich gehört, gab es früher Hakenkreuze, bevor diese entfernt und darauf Zeichnungen der heiligen Verena aus Theben (Oberägypten), die auf kompliziertem Weg hierherkam (und an der man hier nicht vorbeikommt), angebracht worden waren.

Drei Türen weiter befindet sich das Restaurant «Schwert», in dem man Zimmer mieten kann, für Wochen, Monate und so weiter – wer sollte das tun und weshalb? Wahrscheinlich jemand, der davonläuft, vor wem oder was auch (vor seiner Geschichte, nehme ich an). Camus, denke ich, hätte seinen «Fremden» in einem Mietzimmer des «Schwerts» schreiben können, wenn er nicht in Algerien gewesen wäre.

Das war jetzt ein wenig, sagen wir, von weit hergeholt, falls wir es wohlmeinend betrachten. Aber manchmal sieht der, der von weit her kommt, Sachen, die man aus der Nähe nicht mehr sieht.

Doch auch der, der von weit her kommt, ist am folgenden Tag, wenn er unter der Sonne über dem Hochrhein Mittag essen geht im «Gasthof zur Waag», im «Ristorante Arlecchino» oder im Thermalquellen-Resort «Quellen-Höfli» (wo ich es am besten fand), nicht sicher, ob er sich alles bloss eingebildet hat. Oder ob Bad Zurzach und Twin Peaks näher nebeneinander liegen, als man meint, wenn man die Entfernung misst.

Zum Schluss sieben Zeilen zu «Vergangene Woche war ich in . . .»: Eigentlich schade, dass ich in den über 275 vergangenen Wochen in Paris, London, St. Moritz, Ibiza et cetera war, doch erst jetzt in Bad Zurzach. In dem Flecken, der bloss vierzig Kilometer von Zürich entfernt ist. Und doch eine Welt weit weg liegt. ○



Eine Welt weit weg: Szenen aus der Serie «Twin Peaks».

«Zur Verherrlichung des Höchsten»

Auch ein kleines Land hat seine Sternstunden. Von der Erfindung der Milkschokolade bis zum Ballwechsel, der Roger Federer 2004 zur Nummer eins im Welttennis machte – die Schweiz sorgt immer wieder für aussergewöhnliche Menschen und Momente. *Von Peter Keller und Jakob Krattiger (Illustrationen)*

Ohne Pomp auf den Thron

Es ist der Schlusspunkt einer Demütigung. Roger Federer tätschelt den Ball mit seinem Racket. In weissen, knielangen Hosen und rotem Shirt, die langen Haare zurückgebunden. Wir stehen im dritten Satz des Australian Open 2004. Auf der anderen Seite des Netzes verzweifelt der Russe Marat Safin.

Das Jahr zuvor hatte der Baselbieter sein erstes Wimbledon-Turnier gewonnen. Nun steht es 5:2 und 40:15 nach Punkten. Federer zieht auf und schlägt den Ball in die Mitte. Safin retournt auf die Rückhand, Federer auf den Körper des Russen. Safin versucht es mit der Vorhand. Out. 6:2. Einen Moment lang glüht Stille im Stadion. Das Publikum bekam an diesem Sonntagnachmittag schon weit schönere Punkte serviert. So ist King Roger: Er besteigt den Thron ohne Pomp, aber doch in einer Art, dass alle sehen können, was ihn auszeichnet: seine tänzerische Präzision im Spiel und die analytische Stärke, die seine Gegner wie eine kalte Hand im Genick erfasst.

7:6, 6:4, 6:2. Mit jedem Satz schrumpfte Marat Safin. «And that's it», lautete das Fazit des Kommentators. Federer geht in die Knie, den Kopf eingezogen, die Hände in Gebetsstellung vor sich, in einer Hand den Schläger. Kniend richtet er den Blick wieder nach oben, schaut in den Himmel, breitet die Arme aus, jubelt, um dann zum Netz zu laufen.

In der Fähigkeit zur Demut zeigt sich die wahre Grösse. Nach einem fulminanten Comeback steht Roger Federer seit diesem Sommer wieder an der Tennis-Spitze. Seine Rekorde aufzuzählen, ist Buchhalterarbeit. Er ist einfach der Beste, den dieser Sport je hervorgebracht hat.

«Sternstunden der Menschheit» hiessen zwölf historische Miniaturen, die den Österreicher Stefan Zweig (1881-1942) zum weltberühmten Schriftsteller machten. Sei es der Untergang Konstantinopels oder Lenins Reise im versiegelten Bahnwagen von seinem Zürcher Exil nach Russland 1917: Zweig verdichtete in «schicksalsträchtigen Stunden», was die Welt bis heute verändert. Weniger ambitiös ist diese Auswahl von Sternstunden der Schweiz. Aber auch sie prägten unser Land und seine Menschen.

Revolutionäres Bauernheer

Morgarten ist die Ouvertüre, Sempach der Hauptgang. An diesem brütend heissen neunten Tag des Heumonats 1386 prallen zwei

Heere aufeinander, die unterschiedlicher nicht sein könnten. Unter der Führung von Herzog Leopold III. haben sich mehrere tausend Ritter aus dem Mittelland und dem süddeutschen Raum oberhalb des Städtchens Sempach eingefunden. Auf der anderen Seite wartet ein wilder Haufen Bauernkrieger. Und es geschieht, was eigentlich nicht hätte passieren dürfen: Der habsburgische Tross geht blutig unter.

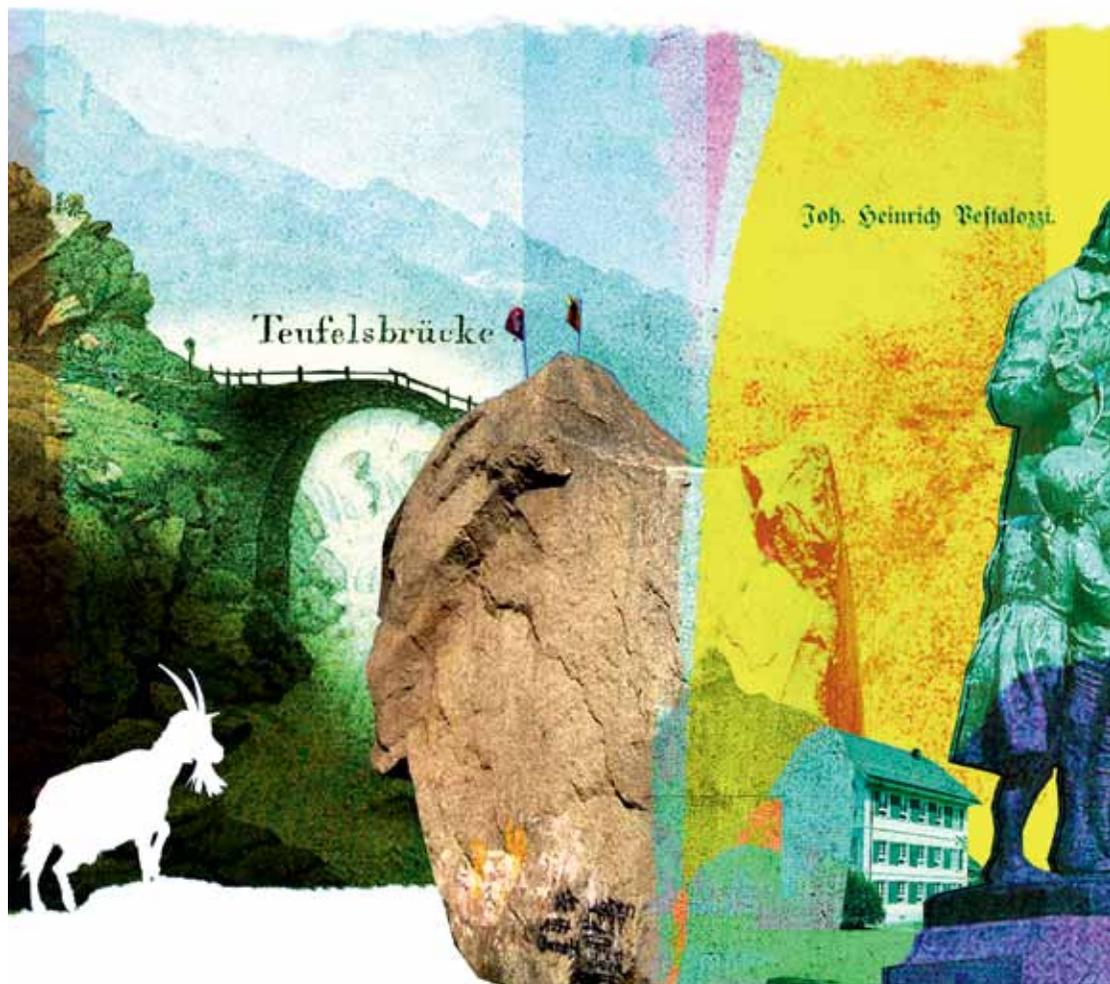
Es ist nicht nur ein Sieg der noch jungen Eidgenossenschaft über ein aufstrebendes Adelsgeschlecht, es ist auch ein revolutionärer Akt, der von der mittelalterlichen Ständegesellschaft so nicht vorgesehen war. Zu den von Gott gewollten Vorrechten des Adels gehörten das Tragen einer Waffe und der Krieg. Für den grossen Rest der Bevölkerung gibt es Werkzeuge, um den Boden zu bebauen und den herrschenden Eliten Abgaben zu leisten. Die Innerschweizer foutierten sich um solche Standesregeln.

Noch nie hatten Bauern auf offenem Feld ein ebenbürtiges Heer von Rittern besiegt. Umso mehr bemühten sich hiesige Chronisten, das Bild der hoffärtigen Habsburger zu zeichnen und jenes der frommen Eidgenossen, die vor der Schlacht kniend gebetet haben.

Wichtiger war aber der Sieg an sich. Hätte Leopold gewonnen, wäre das eidgenössische Pflänzchen zertreten worden. Ohne Sempach keine Sternstunden der Schweiz. In der Legende des Arnold von Winkelried verdichtet sich das eidgenössische Prinzip der gegenseitigen Solidarität. Der Nidwaldner ergreift die feindlichen Speere, zieht sie an sich, um seinen Kameraden eine Gasse zu schlagen. Einer für alle. Mit den Worten «Sorget für mein Weib und Kind» sinkt der Held tot zusammen. Alle für einen.

Ideen für den Export

Eigentlich wollte er nur für eine Nacht bleiben und dann unerkannt weiterziehen. Am Ende



Wahre Grösse: Pädagoge Pestalozzi, Tennislegende Roger Federer.

formte er aus Genf das «reformierte Rom». Als Johannes Calvin (1509–1564) im Mai 1536 an der Rhône eintraf, hatte er sich bereits einen Namen gemacht als Verfasser der «Institutio», seines theologischen Hauptwerks, in dem er jeden Christen aufforderte, ein gottgefälliges Leben zu führen.

Zwei Jahre nach seiner Ankunft wurde Calvin aus Genf verwiesen. Die strenge Kirchenzucht, die er der Stadt auferlegte, überforderte die Bürger, zumal er ihnen gleich noch das Abendmahl verbieten wollte.

Umso triumphaler geriet seine Rückkehr. 1541 begann Calvin eine Kirchenverfassung auszuarbeiten, da «die Kirche ohne Einführung einer entschiedenen Disziplin, wie sie Gottes Wort vorschreibt und in der Urkirche in Kraft war, nicht bestehen könne». Daraus entstand jener sittenstrenge Protestantismus, den der Soziologe Max Weber (1864–1920) als geistigen Wegbereiter des Kapitalismus ausmachte.

Kaum ein Land exportiert pro Kopf so viel wie die Schweiz: Maschinen, Medikamente, Uhren, Käse. Seltener gelingt es uns, Ideen zu exportieren. Calvin ist die grosse Ausnahme. Kein Reformator hat den Protestantismus weltweit so geprägt wie er. Der amerikanische Puritanismus ist made in Switzerland, Hollands tüchtigste Kaufleute waren und sind Calvinisten.

Der gezähmte Berg

Der Gotthard geizt nicht mit Symbolkraft. Es ist Weihnachten 1879, als die Arbeiter der Nordseite erstmals die Sprengungen ihrer Kollegen im Süden hören. Noch wird es Wochen dauern, noch fehlen 422 Meter Fels bis zur Vereinigung. Am 28. Februar 1880 um 18.45 Uhr bricht eine Bohrstange von Süden durch die Stollenbrust.

Selten lässt sich eine Sternstunde so exakt bestimmen. Mit der gleichen Präzision sind die Pioniere dieser technischen Wunderleistung vorgegangen: lediglich 33 Zentimeter betrug die seitliche Abweichung der beiden Tunnelvorstösse, bloss 5 Zentimeter jene in der Höhe.

Die Urner mussten den Teufel überlisten, um in mythischer Vorzeit die Schöllenschlucht und anschliessend den Gotthardpass zu bezwingen. Ihre Nachfahren überwand den Berg nach allen Regeln der Ingenieurskunst: mit Viadukten, Rampen, Stützmauern, Lawenriegeln, 60 Tunnel, 108 Brücken, 634 Höhenmetern auf der Nordrampe, 849 Höhenmetern auf 45,6 Kilometer auf der Tessiner Seite. Das Hirn dieses Projekts, Louis Favre, erlebte den Durchstich nicht. Er stirbt am 19. Juli 1879 im Tunnel.

Der Berg forderte ein zweites Opfer: Alfred Escher, der CEO der modernen Schweiz, Unternehmer, Gründer der Kreditanstalt, Politi-

ker, ein Kraftwerk. Bei der Schaffung des Bahngesetzes hatte er noch selbstbewusst getönt, Subventionen des Bundes seien abzulehnen. Unternehmen, die nicht ausreichend Gewinn erzielten, hätten keine Existenzberechtigung. Der Hohn fiel auf ihn zurück. Die Kosten liefen aus dem Ruder. Bevor das Parlament 4,5 Millionen Franken sprach, musste Escher als Chef der Gotthardbahn zurücktreten. Die Zähmung des Berges geht weiter. Ende 2016 soll der Neat-Basistunnel eröffnet werden. Der Bundesrat spricht bereits von einer zweiten Autobahnrohre.

Erfindung der bürgerlichen Kleinfamilie

Auch das Scheitern will gelernt sein. Heinrich Pestalozzi (1746–1827) war ein Meister der Niederlagen. Sein Studium der Theologie blieb unvollendet, die Lehrzeit auf dem Gut des Berner Patriziers Tschiffeli – er hatte sich inzwischen der Landwirtschaft zugewandt – brach der junge Zürcher vorzeitig ab. Gleichwohl suchte und fand Pestalozzi bei Birr einen Betrieb, den er aber schon bald wieder hätte aufgeben müssen, wären nicht alte Freunde aus seiner Heimatstadt unterstützend eingesprungen.

Sein kaufmännisches Unvermögen brachte ihn seiner eigentlichen Bestimmung näher. Da es auf dem Hof an geeigneten Arbeitskräften mangelte, kam Pestalozzi auf die Idee, Kinder



einzusetzen und ihnen nebst freier Kost und Logis auch Unterricht zu erteilen. Dabei ging es dem Spross einer angesehenen Zürcher Kaufmannsfamilie nicht um eine Überwindung der Klassengegensätze, «vielmehr sollte der Arme zur Armut erzogen werden, aber eben doch zu arbeitswilliger und arbeitsfähiger Armut», wie der Biograf Peter Stadler schrieb.

Wieder gelang es dem Enthusiasten, willige Gönner für sein Projekt zu gewinnen – und wieder wuchs ihm das Unternehmen über den Kopf. Heinrich Pestalozzi versucht sich als Schriftsteller. Sein Bauernroman «Lienhard und Gertrud» wird zum Bestseller. In einer kurzen Abhandlung («Die Abendstunde eines Einsiedlers») umreist er seine Theorie der drei Lebenskreise: der Familie, der Arbeit und des Staates. Pestalozzi erfindet die bürgerliche Kleinfamilie. Diese sei die Keimzelle der Sittlichkeit. Hier soll das Kind harmonisch und naturgemäss erzogen werden. Er scheut sich nicht, vom «Heiligtum» der Wohnstube zu reden und liebäugelte damit, die Bildung ganz in die Hände der Eltern, insbesondere der Mutter, zu legen und von öffentlichen Schulen abzusehen.

Davon rückt Pestalozzi später notgedrungen ab, er wird sogar selber ein Institut leiten und dort seinen Ruf als Weltpädagoge begründen. Sein Grundsatz «Kopf, Herz und Hand»

stützt sich auf die Erkenntnis, dass der praxisnahe Unterricht auf die innere Entwicklung der Kinder ausgerichtet sein soll. Und es zeigt sich: Über das persönliche Scheitern entdeckt Pestalozzi die Humanität, ohne deswegen einem kitschigen Menschenbild zu verfallen. Sein kritisches Verhältnis zum Staat bleibt. Im Zentrum der Erziehung stehe die Familie. Arbeit und –Eigentum schaffen die materiellen Voraussetzungen für ein tugendhaftes Leben. Zwingli hätte seine Freude gehabt an seinem Zürcher Glaubensgenossen.

Guisans Wille

Polen ist gefallen, Tschechien einverleibt, Österreich angeschlossen, und das grosse Frankreich wankt. Anfang Juni 1940 schliesst sich der Kreis um die Schweiz. Nicht wenige sehen das Land verloren und fordern, man möge sich doch mit Hitler arrangieren. In dieser Situation erlässt General Henri Guisan (1874–1960) einen Tagesbefehl, der wie eine Infusion Widerstandskraft wirkt: «Vergessen wir es nie: Das Schweizervolk ist ein bewaffnetes Volk, das seine Unabhängigkeit bewahren will. Jeden Schweizer erfüllt der blosser Gedanke an die Möglichkeit einer fremden Besetzung mit Grauen.»

Die Bodenbeschaffenheit, das Gebirge, die Täler seien ein erstklassiger Verbündeter, führt Guisan weiter aus. «Hier kommt nie-

mand durch! Es ist deshalb auch nicht verwunderlich, wenn unsere ganze Geschichte so viele Beispiele heroischen, mit Erfolg gekrönten Widerstandes gegen zehnfache Übermacht aufzählt.»

Der General schwört die Schweiz auf den Rütli-Mythos und die Réduit-Strategie ein. In einer zweiten Sternstunde befiehlt er sein Offizierskorps auf die kleine Wiese über dem Vierwaldstättersee zum Rapport. Das war am 25. Juli 1940, als Frankreich endgültig gefallen war und die Schweiz als letzte freie, demokratische Bastion im nationalsozialistischen Europa übrigbleibt. Eine ironische Randnotiz: Guisans Tagesbefehl vom 3. Juni liegt ein Entwurf von Korpskommandant Ulrich Wille zugrunde, dem später eine übertriebene Nähe zu Hitler-Deutschland vorgeworfen wurde.

Vom Bussgetränk zum Industrieprodukt

Wer hat sie erfunden? Ursprünglich ein Deutscher, 1839 in Dresden. Und doch ist die Milchschokolade heute untrennbar verbunden mit der Schweiz: Heidi, die Alpen und das Gebimmel der Kuhglocken lieferten die passende Kulisse. Richtig erfolgreich machte die Mischung aus Kakao, Zucker und Milch Daniel Peter (1836–1919). Begonnen hatte der Waadtländer mit der Fabrikation von Kerzen. Sein Schwiegervater François-Louis Cailleur ermunterte ihn, ebenfalls in die Herstellung von



«Hier kommt niemand durch!»: Nationalhelden Arnold von Winkelried und General Henri Guisan.

Schokolade einzusteigen. Das Geschäft lief herzlich. Mit Hilfe von Milchpulver, das sein Freund Henri Nestlé entwickelt hatte, versuchte Daniel Peter, die Kakaomasse zu verfeinern. Ohne Erfolg. Erst mit der Beimischung von Kondensmilch 1875 kam der Durchbruch. Auch geschäftlich. Vom Dresdner Chocolatier spricht keiner mehr. Der Schriftzug Cailler zierte bis heute eine Reihe von Schokoladenklassikern, obschon das Unternehmen bereits 1929 mit Nestlé fusionierte.

«Jeden Schweizer erfüllt der blosser Gedanke an die Möglichkeit einer fremden Besetzung mit Grauen.»

Entdeckt wurde die Kakaobohne in Südamerika durch spanische Kolonisatoren. Hinter ihren Schwertern kamen Missionare nach, Mönche und Nonnen, Menschen mit Kultur und Sinn für gutes Essen und Trinken. Es waren katholische Geistliche, die der bitteren Masse Zucker beimischten und die heisse Schokolade als Süssgetränk etablierten. Glücklicherweise fand Papst Pius V. dieses seltsame Gebräu aus den Kolonien so scheusslich, dass er es 1569 der ganzen Christenheit als Bussgetränk für die Fastenzeit empfahl. Nun ging das grosse Schlemmen erst recht los in den katholischen Küchen Europas.

Was hat diese Episode mit den Schweizer Sternstunden und Daniel Peter zu tun? Die moderne Schokoladenindustrie entstand am Léman-Bogen, dort, wo der protestantische Sinn fürs Geschäft sich kreuzt mit dem katholischen Kulturkreis, mit der lateinischen Gaumenfreude.

«Wider alle wirtschaftliche Vernunft, allein aus religiösen Gründen, stehen die berühmtesten Schokoladefabriken der Welt am Genfersee, in Calvins eigenem Land», schreibt Hans Conrad Zander, ein ehemaliger Dominikanermönch, der in Zürich aufgewachsen ist. «François-Louis Cailler, Philippe Suchard, Henri Nestlé, Daniel Peter und auch die Herren Lindt & Sprüngli: Sie alle waren knochenharte protestantische Geschäftsleute – aber jeder war umgeben von einem ganzen Schwarm von italienischen, von katholischen Schokoladeköchen.» Mit der Erfindung der industriellen Milchsokolade erreicht die Geschichte ihren schweizerischen Höhepunkt.

Banken und Bergbahnen

Es ist die Zeit der grossen Eisenbahnpioniere. Eben erst gelang der Durchstich am Gotthard. Nun soll es in die Höhe gehen. Nichts weniger als eine Bahn auf den Gipfel der Jungfrau ist geplant: auf über 4100 Meter. Alle Projekte bis auf eines scheitern: Mit Adolf Guyer-Zeller (1839–1899) kommt ein Mann ins Spiel, der die nötige

unternehmerische Potenz mitbringt. Er möchte die Linie über die Kleine Scheidegg führen, von dort durch die Eigernordwand zum Jungfrauoch, dem Verbindungsgrat zwischen Mönch und Jungfrau und dann nochmals hinauftreiben zum Gipfel. In einer Nacht skizziert der Zürcher Industrielle seinen Plan. 1894 erhält er vom Parlament die Konzession, im gleichen Jahr gründet er eine Bank (Guyer Zeller), hauptsächlich zur Finanzierung seines Bahnprojekts.

Ein erstes Teilstück kann der Unermüdliche 1898 noch selber einweihen. Der Pfarrer von Grindelwald fragt sich in seiner Bergpredigt, ob denn der Urheber dieses Werkes nicht Gott versuche – und verneint: Die Bahn diene sogar «zur Verherrlichung des Höchsten» und bringe «Tausenden und Abertausenden seiner Menschenkinder edlen Genuss und hohen Segen».

Im darauffolgenden Jahr verstirbt Adolf Guyer-Zeller. Das Projekt stockt, vor allem wegen fehlender Geldmittel. Der Plan, die Linie bis zum Gipfel zu führen, wird fallengelassen. Seit 1912 erklimmt die Zahnradbahn immerhin die Station Jungfrauoch auf 3454m und damit den höchsten Bahnhof Europas – und mit der Bahn «Tausende und Abertausende Menschenkinder».

Guyer-Zeller steht stellvertretend für den unternehmerischen Geist des 19. Jahrhunderts. Banken und Bergbahnen, Chemie und Schokolade, Patrioten und Industrielle – diese Mischung schuf eine beispiellose Wohlstandsvermehrung in der Schweiz.

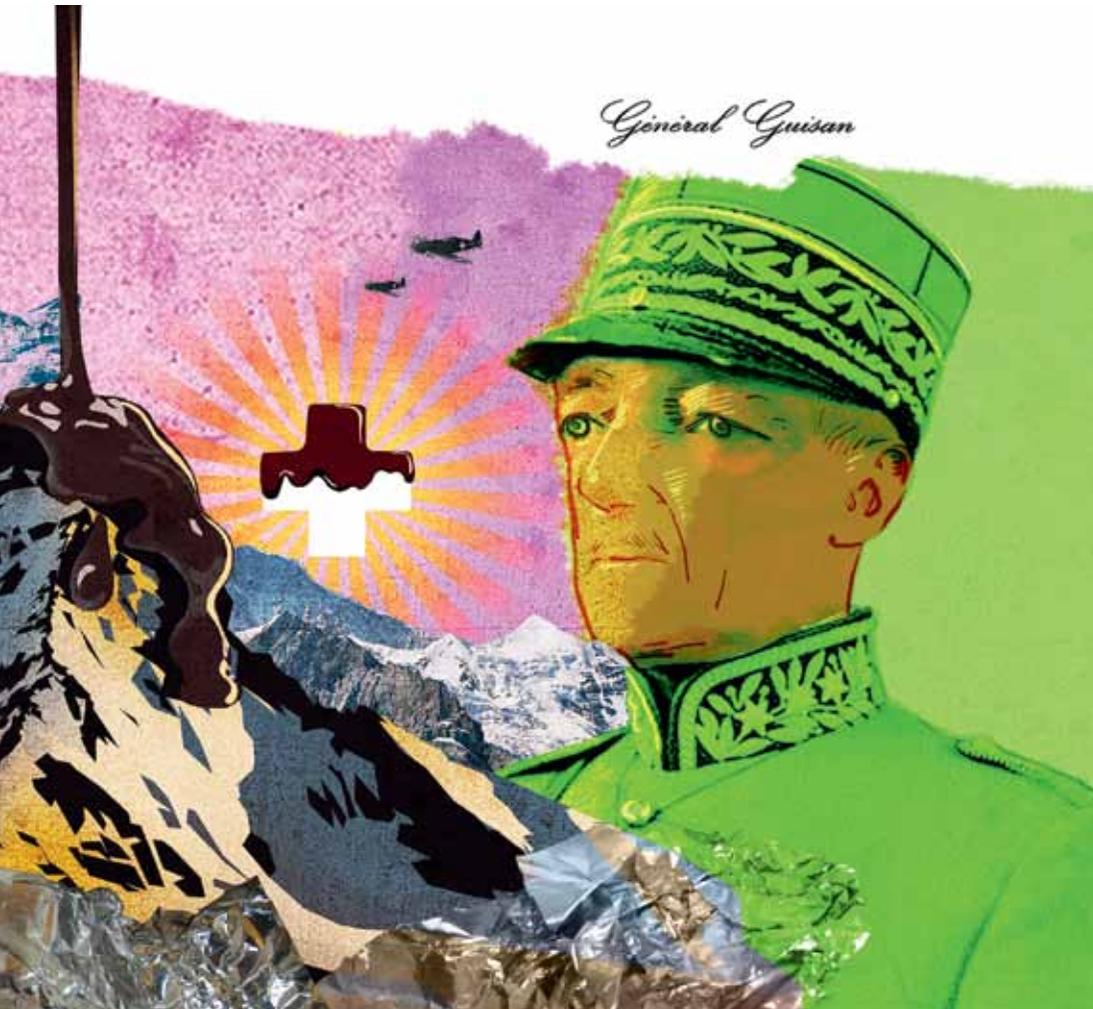
Im Alleingang besiegt

Wer jetzt noch in die EU wolle, habe nicht alle Tassen im Schrank, sagte kürzlich Verteidigungsminister Ueli Maurer. Rund achtzig Prozent der Schweizer Bevölkerung teilen nicht unbedingt die Wortwahl des Zürcher Politikers, aber seine Meinung.

Vor zwanzig Jahren sah die Sache anders aus. Wirtschaftsverbände, Bundesrat, Medien und fast alle Parteien wollten die Schweiz im Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) sehen, den der damalige Bundesrat Adolf Ogi (SVP) als «Trainingslager» für die EU bewarb. Taktisch mindestens so unklug war das Beitritts-gesuch, das die Regierung noch im Frühjahr 1992 in Brüssel platziert hatte.

Fast im Alleingang stellte sich Christoph Blocher gegen die Meinungseliten des Landes und gewann am 6. Dezember das Referendum denkbar knapp mit 50,3 Prozent der Stimmen. Inzwischen ist die Entzauberung der EU total: Der Euro lässt sich in dieser Form nicht mehr halten, die offenen Grenzen spülen Kriminelle ins Land, das Dublin-Abkommen zur Bekämpfung von Asylnomaden ist gescheitert.

Statt die Tassen nachzuzählen, hat die SP in einem Positionspapier gerade ihre Beitrittsabsichten zur EU bekräftigt. ○



Unsere Hoffnungsträger

Das künftige Wohl des Landes hängt von jungen Politik-Talenten ab, die in fünf oder zehn Jahren das Sagen haben. Die *Weltwoche* stellt einige Köpfe vor. Von Florian Schwab

Vor zehn Jahren war Martin Bäumle noch Co-Präsident der Grünen Partei im Kanton Zürich und Kantonsrat. Er tat sich durch unermüdlischen Einsatz in den Medien hervor, die NZZ verlieh ihm schon damals das Prädikat eines «profilierten Kopfes». Heute ist Bäumle in Bern angekommen, gilt bei etlichen Entscheidungen als Königsmacher und trifft mit seiner Formel «grün plus liberal» haargenau den Zeitgeist.

«Alain Bersets Amtsführung ist geradezu darauf ausgerichtet, dass er möglichst lange bleiben kann.»

Vor zehn Jahren war Daniel Jositsch noch Bezirkspräsident der SP Meilen. Doch der Strafrechtsprofessor strebte politisch nach Höherem und rief sich medial immer wieder in Erinnerung: Er soll vor Gerichtssälen den Reportern seine Stellungnahmen als Experte geradezu aufgedrängt haben. So viel Bekanntheit zahlte sich aus: 2007 wurde Jositsch auf Anhieb in den Kantonsrat gewählt, und in der Nationalratswahl 2007 überholte der Jurist sechs auf der Liste vor ihm Platzierte. Damit sicherte er sich den Sitz im Nationalrat. Heute ist Jositsch eines der wichtigsten Aushängeschilder seiner Partei und bestimmt in manchen Bereichen fast im Alleingang die Position der SP.

Die Beispiele zeigen: Wer rechtzeitig hinsieht, kann früh erkennen, welche Personen dereinst an vorderster Front mitmischen werden. Welche Vertreter der jungen Generation werden in Zukunft im Feld der Politik die besten Karten haben? Wir haben uns umgehört und stellen 20 zukunftssträchtige Personen vor (mit einer Ausnahme alle unter 45):

1 — Der Zehn-Jahres-Bundesrat Politische Beobachter sind sich einig, dass der frischgewählte SP-Bundesrat Alain Berset auch noch in zehn Jahren der Regierung angehören wird. Mit seinen vierzig Jahren ist Berset jung genug, um auch dann noch jugendlich aufzutreten. Ausserdem erodiert die SP-Wählerbasis weniger schnell als die anderer Parteien.

Auf Anhieb hat das Jungtalent in seinem Wunschdepartement, dem mächtigen EDI, Fuss gefasst. In diesem Schlüsselressort wird der Sozialdemokrat sich dafür einsetzen, dass es keinen grösseren Rückbau der Sozialversicherungen geben wird.



Setzt auf Kompromisse: Alain Berset, SP.

Um die anstehenden Aufgaben zu lösen, wird der weitherum bekannter Pragmatiker aber auch Kompromisse mit der bürgerlichen Seite eingehen müssen. So setzt er bei den umstrittenen Sozialversicherungen eher auf Kompromisse als auf den bedingungslosen Ausbau, den seine Partei fordert.

«Seine Amtsführung ist geradezu darauf ausgerichtet, dass er möglichst lange bleiben kann», sagen bürgerliche Parlamentarier. Berset bemüht sich, Brücken zu allen politischen Parteien zu schlagen.

2 — Bürgerliche Jungspunde Innerhalb und ausserhalb des Nationalrats formiert sich eine schlagkräftige Truppe von bürgerlichen Jungpolitikern aus SVP und FDP, die mit den persönlich motivierten Grabenkämpfen der Vergangenheit abgeschlossen haben. Sie sehen sich in der liberalen Tradition der Schweiz und setzen sich für «mehr Freiheit und weniger Staat» ein. Angesichts des Scheiterns sozialistischer Experimente im europäischen Ausland ist es durchaus wahrscheinlich, dass diese Bewegung an Stärke gewinnen wird.

Im Parlament besonders wahrnehmbar ist der junge SVP-Politiker Lukas Reimann, 29. Er gilt intern als Querdenker und scheut sich nicht, exotische Standpunkte einzunehmen.

So hat er die SVP-Fraktion dazu gebracht, seine parlamentarische Initiative zur Ergänzung der offiziellen Schweizer Währung mit einer Zweitwährung namens «Goldfranken» zu unterstützen.

In der SVP werden auch dem 2011 frischgewählten Zuger Nationalrat Thomas Aeschi, 33, gute Aufstiegschancen prophezeit. Der Ökonom mit HSG-Abschluss und beeindruckender privatwirtschaftlicher Erfahrung ist ein strammer Verfechter eines schlanken Staates.

Zu den Politikern ohne Berührungängste innerhalb des bürgerlichen Lagers gehört auch Nationalrat Christian Wasserfallen (FDP). Der umgängliche Berner mit profiliert wirtschaftsfreundlicher Haltung hat in der FDP hohe Sympathiewerte und Aufstiegschancen.



Denkt auch mal quer: Lukas Reimann, SVP.

Überhaupt formiert sich bei den Deutschschweizer Jungfreisinnigen eine einflussreiche Strömung, die für einen klaren bürgerlichen Kurs eintritt, sehr zum Missfallen der welschen Jeunes radicaux. Der Kurswechsel wurde von der Thurgauerin Brenda Mäder, 26, eingeleitet, die im letzten Jahr das Präsidium der Jungpartei an eine Doppelspitze abgab, bestehend aus dem ebenfalls klar bürgerlichen Luzerner Maurus Zeier und dem sozialliberal angehauchten Strahlemann Philippe Nantermod, 28, aus der Welschschweiz.

Für den Kurswechsel steht Alain Schreiner, 28, der aktuelle Präsident der Jungfreisinnigen Zürich. Gegen die Mutterpartei unterstützen seine Zürcher Jungfreisinnigen das Referendum gegen das Steuerabkommen mit Deutschland. Schreiner selbst mischte die letzte Delegiertenversammlung der Zürcher FDP auf und brüskierte das Präsidium mit einer

Blockade der Diskussion um ein Strategiepapier. «Wir können und wollen die strategischen Entscheidungen der FDP nur mittragen, wenn wir direkt im Vorstand in die Entschlussfassung eingebunden werden», liess sich der unerschrockene Jungpolitiker zitieren.

Ein freisinniger Geheimtipp auf kantonaler Ebene ist der Schaffhauser Grossrat Florian Hotz, 33. «Der hat das Zeug zum Regierungsrat», sagt ein Parteikollege. Dem Vernehmen nach sollte er bereits bei der kommenden Wahl auf den aussichtsreichen FDP-Schild gehoben werden, gab dann aber vorläufig seinem Beruf in der Privatwirtschaft den Vorzug. Indes ist man sich in Schaffhausen sicher, dass Hotz, ein Mann von glasklaren bürgerlichen Überzeugungen, in zehn Jahren den Kanton in Bern vertreten wird.

3 — CVP anhaltend links «Sofern es in zehn Jahren die CVP noch gibt, wird Dani Fässler dann obenauf schwimmen», zeigt sich ein Berner Insider überzeugt. Mit gut fünfzig Lenzen ist der erst 2011 gewählte Innerrhoder CVP-Nationalrat zwar nicht mehr ganz jung, hat sich in der Fraktion aber in Windeseile ein scharfes Profil als kompetenter, überzeugender und



Mediale Präsenz: Ursula Wyss, SP.

mit allen Wassern gewaschener Politiker erarbeitet. Eine seiner Stützen könnte der junge Graubündner CVP-Nationalrat Martin Candinas, 31, werden, auch er eher ein Freund staatlicher Planung und Eingriffe.

Im aktuellen Flügelkampf zwischen dem linken und dem rechten CVP-Flügel ist Fässler der Trumpf des linken Flügels, während auf der konservativen Seite kaum ein Kronprinz

für die bisherige Identifikationsfigur der rechteren CVler, den Zuger Nationalrat Gerhard Pfister, auszumachen ist.

4 — Die Zukunft des Sozialismus Auf der linken Seite des politischen Spektrums ist wohl klar: Die medial sehr präsente Berner Nationalrätin Ursula Wyss, 39, wird das Erbe des Stadtberner SP-Fürsten Alexander Tschäppät antreten, wenn dieser dereinst in den Ruhestand geht.

Auf nationaler Ebene ist hingegen weiterhin mit der jungen Nationalrätin Evi Allemann, 34, zu rechnen. Auch der Aargauer Kollege Cédric Wermuth, 26, legt alles darauf an, möglichst lange in Bern zu bleiben und seinen Aufstieg in der Parteihierarchie fortzusetzen.

Ein weniger langer Atem wird offenbar Bastien Girod, 31, zugeschrieben, dem jungen Aushängeschild der Grünen. «Er hat ein unberechenbares und sprunghaftes Naturell und könnte irgendwann einfach alles hinschmeissen», heisst es in Bundesbern.

5 — Spindoktoren und Denker Die politische Zukunft entwickelt sich nicht im luftleeren Raum, sondern ist eng an den jeweiligen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Kontext gebunden. So üben Vordenker aus dem Bereich privater Denkfabriken (Think-Tanks), aber auch aus dem weitläufigen Feld der politischen Beratung (Public Affairs) einen gewissen Einfluss aus.

Bei den privaten Think-Tanks hat sich Avenir-Suisse-Mann Urs Meister einen Ruf als kompetenter und kreativer Kopf erworben. Bislang kennt man ihn vor allem in den Branchen Energie und Telekommunikation, deren



Kompetent, kreativ: Urs Meister, Avenir Suisse.

Untersuchung er sich beruflich vor allem widmet. Sein hohes intellektuelles Potenzial, seine privatwirtschaftliche Erfahrung und sein gutes Auftreten scheinen ihn aber zu Höherem zu berufen, oder, wie ein hochrangiger Vertreter des Think-Tanks sagt: «Er hat das Zeug dazu, noch bekannter zu werden.» Insbesondere weil das Themenfeld Energie gesetzt ist für die nächsten zehn Jahre.

Davon profitiert auch Nick Beglinger, 42. Der Gründer und Präsident des Wirtschaftsverbands Swissecleantech hat als Erster den international vorgegebenen Trend zu «sauberer» Wirtschaft erkannt. Er hat ein gewinnendes Wesen und baut seinen Verband mit viel Geschick und unermüdlichem Fleiss zum Sprachrohr der «grünen Wirtschaft» aus.

Wirtschaftsvertreter Beglinger liefert genau das, was in die aktuelle energiepolitische Stra-

Nick Beglinger hat als Erster den internationalen Trend zu sauberer Wirtschaft erkannt.

tegie des Bundesrats passt. Im Bundesamt für Umwelt öffnet ihm dies sämtliche Türen. Sofern der Bundesrat weiter auf den Pfaden seiner eingeschlagenen Energiestrategie wandeln kann, wird Beglinger obenaufschwingen.

Was die Wirtschaftsforschung betrifft, so wird mit Jean-Robert Tyran, 45, zu rechnen sein. Der in Zürich geborene Ökonom hat sich bereits in jungen Jahren an den Universitäten Zürich und St. Gallen einen Namen als Vertreter der Behavioural Economics gemacht, welche das menschliche Verhalten ökonomisch erklären und zum Beispiel verfeinerte Erklärungen für das Geschehen an den Finanzmärkten liefern. In diesem zukunftsträchtigen Forschungszweig lehrt er heute an den Universitäten Wien und Kopenhagen als ordentlicher Professor. Seine Brücken in die Schweiz hat Tyran deswegen allerdings nicht abgebrochen. Sollte sich eine Schweizer Universität erfolgreich um den jungen Wissenschaftler bemühen, dann wird seine Stimme auch in der Diskussion um langfristige wirtschaftspolitische Fragen zu hören sein.

Eher im Hintergrund wirken hingegen die Politikberater. Sie werden von Interessengruppen angeheuert, um diesem oder jenem politischen Anliegen Nachdruck zu verleihen. Hört man sich in der Politik und unter Verbänden um, so werden in der PR-Branche vier besonders zukunftsträchtige Namen genannt: Reto Sidler vom Branchen-Leader Farner PR, Adrian Bühler von der Kommunikationsberatung Dr. Schenker in Bern, die Gebrüder Raoul und Fidel Stöhlker von der gleichnamigen Zollikoner Kommunikationsberatung und Dominik Feusi von der Dynamics Group. Auch ihre Tätigkeit wird die Zukunft der Schweiz gestalten. ○

Der Uhrenkönig der Bahnhofstrasse

René Beyer verkauft die berühmtesten Uhren der Welt. Der Unternehmer zeigt, wie in seinem Traditionsgeschäft an bester Lage die Fäden von Patek Philippe, Rolex, IWC oder Breguet zusammenlaufen. «Ich denke als Familienunternehmer», sagt der gelernte Uhrmacher. *Von René Lüchinger und Sally Montana (Bild)*



«Wir sind immer Händler gewesen»: Geschäftsmann Beyer in seiner Uhrmacherei in Zürich.

Erkennt sie alle, die Uhrenbarone der Schweiz. René Beyer ist so etwas wie ein wandelnder Geschichtenerzähler der Schweizer Uhrenindustrie, und das ist wohl auch kein Wunder: Er hat kraft seiner eigenen Familiengeschichte den historischen Überblick bis in die unmittelbare Gegenwart hinein. Und es gibt bei ihm ein ausgeprägtes Erzähltalent, welches nie zu erlahmen scheint. Eine sonore Stimme und eine Mimik, wobei die Hände immer mit den Worten mittanzen. Ein quirliges Temperament, welches den guten Verkäufer ausmacht. Dieser Mann könnte alles an den Mann bringen.

Doch das familiäre Schicksal machte aus René Beyer einen Uhrmacher und dann den Chef des ältesten Uhrengeschäftes der Schweiz, mit 52 Angestellten, domiziliert an der Zürcher Bahnhofstrasse 31, und schon das, was sich an dieser Adresse zusammengefunden hat, ist wohl weltweit einmalig. Ums Eck zur Bären-gasse hin die Beyer Uhren & Juwelen, das Traditions-geschäft, in dem dreizehn Uhrenmar-ken von B wie Breguet über I wie IWC und P wie Patek Philippe bis R wie Rolex feilgeboten werden. Das Beste, was die Schweizer Uhrma-cherkunst über die Jahrhunderte hervorge-bracht hat, ist hier vereint. «Unser preis-wertester Zeitmesser ist für 350 Franken zu haben», meint der Herr des Hauses, und ver-schmitzt schiebt er nach, «nach oben ist die Skala offen. Das kann bis fünfhunderttausend Franken gehen oder gar bis zu einer Million.»

Uhren und Gewürze

Direkt neben Beyer, ohne direkte Verbindung freilich, befindet sich eine edle Beyer-Patek-Philippe-Boutique. «Das einzige händler-geführte Geschäft dieser Art im Land», sagt Beyer, und wieder huscht dieses verschmitzte Lächeln über sein Gesicht. Das kommt nicht von ungefähr. Dass ein Hersteller einer Luxus-marke wie Patek Philippe einen Exklusiv-Store an einer exklusiven Lage einem Distribu-tor zur Führung übergibt, lässt zwei Schlüsse zu: René Beyer muss über beste Beziehungen zur Besitzerfamilie der Genfer Uhrenmanu-faktur verfügen und – ganz wichtig – auch selber ein für den Hersteller bedeutender Ab-nehmer von dessen edlen Erzeugnissen sein.

Noch eine Türe weiter an dieser für Uhren-liebhaber so bemerkenswerten Adresse Bahn-hofstrasse 31 befindet sich die Uhrenboutique von Breguet, einer weiteren, 1775 gegründeten Schweizer Uhrenmanufaktur. Dieses Gebäude an Zürichs nobler Flaniermeile beherbergt al-les, was unter den Uhrmarken dieses Landes globale Ausstrahlung besitzt. Und dies hat eben viel mit René Beyer und der Familie zu tun, in die dieser passionierte Uhrensammler hineingeboren worden ist.

Der Weg der Beyers an die Bahnhofstrasse ist eine lange Geschichte. Die Familie stammt ur-sprünglich aus dem deutschen Donauesching-en; ein erster Uhrmacher dieses Namens wur-

de im Jahre 1760 urkundlich erwähnt – zu einer Zeit also, als noch keine der Schweizer Ikonen der Uhrmacherkunst existierte, die heute bei Beyer Uhren & Juwelen in den Aus-lagen zu sehen sind.

Es waren voluminöse Uhrwerke, die damals aus Eisen oder Holz gefertigt und von dem ersten Beyer vertrieben wurden. «Wir sind im-mer Händler gewesen», meint René Beyer, Exponent der achten Generation der Uhren-händler-Dynastie Beyer. Die dritte Generation siedelte der Liebe wegen in die Schweiz über, eröffnete 1830 in Feuerthalen im Kanton Zü-richt eine «Uhrenmacherei», und da dies für den Lebensunterhalt nicht ausreichte, boten die Beyers auf den Märkten der Umgebung als Händler auch Spezereien, also Gewürze, feil. Die vierte Generation verlagerte das Geschäft nach Zürich und installierte sich im Jahre 1860 zwischen Niederdorfstrasse und Limmatquai – eine damals perfekte Lage. Als sich das Geschäftsleben am Quai konzentrierte, trans-ferierte dieser Beyer das Schaufenster einfach auf die andere Seite des Hauses.

Wieder einige Jahre später zog es die fünfte Generation zu einer Bank: An der Bahnhof-strasse 25, im Belle-Epoque-Prachtbau «Palais de Crédit Suisse», eröffneten die Beyers im Jahre 1877 ihr Geschäft. Es war eine Frau, die diese Weitsicht an den Tag legte: Da ihr Mann früh verstarb und ihr ältester Sohn noch ein Teenager war, leitete in diesen Jahren Karoline Beyer geborene Danioth das Geschäft und stand den Männern aus der Beyer-Dynastie in nichts nach – auch sie war gelernte Uhrmache-rin. Als die damalige Schweizerische Kreditan-stalt (SKA) im Jahre 1927 den Mietvertrag der Beyers am Paradeplatz kündigte, fanden die Uhrenhändler Ersatz im gerade neu erstellten

Das Beste, was die Schweizer Uhrmacherkunst hervorgebracht hat, ist hier vereint.

Orell-Füssli-Hof an der Bahnhofstrasse 31. Dort sind sie noch heute, und es ist vielleicht kein Zufall, dass dieses Gebäude auch der Credit Suisse gehört.

Uhrenbarone mögen im Laufe der Geschichte kommen und gehen. Was bleibt, sind, als Aus-nahme, die Beyers – und die Marken. Patek Phi-lippe etwa. Bei dieser Marke kommt René Beyer ins Schwärmen. «Der Rolls-Royce unter den Uhren», meint er, «eine der ältesten noch exis-tierenden Uhrenmanufakturen überhaupt.» Gegründet im Jahre 1839 von einem polnischen Adligen namens Antonie Norbert Graf de Patek, einem Patron der Gründerzeit, wie er im Buche steht. Ein stattlicher Mann war das, mit mächt-igem Backenbart und klarem Blick, Erfinder der Aufzugskrone für die Armbanduhr.

Seit wann die Beyers Patek-Philippe-Uhren verkaufen, weiss René Beyer nicht mehr. Klar

ist nur, dass diese Verbindung bis weit zurück ins 19. Jahrhundert hineinreichen muss. Die Uhren der Frühzeit wurden jedenfalls noch per Postkutsche ausgeliefert, und überliefert ist auch, dass die erste Frau an der Spitze der Familienfirma Beyer gegen Ende des vorver-gangenen Jahrhunderts ihren Sohn und späte-ren Nachfolger als Volontär zu Patek Philippe nach Genf geschickt hatte.

Überliefert ist auch, dass die Uhrenmanufak-tur den Beyers zur Seite stand, als während der Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre bei den Beyers die traditionelle deutsche Kundschaft plötzlich ausblieb, die Fremdwährungen in den Keller rasselten und die Geschäfte – aller-dings nicht nur bei ihnen – schlecht liefen. Heute ist Beyer an der Bahnhofstrasse, erwähnt der Exponent der achten Generation ganz nebenbei, das Einzelgeschäft mit dem höchsten Absatz von Patek-Philippe-Uhren weltweit.

Verbindung unter Geistesverwandten

Die Bande zwischen Patek Philippe und den Beyers sind also von jeher intensiv. Das änderte sich auch nicht, als im Jahre 1932 die Genfer Zifferblattfabrikanten Charles und Jean Stern den Nachfahren der Gründungsaktionäre die Uhrenmanufaktur abkaufte. Heute wird sie von der Stern-Familie in dritter Generation weitergeführt.

René Beyer erinnert sich, wie schon sein Va-ter, Theodor Beyer, mit Henri Stern verkehrte, Letzterer war eine imposante Figur, ein Patron alter Schule, der für Patek Philippe einst den amerikanischen Markt aufgerollt und daheim in der Fabrik «die Industrialisierung in der Produktion nur so weit wie sinnvoll und nö-tig» vorangetrieben hatte. Der Langzeitpräsi-dent von Patek Philippe verstarb im Jahre 2002 91-jährig. René Beyer erinnert sich auch an ein Foto, welches anlässlich eines Zusammentref-fens beider Familien geschossen wurde. Dar-auf sind drei Generationen Sterns im Smoking zu sehen – eine Rarität.

All das zeigt familiäre Verbundenheit, die weit über das Geschäftliche hinausgeht und schliesslich generationenübergreifend Früch-te trägt. Schon Henri Stern und René Beyers Vater hatten den Wunsch gehegt, in Zürich eine gemeinsame Patek-Philippe-Boutique zu eröffnen, und als nach 2010 eine Lokalität direkt neben dem Beyer-Geschäft an der Bahnhofstrasse 31 frei wurde, realisierte die heute amtierende Generation beider Unter-nehmen – Thierry Stern und René Beyer – die-sen langgehegten Traum. Es ist eine Verbin-dung unter Geistesverwandten. «Wir denken beide qualitätsbewusst, langfristig und als Familienunternehmer», sagt René Beyer. Im Falle der Uhrenmanufaktur ist das der Hu-mus, auf dem der Mythos der Marke Patek Philippe immer weiter gedeiht. Bloss rund 48 000 Uhren produzieren die Genfer pro Jahr, die nur über privilegierte Händler – 16 in der



Die Beziehung lebt weiter: Swatch-CEO Hayek.

Schweiz und 460 weltweit – vertrieben werden, und René Beyer ist vielleicht derjenige, welcher der Uhrmacherfamilie aus der Romandie am nächsten steht.

Bei Federer in Wimbledon

So ist das vielleicht auch mit den Menschen, die hinter einer zweiten Ikone der Schweizer Uhrmacherkunst stehen – der Marke Rolex. Im Vergleich mit Patek Philippe ein «Tanker» der Branche: Geschätzte 700 000 Luxus-Chronometer produzieren die Genfer pro Jahr, mehr, als «Patek Philippe seit der Geburtsstunde 1839 gefertigt hat», notierte einst die *Bilanz*. Der Umgang zwischen Beyer und Rolex ist ähnlich historisch gewachsen. Man half sich während der Weltwirtschaftskrise. Als Rolex, Wimbledon-Sponsor seit 1978, zum diesjährigen Final nach London lud, war René Beyer als einziger Schweizer Vertragspartner geladen und wurde Zeuge des historischen Sieges des Rolex-Botschafters Roger Federer.

Und in seinem Geschäft erweist er der Marke seine persönliche Reverenz: Unübersehbar hängt als Blickfang die fünfzackige Rolex-Krone mitten im Laden. Königlich die Marke, markenbewusst der Händler. «Rolex ist die mit Abstand bedeutendste einzelne Uhrenmarke der Welt», sagt René Beyer. Seine bei aller Erzählfreude durchaus auch vorhandene Diskretion im Geschäftlichen erlaubt es ihm nicht, einen Satz anzufügen, der vielleicht auf der Hand läge: Beyer Uhren & Juwelen ist mit einiger Sicherheit als Einzelhändler einer der bedeutendsten Abnehmer von Rolex-Uhren weltweit. Immerhin kommt Beyer ein anderer bemerkenswerter Satz über die Lippen: «Wer in der Schweiz die Rolex im Sortiment haben darf, hat ein Stück weit ausgesorgt», meint er, «keine an-



Aus dem Herzen der Firma: Rolex-Chef Marini.

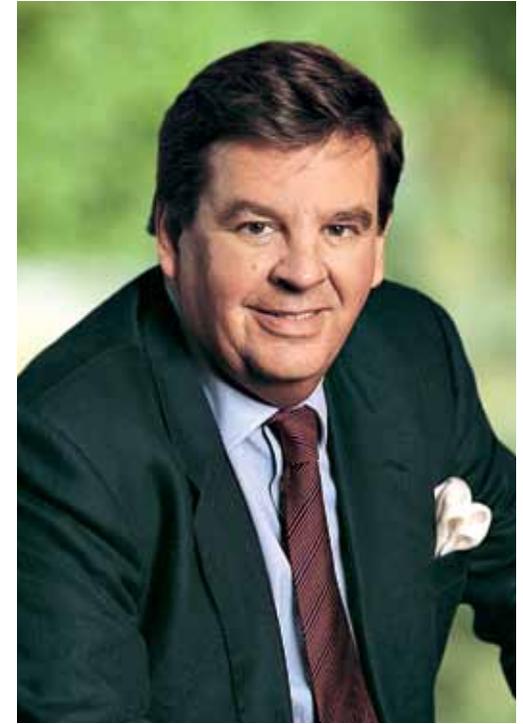
dere Einzelmarke erreicht einen vergleichbaren Umsatz.» Allerdings will dieses Privileg verdient und immer wieder unter Beweis gestellt sein. Rolex ist bekannt dafür, dass sie handverlesenen Händlern den Zuschlag erteilt, und wer meint, er könne mit Dumpingpreisen Umsatz machen oder mit zweitklassigem Service Kosten sparen, ist dieses Privileg schnell wieder los.

Auch die Beziehung zwischen Rolex und Beyer ist auf Tradition gebaut. Schon mit dem Rolex-Gründer Hans Wilsdorf unterhielten die Beyers einen regen Briefverkehr, ein Schatz,

«Wer in der Schweiz die Rolex im Sortiment haben darf, hat ein Stück weit ausgesorgt.»

der noch heute in Archiven von Beyer Uhren & Juwelen lagert. Diese handschriftliche Korrespondenz zeugt davon, dass auch hier Persönlich-Familiäres zusammenfliesst und Wilsdorf an seine Uhren wie auch an seine Händler höchste Qualitätsansprüche stellte.

Der Mann, der aus dem Bayrischen kam, tauchte um die Jahrhundertwende in La Chaux-de-Fonds, im industriellen Zentrum des Juras, auf und fand dort einen Job als Uhrenexporteur. Im Jahr 1905 gründete er seine eigene Firma. Geschäftszweck: der Vertrieb von Uhren en gros. Daraus wird Rolex, die für Meilensteine der Uhrmacherkunst steht. 1905: erste Armbanduhr. 1910: erste Chronometer-Armbanduhr. 1926: die wasserdichte Uhr. 1931: die automatische Uhr. 1945: die Armbanduhr mit Kalender. All das steht noch heute auf einer dezenten Plakette in der «Wilsdorf Hall», im Empfangsraum von Rolex in Genf; daneben, ähnlich dezent, das Konterfei des Gründers. «Rolex ist der Konkurrenz



«Buffett Südafrikas»: Richemont-CEO Rupert.

in der Uhrentechnologie immer fünf bis zehn Jahre voraus», sagt René Beyer, und das hat wohl auch mit der Weitsicht des Gründers zu tun.

«Rolex bleibt Rolex»

Es existiert keine Wilsdorf-Dynastie – Hans Wilsdorf starb im Jahre 1960 kinderlos. Es existieren keine Aktionäre bei Rolex, die sich an Marke und Produkt bereichern könnten. Und es gibt auch keine Chancen für *raiders*, die es gelüsten könnte, die Hand auf die Firma zu legen. Rolex, so war es der Wille des Hans Wilsdorf, ist eine Stiftung, die sich ausschliesslich der Herstellung qualitativ hochwertiger Uhren zu widmen hat. «Das macht die Firma einzigartig und unheimlich stark», urteilt René Beyer, «das Geld, das verdient wird, fliesst wieder in die Uhrenproduktion zurück.»

Er hat noch Erinnerungen an den Rolex-Chef Nummer zwei, André Heiniger, welcher unter dem Gründer als technischer Direktor geamtet hatte und von diesem persönlich als Nachfolger auserkoren worden war. Er übernahm die Leitung von Rolex im Jahre 1963 – René Beyers Geburtsjahr – und amtierte bis 1992. «Er hat nie die Öffentlichkeit gesucht, sondern am Produkt gearbeitet», meint Beyer, «und Rolex zu einem Global Brand gemacht.»

Und während in der globalen Uhrenbranche die Konkurrenten in die Quarztechnologie einstiegen oder körbewise Uhrenmarken aufkauften und Rolex von sogenannten Branchenkennern wegen seiner Untätigkeit vorgeworfen wurde, die Zukunft zu verschlafen, blieb Rolex einfach Rolex. René Beyer erinnert sich an einen Ausspruch seines Vaters zu diesem Thema. «Die Wölfe heulen, die Karawane zieht weiter, und Rolex bleibt, was sie ist.» Vor einem Jahr hat die Wilsdorf-Stiftung einen neuen Chef



Langgehegter Traum: Patek-Philippe-Chief Stern.

für Rolex ernannt – den erst fünften in der Geschichte. Gian Riccardo Marini heisst er, ist völlig unbekannt auf dem internationalen Jetset-Parkett, aber ein Mann aus dem Herzen der Firma, ehemals Leiter von Rolex Italia. «Wieder einer, der den Stil von Heiniger pflegt», meint Beyer. Im Sport würde man sagen: «Never change a winning team.»

Der Amerikaner mit dem blumigen Namen

Ganz anders war das in der Geschichte der International Watch Company, kurz IWC, aus Schaffhausen. Da gab es einen amerikanischen Uhrmacher und Ingenieur mit dem blumigen Namen Florentine Ariosto Jones, der sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Kopf gesetzt hatte, in der Schweiz hochwertige Uhren für den amerikanischen Markt zu fertigen, weil hierzulande die Uhrmacher zahlreich und die Löhne bescheiden waren. Doch der Amerikaner konnte offenbar nicht so gut mit Geld umgehen: Die Produktion und der Maschinenpark verschlangen so viel Geld, dass die Gründung im Jahre 1868 zwar gelang, der Gründer mit dem schönen Namen aber wieder in seine Heimat zurückflog. Ein paar Amerikaner an der Spitze der Firma produzierten zwar Uhren, aber eben auch rote Zahlen, und erst als örtliche Industrielle die Geschicke in die Hand nahmen, ging es langsam aufwärts mit IWC.

Der Welt schenkte die Manufaktur Uhrenkollektionen wie die «Grande Complication», die «Da Vinci» oder die «Portugieser», technisch orientierte Zeitmesser vornehmlich für den Mann. «Der Inbegriff der lokalpatriotischen Deutschschweizer Marke», sagt René Beyer, die im Sortiment seiner Firma trotz gelegentlichen wirtschaftlichen Schwierigkeiten seit 1888 zu haben sind. Seit dem Jahr 2000 ge-

hört die Marke IWC zum Richemont-Konzern des Johann Rupert, der, so schrieb die *Bilanz* einmal, «als Warren Buffett Südafrikas gilt».

Solche Vergleiche lösen bei René Beyer ein befreiendes Lachen aus. Beurteilen kann er das nicht, denn Johann Rupert kennt selbst ein René Beyer nicht persönlich. Denkt er an IWC, kommt dem Händler aus der Bahnhofstrasse ohnehin ein ganz anderer in den Sinn. Einer, der ausserhalb der Szene kaum bekannt ist, innerhalb aber als «einer der ganz Grossen» gilt, wie René Beyer sagt, und er versucht gar nicht erst, die Bewunderung in seiner Stimme künstlich zu dämpfen. Günter Blümlein, so sein Name, der Anfang der neunziger Jahre als Chef bei der IWC antrat und die damals angeschlagene Uhrenmarke kompromisslos zu ihrem Kern als technisch-ingenieursgetriebener Brand zurückführte. «Die Renaissance dieser Marke ist in hohem Masse das Verdienst von Günter Blümlein», schrieb die *NZZ* im Nachruf auf den im Jahre 2001 Verstorbenen. «Wo wäre die IWC heute ohne das Wirken dieses Mannes?», heisst es gar auf der offiziellen Homepage der Schaffhauser Uhrenmanufaktur.

Unbestritten ist wohl auch, dass dieser Mann damit eine Brücke gebaut hat, dass IWC mit der Finanzkraft des Richemont-Konzerns im Rücken unter dem heutigen Chef Georges Kern eine forcierte und erfolgreiche Internationalisierungsstrategie fahren kann. Wurden früher schätzungsweise drei Viertel der Produktion in Deutschland, Österreich und der Schweiz verkauft und der Rest eben im Rest der Welt, dürfte heute bei den 80 000 produzierten Uhren das Verhältnis nahezu umgekehrt sein. Das freut den Händler. «Eine komplett neue Marke», meint René Beyer, während er erzählend auf dem Gehsteig vor seinem Geschäft steht und auf die IWC-Uhren in der Auslage zeigt.

Für ihn ist deshalb dieser Günter Blümlein – dem auch mit Jaeger-LeCoultre und Lange & Söhne ein ähnliches Meisterstück gelungen war – auf «Augenhöhe mit einem Nicolas G. Hayek», gemeinhin bekannt als der Retter der Schweizer Uhrenindustrie. Mit diesem verband René Beyer eine ganz besondere Debatte. Hayek, erinnert sich der Händler, habe in ihren häufigen Diskussionen rund um Uhren, Marken und Werke stets als Industrieller argumentiert. Die Uhrenherstellung als Industrieprozess, der durch die Erfindung der Swatch gewissermassen zum Kult, der Zeitmesser zum Kultobjekt erhoben worden sei.

René Beyer, der Uhren-Ästhet, hat immer dagegehalten. Es gebe neben dem Industrieprozess der Uhrenherstellung eben noch etwas anderes, das sich Haute Horlogerie nennt – die Kunst der «hohen Uhrmacherei». Und so haben sich Hayek, der Ältere, und Beyer, der Jüngere, offenbar jahrelang freundschaftlich-fachmännisch aneinander gerieben, bis Nicolas Hayek im Jahre 1999 anrief, um René Beyer persönlich mitzuteilen, er habe die Uhrenmarke Breguet gekauft.

Das ist in der Tat Haute Horlogerie, wenn auch damals, Ende der neunziger Jahre, die Patina der Leblosigkeit über der Marke lag. Das Alter des Brands war für einen Uhrenhersteller biblisch hoch, fast so alt wie die Firmenchronik der Beyers – 1775 war Breguet gegründet worden. Der Gründer, ein Uhrmacher namens Abraham Louis Breguet, ist längst vergessen. Die Marke gehörte im Laufe der Zeit Juwelieren oder ausländischen Finanzgesellschaften, bis sie Nicolas G. Hayek kurz vor der Jahrtausendwende eben für einen Schnäppchenpreis kaufen konnte. René Beyer hat das gefreut. Mehr noch: Vielleicht ist er ja der Vater des Gedankens gewesen. «Ich bin schuld, dass Hayek Breguet gekauft hat», sagt René Beyer und lacht schallend. Es ist wieder einmal nicht ganz klar, ob dieser im Redefluss der Erzählungen formulierte Satz so richtig ernst gemeint ist. Aber das ist auch nicht so wichtig. Eine schöne Geschichte ist es allemal.

Und dass im gleichen Gebäude an der Bahnhofstrasse 31 seit Dezember 2010 eine Breguet-Boutique eröffnet wurde, ist im Lichte dieser Story konsequent. Nicolas G. Hayek hat die Eröffnung freilich nicht mehr erlebt – er verstarb wenige Monate zuvor. Es entspricht dem Lauf der Zeit, dass die Beziehung zwischen den Familien Hayek und Beyer nun über den Sohn und heutigen Swatch-Chef Nick Hayek weiterlebt. ○

Schweizerzeit

Das Wort zur Woche:

Asyl-Chaos

Wir brauchen nicht mehr Platz für Asylanten.

Wir brauchen die Umsetzung der Ausschaffungsinitiative.

«Schweizerzeit» – damit das gesagt wird, was nicht ungesagt bleiben darf.

Gratis-Probenummern:
«Schweizerzeit»

Postfach 23, 8416 Flaach

Tel. 052-301 31 00

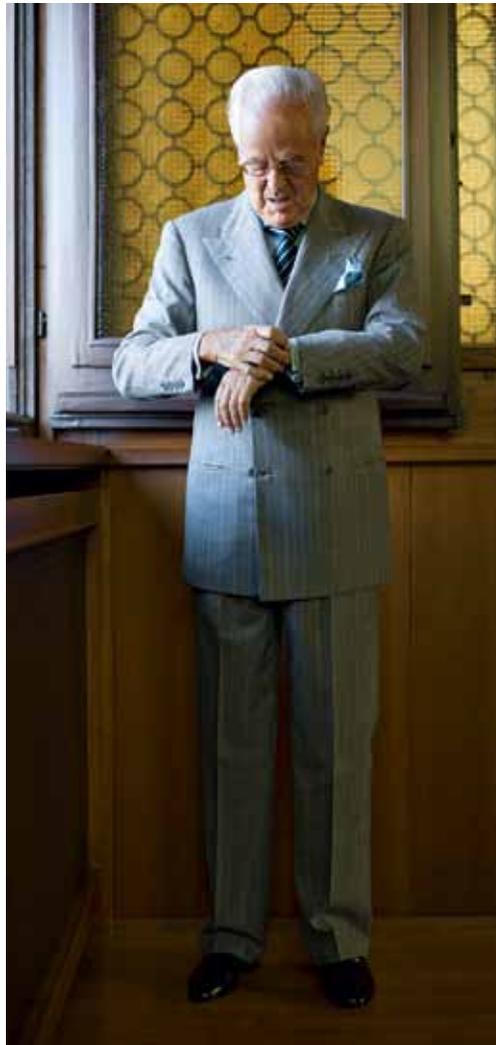
Fax 052-301 31 03

abonnement@schweizerzeit.ch

www.schweizerzeit.ch



«Zufall und Irrtum»: Unternehmer Model.



Vermeintliche Sicherheit: Financier Tettamanti.



Alte Grundwerte: Bankier Hummler.

Die Subversiven

Sie beklagen den Zerfall der liberalen Schweiz, sezieren die Schwächen des Sozialstaats und hoffen auf eine Renaissance von Freiheit und Eigenverantwortung: Moderne Rebellen wie Konrad Hummler, Tito Tettamanti und Daniel Model kämpfen auf ihre eigene Weise für das Land. *Von Florian Schwab*

«Sie und ich, wir leben nicht mehr im gleichen Staat!» Die Worte, welche der Weinfelder Unternehmer Daniel Model vor sechs Jahren bei einer Versammlung von Thurgauer Gemeindepräsidenten an den verduztzten Regierungsrat Jakob Stark (SVP) richtete, verfehlten ihre Wirkung nicht. Fortan galt Model als Gründer seines eigenen Staates. Darauf gab ein Ding das andere: Nach dem Ereignis vollzog Model die feierliche Staatsgründung und nannte das Gebilde Avalon. Von einem Schiff in den ausserstaatlichen Gewässern des Bodensees aus liess er Lichter in die Höhe steigen, die am Festland niedergingen.

Ein solches Licht, so wollen es Anwohner gesehen haben, fiel in Müllheim zu Boden, einem beschaulichen Thurgauer Dorf. Hier baute Model in den letzten drei Jahren sein Kulturzentrum Modelhof auf – als Projektionsfläche für Avalon und als Ort, wo mindestens die Gedanken frei sind.

Jetzt sitzt er im Ledersofa seines Büros im Modelhof: ein gut fünfzigjähriger, drahtig-sportlicher Herr. Model ist ein erfolgreicher Familienunternehmer (in vierter Generation), Mitgründer und langjähriger Präsident des Arbeitgeberverbandes Mittelthurgau.

Vor allem aber ist er eine der subversivsten Persönlichkeiten der Schweiz: Er hinterfragt radikal den gemütlichen politischen Konsens und setzt seine Überzeugungen in die Tat um. Als Stiftungsrat des Liberalen Instituts in Zürich ist er mit Robert Nef verbunden, einem konsequenten Denker des Schweizer Liberalismus in den letzten Jahrzehnten.

Der Erschaffer des Modelhofs führt durch den sakral anmutenden Bau, in dessen Innerem ein grosser Veranstaltungssaal mit Bühne, eine Bibliothek, ein Festsaal, Schulungsräume und Übernachtungsmöglichkeiten für Künstler untergebracht sind. Im Zimmer der Akade-

mie, mit Blick auf eine benachbarte Bildhauerschule, wird über die «Erschaffung des Staates der Zukunft» nachgedacht.

Genauere Pläne über die Funktionsweise seiner Denkfabrik hat er noch nicht: «Pläne lehne ich eher ab, weil damit versucht wird, Zufall und Irrtum zu ersetzen.» Er ist sicher, dass kreative Denker, Freiheitsfreunde und Künstler von allein den Weg nach Müllheim finden werden.

«Der Staat baut auf Misstrauen auf»

Models subversiven Aktivitäten ging ein Erweckungsgedanke voraus: «Plötzlich wurde mir bewusst, dass der ganze Staat auf Misstrauen aufbaut» – Zwang bei den Steuern und Abgaben, die zunehmende Regelungsdichte in allen Bereichen, der Sozialstaat als «System von unfreiwilligen Abgaben, das mit echter menschlicher Solidarität nichts zu tun hat».

Model weiss, dass er sich mit dem Modelhof nicht einfach der Obrigkeit der Gemeinde Müllheim entziehen kann, die seit je in den Kanton Thurgau und den Schweizer Bundesstaat eingeflochten ist. Darum geht es ihm aber auch nicht in erster Linie, denn «das Geistige kommt vor dem Materiellen».

Was nicht heissen soll, dass keine Auseinandersetzungen zwischen Avalon und Müllheim zu erwarten sind. Der Staatsgründer von Avalon ist bereit, mit dem umgebenden Staat, den er Regime nennt, Sträusse auszufechten. Er hat bereits aus einigen Tonnen Silber Avalon-Münzen geprägt, denn er schliesst einen Kollaps des Währungssystems nicht aus.

Model fordert die staatlichen Autoritäten heraus, will dadurch auch die «Lächerlichkeit» des modernen sozialstaatlichen Gedankens illustrieren, mit dem man vorgebe, die Bürger vor allen Unsicherheiten in Schutz zu nehmen. Mit dem Schweizer Staat hat er innerlich abgeschlossen, fühlt sich aber den «Gründervätern der Eidgenossenschaft» verbunden.

Man fragt sich: Ist dieser Mann ein politischer Extremist oder ein feinfühligere Liberaler, den es schmerzt, wenn der Staat vierzig Prozent der Wirtschaftsleistung verschlingt und mit diesem Geld die Bürger «betäubt»?

Gegner Models wie die linke *Wochenzeitung* (*Woz*) haben ihr Urteil rasch gefällt und stellen ihn als schwerreichen Industriellen dar, dem es nur darum gehe, noch mehr Wasser auf seine Mühlen zu lenken.

«Anarcholibérale Züge»

Andere – und das sind nicht wenige – machen sich über den Avalon-Gründer lustig und verkennen dabei den Gehalt seiner Ideen. Er selbst wirkt am Modelhof am liebsten als Hofnarr: die unbequeme Figur, die freier als alle anderen das Wort erheben kann.

Man muss nicht so weit gehen wie Daniel Model, um staatspolitische Fehlentwicklungen zu kritisieren. Die Analyse von Tito Tettamanti, Tessiner Financier und früherer Besitzer der *Weltwoche*, unterscheidet sich wenig von jener des Modelhof-Bauherren. Tettamanti attestiert sich selbst «anarcholibérale Züge», ein Ausdruck, worin sich auch Model wiedererkennen dürfte.

Tettamanti gehört ebenfalls zu den Subversiven im Land und beklagt, dass der Bürger zugunsten einer vermeintlichen Sicherheit im Sozialstaat immer mehr Freiheiten abgegeben hat. Diese Entwicklung werde auf europäischer Ebene angeheizt und ziehe dadurch die Schweiz mit, auch wenn man hierzulande immer noch deutlich freier sei als in den umliegenden Ländern.

«Heute verwechseln viele die kleinen Freiheiten eines Rockkonzerts oder eines gutausgestatteten Supermarkts mit der grossen Freiheit, die sich aus der unabhängigen Gestaltung des eigenen Lebens ergibt», sagt Tettamanti.

Diese Entwicklung habe bereits in den 1930er Jahren angefangen, aber im Umfeld des Nachkriegsaufschwungs «war es uns egal». Die Aufgabe von Querdenkern sei es, «die Flamme am Leben zu halten».

Tettamanti ist ein belesener Kenner der Geschichte liberaler Ideen und gilt als ein stiller, aber nachdrücklicher Förderer ihrer Verbreitung in der Schweiz. Anders als Model sind ihm utopische und spirituelle Elemente eher fremd. Er setzt ganz auf die Kraft des Arguments. Mit diesem Anspruch gründete er den Verein Zivilgesellschaft (VZG), welchen er als Forum für Vertreter aus allen Bereichen der Gesellschaft begreift. Für Tettamanti ist die Zivilgesellschaft das, was sich «ausserhalb der staatlichen Institutionen bewegt» und sich damit in einer «dialektischem Konfrontation mit der Macht» befindet.

Alle zwei Jahre versammelt der VZG Unternehmer und Gewerkschafter, Journalisten und Think-Tanks, Berufsverbände und Studenten: Die vielseitigen Gespräche sollen die geistige Offenheit aller Teilnehmer fördern, unabhängig von ihrem jeweiligen Hintergrund und ihren Überzeugungen.

Gründungspräsident Tettamanti begriff sich eher als Notar. Er gab dem Verein bewusst kein klares ideologisches Gepräge, auch wenn der Gründer davon überzeugt ist, dass «nur die Zi-

Man fragt sich: Ist dieser Mann ein politischer Extremist oder ein feinfühligere Liberaler?

vilgesellschaft die nötigen Abwehrkräfte gegen den Staat» in einer Demokratie am Leben erhalten oder entwickeln kann. Tettamantis humanistisches Laisser-faire, sein freundliches Naturell und seine Diskussionsfreude haben ihm einen grossen Bekanntheitsgrad eingetragen. Sein aristokratisches Auftreten sichert ihm breitere Sympathien, als man es angesichts seines Hintergrunds als mit allen Wassern gewaschener Finanzinvestor erwarten würde.

Im Verein Zivilgesellschaft folgte auf den heiteren Tessiner der St. Galler Privatbankier Konrad Hummler, der wie sein Vorgänger die seltene Gabe mitbrachte, sowohl von Ökonomie als auch von Politik etwas zu verstehen, und sich nicht scheute, seine oft subversive Meinung in die Debatte einzubringen.

Von allen aktuellen Schweizer Freiheitsdenkern hatte Hummler am meisten den Anschluss ans Establishment gefunden, er gelangte in den Verwaltungsrat der Deutschen Börse und der NZZ. Hummler galt als beredter Verteidiger von alten Schweizer Grundwerten: die finanzielle Privatsphäre, der Föderalismus, die direkte Demokratie. Seine berühmten Anlagekommentare waren politische Streitschriften.

Es ist eine tragische Wendung, dass der profilierteste und in der Gesellschaft einigermaßen

akzeptierte Verfechter des Bankgeheimnisses zum Opfer der sich überstürzenden Ereignisse in der Schweizer Finanzpolitik wurde: Seine Wegelin-Bank hatte einige amerikanische Kunden der UBS mit unversteuertem Vermögen übernommen und war dadurch zur Zielscheibe für die amerikanischen Behörden geworden.

Für den unbequemen Liberalen krümmte in Bern niemand einen Finger. Hummler und seine Partner mussten den Grossteil des Geschäfts an die Raiffeisen-Bank verkaufen und betreiben die Wegelin-Bank als juristische Kampfmaschine gegen die Amerikaner weiter.

Angesichts dieser bitteren Erfahrung mit dem Schweizer Rechtsstaat, so verlautet aus dem Umfeld Hummlers, überlege er sich, inwieweit sich der Einsatz für die Freiheit in der Schweiz überhaupt lohne. Avalon lässt grüssen. Niemand rechnet allerdings damit, dass Konrad Hummler auf Dauer von der politischen Bühne in der Schweiz verschwunden bleiben wird.

Was haben Subversive wie Model, Tettamanti und Hummler gemeinsam? Sie gehen ihren eigenen Weg, schöpfen aus einem reichen philosophischen Fundus, sind wirtschaftlich unabhängig und suchen nirgends die Nähe zum Staat. Es macht ihnen wenig aus, vom Establishment nicht verstanden oder gar auf die Seite gedrückt zu werden. Sie sind sich gegenseitig teilweise in Sympathie zugetan, pflegen aber doch ihre eigenen Schwerpunkte und ihre eigene Agenda. Dabei wissen sie, dass sie in der politischen Diskussion weitgehend auf verlorenem Posten stehen. Anders als beispielsweise Christoph Blocher, dem zu den «Subversiven» eine geistige Nähe nachgesagt wird, begeben sie sich nicht ins Getümmel der parteipolitischen Verpflichtungen und Bindungen. Sie vertrauen eher auf philosophisch angehauchte Institutionen wie Think-Tanks und auf vereinzelte Universitätsprofessoren.

Heitere Kämpfer

Stehen Charakterköpfe wie Model, Hummler und Tettamanti für elitäre Anliegen ohne Bodenhaftung? Model bestreitet dies energisch und verweist darauf, dass er insbesondere von einfachen Menschen und Kleinunternehmern viel Zuspruch erhalte. Seit sein Modelhof mit «erstaunlich positivem Medienecho» eröffnet worden sei, erhalte er Briefe von Menschen, «die verstehen, was mein Anliegen ist».

Auf den ersten Blick mögen die Subversiven als Kulturpessimisten erscheinen, die mit einem unaufhaltsamen Niedergang rechnen und sich im eigenen Weltschmerz am wohlsten fühlen. Davon sind sie aber weit entfernt. Oder, wie Daniel Model sagt: «Langfristig bin ich sehr zuversichtlich.» Auch Tettamanti beteuert, dass er nicht in Jahren oder Jahrzehnten rechne. Früher oder später gebe es eine Gegenbewegung. «Es kann sein, dass die Schmerzgrenze des schuldenfinanzierten Sozialstaats langsam erreicht ist.» ○



Wer es sich leisten kann, lebt am Rande der Insel, in Einfamilienhäusern: Singapurs futuristische Skyline.

Wirtschaftswunder in der Löwenstadt

Eine Delegation aus Singapur studierte vor über fünfzig Jahren die Erfolgsgeheimnisse der Schweiz. Heute ist der Stadtstaat ein Musterknabe. Was macht er besser?

Von Pierre Heumann

Die Schweiz sei für ihn ein grosses Vorbild. Dass die *Weltwoche* von ihm wissen wolle, was die Eidgenossen vom Erfolg Singapurs lernen können, sei für ihn deshalb eine grosse Ehre.

So empfängt mich Ngiam Tong Dow, einer der führenden Köpfe bei der Transformation des Stadtstaates vom elenden Slum mit hoher Arbeitslosigkeit zur boomenden Metropole mit globaler Ausstrahlung. Ende der fünfziger Jahre, kurz bevor sein Land von Grossbritannien unabhängig wurde, habe er mehrere wohlhabende Länder bereist, um den Geheimnissen des Wachstums auf die Spur zu kommen. Damals sei er auch in der Schweiz gewesen, sagt mir Ngiam im Klubhaus des Golfplatzes The Lookout, welches mitten in einem üppigen Park mit weitausladenden Bäumen liegt.

Die von ihm angeführte Delegation wollte von der Swissair wissen, wie man eine Airline aufbaut, von der Schweizerischen Nationalbank liess sie sich in die Kunst der Geldpolitik einweihen, und bei den Banken recherchierte sie über Finanzplatzpolitik.

Arbeitslosenquote: 2 Prozent

Singapur, die «Löwenstadt», und die Schweiz haben, bei allen Unterschieden, etwas gemeinsam: Beide sind rohstoffarm. «Wir müssen deshalb die Leute bilden und ausbilden.» Beeindruckt habe ihn das System Berufslehre.

Ngiam hat es kopiert, und mittlerweile habe es sich in Singapur bestens bewährt. Zudem beschloss er, was damals für ein Entwicklungsland wie Singapur ein verwegenes Ziel war: Hochschulen vom Niveau einer ETH zu gründen.

Ngiam hat die Wachstumspolitik des Stadtstaates geprägt, war unter anderem Vizeminister im Handels- und Industrieministerium. Während vieler Jahre stand er der Behörde vor, die für den Aufbau der Ökonomie von Singapur zuständig ist: The Singapore Economic Development Board (EDB). Er kümmert sich um die Schaffung neuer Stellen und den Bau erschwinglicher Wohnungen.

Wenn man mit Ngiam, 1937 in Singapur geboren, spricht, spürt man seinen Stolz auf das Erreichte. «85 Prozent der Bürger konnten von ihrer Hütte in einen Wohnblock umziehen», sagt mir Ngiam, als wir in seiner Limousine durch die Stadt mit ihrer futuristisch anmutenden Skyline fahren. Wer es sich leisten kann, lebt am Rande der Insel, in Einfamilienhäusern. Auch habe heute jeder einen Job, der arbeiten wolle. Die Arbeitslosigkeit liegt bei rund 2 Prozent.

«Das Sozialprodukt ist in vier Jahrzehnten um den Faktor 100 gestiegen», fasst Ngiam das Wirtschaftswunder von Singapur zusammen. In internationalen Vergleichen belegt das

Land, das im letzten Jahrhundert eine britische Kolonie war, von Japan besetzt wurde, mit einer radikalen Unabhängigkeitsbewegung und kommunistischen Parteien fertig werden musste, Spitzenplätze. Oft schneidet Singapur besser ab als die Schweiz, die Lehrmeisterin von damals.

Singapur, flächenmässig etwa so gross wie der Kanton Glarus, hat eine Bevölkerung von fünf Millionen. Was bei der Fahrt durch die Stadt auffällt: Trotz der hohen Bevölkerungsdichte gibt es selbst zur Mittagszeit kaum Staus im Zentrum. «Das ist das Resultat unserer konsequent marktwirtschaftlichen Verkehrspolitik», sagt Ngiam und zeigt auf eines der Portale mit der Aufschrift «ERP», was für «Electronic Road Pricing» steht.

Bei der Durchfahrt wird werktags eine Gebühr fällig, die je nach Tageszeit, Ort und Autogrösse variiert. Der Betrag wird automatisch von einer Prepaid-Karte abgebucht, die in jedem Wagen befestigt sein muss. «Dieses einfache System führt zu einer optimalen Nutzung der Verkehrswege in der Stadt», sagt Ngiam. Es sei zwar teuer – aber die Alternative wäre auch unangenehm: chronisch verstopfte Strassen. Der Marktmechanismus wird konsequent angewandt. Wer sich zum Beispiel einen Wagen anschaffen will, muss zunächst eine staatliche Lizenz erwerben, deren Preis durch



das Spiel von Angebot und Nachfrage bestimmt wird.

Auch wenn nicht alle Konzepte eins zu eins auf die Schweiz übertragbar sind: Inspirierend sind sie auf jeden Fall. Das gilt auch für Singapurs Gesundheitspolitik, wo ebenfalls der Marktmechanismus zum Tragen kommt.

Krankenkassen zahlen nicht für Wellness

Nur die kostenintensiven Risiken – dazu gehören chronische Leiden oder kostenintensive Operationen – werden von der Versicherung übernommen. Die übrigen Gefahren sind Privatsache. Jeder zahlt zwar Krankenkassenprämien. Aber sie werden einem individuellen Konto gutgeschrieben. Behandlungskosten werden dort abgebucht. Die angehäuften Guthaben reduzieren sich dann entsprechend. Anders als in der Schweiz zahlt die Kasse für Wellness oder Kuren nichts.

Dieses System leitet zum Sparen an. Gleichzeitig stiehlt sich der Staat nicht aus der Verantwortung. Er sorgt dafür, dass jeder im Laufe der Jahre angemessene Summen für Krankheitsfälle und fürs Rentenalter auf die Seite legt. Angestellte zahlen 20 Prozent ihres Einkommens, Arbeitgeber legen 13 Prozent dazu.

Die Kassen sind streng, setzen durchwegs auf Eigenverantwortung. So wird ein fettleibiges Kind nicht gleich zum Psychiater geschickt. Als Diät wird dem Zögling für eine Weile der Mittagstisch in der Schule gestrichen, und zum Abnehmen wird er zum täglichen Turnen verpflichtet.

Die Sparmentalität schadet der Gesundheit nicht. Im Gegenteil. Die Lebenserwartung bei Geburt beträgt in Singapur 82 Jahre, in der Schweiz 81 Jahre. Und Singapur ist erst noch

billiger. Dort werden lediglich 4 Prozent des Sozialproduktes für die Gesundheit ausgegeben, in der Schweiz mehr als 10 Prozent.

«In Singapur ist nichts kostenlos»: Das ist einer der Lieblingsprüche des Staatengründers Lee Kuan Yew, des Vordenkers und Diktators. Er schätzte Europa bereits nach dem Zweiten Weltkrieg als müde Gesellschaft ein. Die Leute dort wollen ein ruhiges, glückliches Leben, sagte er einmal und warnte: «China und Indien treten als neue Wettbewerber auf den Markt.»

Der Vater des Stadtstaates – inzwischen regiert sein Sohn die reiche Insel – ist von der

Zwei Universitäten, die vor sieben Jahren noch unbekannt waren, gehören heute zur Weltspitze.

konfuzianischen Vorstellung durchdrungen, dass die Elite besser als das gemeine Volk wisse, was gut und richtig sei. Demokratie, Pressefreiheit und Mehrparteiensystem werden in Singapur nicht grossgeschrieben, wohl aber Disziplin und Unterordnung.

Zwischen Markt- und Planwirtschaft

Verwerfen sollte man deshalb Singapurs Ideen nicht. Es ist ja nicht undemokratisch, einen Plan zu haben. Die tonangebenden Politiker der Insel wissen genau, wo sie ihren Staat positionieren wollen. In der wirtschaftspolitischen Realität Singapurs wird die Marschrichtung durch den Staat vorgegeben, der gleichzeitig auf radikal marktwirtschaftliche Prinzipien setzt – fürwahr eine anspruchsvolle Mischung.

Beispiel Stammzellenforschung. Die Wirtschaftsbehörde EDB beschloss in den späten neunziger Jahren, auf Biotechnologie-For-

schung zu setzen. Singapur hatte zuvor seine besten Leute zu Erkundigungen in die Welt geschickt und ihnen den Auftrag mit auf den Weg gegeben, Trends aufzuspüren. Heute ist Singapur eines der weltweit führenden Zentren für Stammzellenforschung.

Um Biomedizin-Forscher aus aller Welt anzuziehen, hat Singapur vor neun Jahren einen Forschungs- und Entwicklungskomplex eröffnet: Biopolis. Stararchitektin Zaha Hadid hat den neuen Industriepark gebaut, der auf fast 200 000 Quadratmetern sieben Gebäude mit modernster Hightech, Büros und Labors, Cafés, Restaurants, Fastfood und Kinderkrippen umfasst. Wer hier einzieht, erhält von den Behörden bis zu 30 Prozent der Immobilienkosten beglichen. Der kleine Inselstaat hat sich zum Biotech-Hub entwickelt, der den Vergleich mit Boston oder Kalifornien nicht zu scheuen braucht. Firmen von Rang und Namen forschen und produzieren in Singapur, wo vor zehn Jahren bloss Ödland war: Novartis, Roche, Lonza, Abbott, Glaxo Smith Kline, Procter & Gamble.

Ran an die Talente

Zur Systematik der Industriepolitik gehört auch eine zielgerichtete Förderung der Hochschulen. Zwei Universitäten, die vor sieben Jahren noch weitgehend unbekannt waren, gehören heute zu den Top-Instituten der Welt. «Forscher aus Singapur haben sich in Fachzeitschriften einen Top-Ruf erschrieben», sagt mir ein Chemiker, der aus Kalifornien ans Forschungszentrum Biopolis gekommen ist. Wegen Singapurs hoher Lebensqualität sei es kein Problem, Eliteforscher zu verpflichten. Vor einem Jahr wurde zum Beispiel der schwedische Biochemiker Bertil Andersson Präsident der Nanyang Technolo-



Kunst der Geldpolitik: Förderer Ngiam Tong Dow.

gical University, die als ETH Singapurs gilt. Andersson war früher Chef der European Science Foundation und stand dem Nobelpreiskomitee für Chemie vor.

Ein Mann mit besten Beziehungen zur Welt der Wissenschaften also, der – unter anderem – zwei ETH-Professoren den Nobelpreis für Chemie gab. Der Schwede weiss genau, was er dem Forschungsstandort Schweiz empfehlen würde. «Wenn einer in der Champions League des Wissens mitspielen will, muss er die Eintrittsgrenzen für die klugen Köpfe abbauen», sagt Andersson. Revier zur Jagd auf die innovativsten Forscher seien nicht nur deutschsprachige Länder, sondern die ganze Welt. «Damit eine Hochschule international mithalten kann, muss sie die Brillantesten anwerben» – und, fügt er mit einem gespielten zynischen Ernst hinzu, die seien nicht immer im eigenen Land auf die Welt gekommen. Was nicht heisse, dass man nicht in die eigene Jugend investieren müsse.

Langsames Davos

Um zu verstehen, wie Singapurs Schulen ihre Eleven fördern, besuche ich das Victoria Junior College. Engagement wird ihnen als selbstverständliches Arbeitsethos vorgelebt. Foo Chui Hoon, zuständig für die wissenschaftliche Ausbildung, hatte ihre Ferien unterbrochen, um mir zu erklären, wie sie ihre 1700 Schüler auf die Universität vorbereitet. Am Morgen machen diese in Vorlesungen mit dem Hochschulbetrieb Bekanntschaft, und am Nachmittag sind sie in Arbeitsgruppen beschäftigt – vom Theater über Sport bis zum Kochen. Abends jobben viele, um Geld zu verdienen. Wichtig sei ihr vor allem, dass die Schüler weltoffen sind, sagt die studierte Che-



«Kohärenz»: Singapurs früherer Premier Lee.

mikerin. «Sie werden später ja mit Menschen aus den verschiedensten Kulturen zusammenarbeiten.»

Singapur überlässt nichts dem Zufall: Um die angehenden Akademiker für Teamarbeit mit Leuten aus anderen Ländern vorzubereiten, gehen pro Jahr 30 Prozent ihrer Studenten für einen Kurzaufenthalt ins Ausland. Kürzlich war eine Gruppe aus ihrem College in Davos – und hatte dort einen Kulturschock der besonderen Art. Das Leben in der Dorfschule sei ihnen fast etwas zu langsam vorgekommen, sagt die Lehrerin.

Ein USA-Bashing, wie es aus Bern gelegentlich zu hören ist, wäre in Singapur undenkbar.

«Kohärenz»: Das ist einer der Schlüsselbegriffe, mit denen man in Singapur den Erfolg erklärt. Gemäss Lee Sing Kong, dem Direktor des National Institute of Education – des Lehrerseminars –, stimmt der Staat alles aufeinander ab. Wenn der Economic Board einmal die Entwicklungsschwerpunkte der nächsten Jahre festgelegt habe, überlegten sich die Pädagogen, welches Know-how für die Umsetzung nötig sei. Deshalb sei das Erziehungssystem von Singapur so erfolgreich. Was letztlich der Ökonomie zugutekomme.

Für Attraktivität sorgt auch ein Wirtschaftsklima, das stets den Bedürfnissen der Manager angepasst wird. Im Vergleich zur Schweiz schneidet Singapur heute bei vielen Kriterien besser ab. Laut Weltbank ist es im Stadtstaat am leichtesten, Geschäfte abzuwickeln; er landet auf Platz 1. Die Schweiz schafft es bloss auf Rang 27. Unerreicht ist die Libera-

lität des Handels in Singapur: Laut World Economic Forum liegt Singapur auf Platz 1, die Schweiz lediglich auf Platz 5. Die besten Arbeitskräfte findet man in Singapur (Schweiz lediglich Platz 5).

Singapur lockt Schweizer Unternehmen an

Beliebt ist Singapur auch wegen der tiefen Steuersätze. Diese haben kürzlich Trafigura, einen der grössten Rohstoffhändler, von Genf in den Stadtstaat gelockt. Klar, den Entscheid hat auch die Nähe zu den boomenden asiatischen Märkten beeinflusst. Aber statt 10 Prozent, die in Genf oder Zug fällig werden, verlangt Singapur bloss 5 Prozent Steuern. Singapur arbeitet ständig an sich selber. Seit Ende der neunziger Jahre sind die Einkommenssteuern von 26 Prozent auf heute 17 Prozent reduziert worden. «Singapur hat zwar viel von der Schweiz gelernt», heisst es in einer Broschüre süffisant, die für den Stadtstaat Werbung macht, «aber man muss sich fragen, ob die Schweiz immer noch ein guter Standort für globale Banken und den internationalen Handel ist.»

Bei allen Unterschieden haben Singapur und die Schweiz auch viel gemeinsam. Zum Beispiel die Bedeutung des Finanzplatzes. Beide sind erfolgreich – und beide erregen den Neid anderer. Aber die Schweizer Finanzdiplomatie hat in den vergangenen Jahren unglücklicher operiert als Singapur. Ein Banker aus Zürich, der seit Jahren Vermögen von reichen Asiaten verwaltet, weiss, warum das so ist. Singapur führt heikle Gespräche hinter geschlossenen Türen. Und sorgt dafür, dass sich stets eine Lobby für seine Interessen einsetzt. Der Stadtstaat versucht deshalb stets, für die wichtigsten Länder *relevant* zu sein. Ein öffentliches USA-Bashing, wie es aus Bern gelegentlich zu hören ist, wäre in Singapur undenkbar.

Anders als in der Schweiz sind in Singapur die Notenbank und die Bankenaufsicht unter dem Dach des Finanzministeriums. «Das ist effizient und ermöglicht einen Dialog zwischen den einzelnen Behörden, statt gegeneinander zu intrigieren.» Dadurch wird die Organisation schlagfertiger und hat mehr Gewicht, als wenn jeder für sich arbeitet.

Vor allem aber: Nie wird ein Politiker in Singapur sagen, die Anliegen der Wirtschaft gingen ihn nichts an. Die Magistraten des Stadtstaates haben stets ein offenes Ohr für die Anliegen der Manager. Auch für diejenigen aus dem Ausland. Wenn zum Beispiel der Präsident einer mittelgrossen Schweizer Bank in Singapur ist, kann er fest damit rechnen, vom Finanzminister zu einem Gespräch empfangen zu werden. «In Singapur ist man stärker interessiert als bei uns, zu hören, was sich in der Bankenszene abspielt», sagt der Schweizer Banker mit Sitz in der Löwenstadt: «Das zeigt eben, wie diese *guys* ticken.» ○

Grandios durchgeknallt

Gülsha Adilji ist das Aushängeschild des Jugendsenders Joiz. Die Moderatorin türkisch-albanischer Herkunft steht für eine Generation junger Schweizer, bei der Spass und Selbstdarstellung im Zentrum stehen, die aber auch ungeheuer diszipliniert und ehrgeizig ist. Von Rico Bandle und Basil Stücheli (Bilder)

Dem Schweizerischen Bundesgericht haben wir es zu verdanken, dass die junge Frau mit ihren braunen Rehaugen und dem losen Mundwerk den Weg in die Schweizer Stuben gefunden hat. Am 22. März entschieden die Richter in Lausanne, dass der Kabelnetzbetreiber Cablecom den Jugendsender Joiz ins Analognetz aufnehmen muss. Seither stossen auch Zuschauer ohne Digitalanschluss beim Zappen durch die Kanäle früher oder später auf diesen eigenartigen Sender, in dem dauernd ausgelassene WG-Stimmung herrscht. Und mittendrin steht meistens Gülsha Adilji.

Bei Gülsha, Nachnamen gibt es bei Joiz nicht, ist vieles «voll crazy» oder gar «*uhuere crazy*». In ihrer Sendung «Noiz» präsentiert sie mit ihrem Co-Moderator Julian täglich kuriose Internetfundstücke und kommentiert die neuesten Ausgüsse der populären Jugendkultur. Erst wundert man sich über die saloppe Art der Moderation, den Pausenplatz-Jargon voller Anglizismen und Wörtern, die bei anderen Sendern mit einem Pieps zensiert würden – rasch treten aber die Qualitäten dieser quirligen Moderatorin zutage: Sie ist sprachgewandt, witzig und voller Selbstironie. Gülsha erinnert an die junge Mona Vetsch, als diese in der Jugendsendung «Oops» mit bunter Zöpfchenfrisur und frechen Sprüchen beim Schweizer Fernsehen für Furore sorgte.

Eine freche E-Mail brachte sie zum TV

Neben dem Berner Rapper Knackeboul ist Gülsha zum Aushängeschild des Privatsenders geworden, bei dem ausschliesslich Moderatoren und Redaktoren unter dreissig Jahren arbeiten. Auch dank ihr hat Joiz in den fünfzehn Monaten seit dem Start das geschafft, was das Schweizer Fernsehen seit Jahren vergebens krampfhaft versucht: Fernsehsendungen zu machen, mit denen sich Jugendliche identifizieren können. Das Talent der Macher kann mit dem Selbstbewusstsein nicht immer ganz Schritt halten – was jedoch perfekt zur YouTube-Generation passt, wo sich jeder als Star zu inszenieren versucht. In der austauschbaren Masse der fröhlichen Selbstdarsteller gibt es aber immer wieder Persönlichkeiten, die herausstechen. Eine von ihnen ist Gülsha.

Bereits wie Gülsha zu ihrem Moderationsjob kam, tönt – um bei ihrer Sprache zu bleiben – crazy. Sie hatte in der Gratiszeitung gelesen, dass es einen neuen Jugendsender geben

sollte. Umgehend schrieb sie dem Joiz-Mitbegründer Alexander Mazzara eine E-Mail, in der sie sich für einen Feierabendjob als Web-Redaktorin bewarb. Die Anrede lautete: «Hmmm, Räuser. Guten Tag Herr Mazzara, hallo Alexander (bitte das Unpassende nicht beachten).» Programmleiterin Elif Erisik kann sich gut an die Mail erinnern: «Wir

Anstatt einen Ferienjob erhielt Gülsha eine der begehrten Moderationsstellen.

befanden uns schon in der Endphase der Moderatoren-Castings, als ich es zu lesen bekam. Ich musste mehrmals laut loslachen und wusste sofort: Die muss ich einladen.» Gülsha durfte am Casting teilnehmen – und stach alle aus. Anstatt einen Feierabendjob erhielt sie eine der begehrten Moderationsstellen. Sie gab das

eben begonnene Studium der Biotechnologie an der Fachhochschule auf – und startete ihren neuen Lebensabschnitt bei Joiz.

Gülsha ist ein Glücksfall für Joiz – nicht nur im Programm. Im jungen Team übernahm sie rasch eine Leaderrolle. Morgens um acht ist sie meistens die Erste, die im Büro sitzt, sie trommelt die Leute bei den täglichen Programmsitzungen zusammen, sie ist diejenige, die im Hintergrund die Fäden zieht. Und sie sorgt für gute Stimmung, wenn ihr herzhaftes Lachen unüberhörbar durch das gesamte Grossraumbüro hallt.

Gülsha lebt für den Sender: Selbst als ihre Vorgesetzten sie nach langem Zureden dazu gebracht hatten, endlich Ferien zu machen, tauchte sie heimlich wieder bei der Arbeit auf. Einmal hat sie im Büro übernachtet, unter ihrem Schreibtisch. Ihre Sendungen sind akribisch vorbereitet, auch wenn sie oft improvisiert und chaotisch wirken.

Gülsha ist schwer zu bremsen – und schlägt manchmal auch über die Stränge. So sprach sie einen Musikstar gleich in der zweiten Frage auf seinen Achselschweiss an, manchmal überbortet sie auch mit Fluchwörtern. Nur: Ihr nimmt man das nicht übel. Im Gegenteil. Obwohl sie mit Jahrgang 1985 eher zu den Älteren bei dem Sender gehört, profitiert sie von einem Jugend- und vor allem einem Sympathiebonus. «Wenn Gülsha unterwegs ist, wird sie dauernd erkannt und angesprochen. Das



Schwer zu bremsen: Joiz-Moderatorin Gülsha.

zeigt, wie populär sie mittlerweile geworden ist», sagt Dominik Stroppel, operativer Leiter des Senders.

«Ich bin Ausländerin, ich darf das»

Wie fast alle Frauen, die man vom Fernsehen kennt, wirkt auch Gülsha real schmächtiger und zierlicher als auf dem Bildschirm. Wenn sie von ihrem Werdegang und ihren Zielen erzählt, ist sie hochkonzentriert, achtet genau auf ihre Wortwahl.

Aufgewachsen ist sie in Niederuzwil im Toggenburg. Zu Hause wurde eine Mischung aus Albanisch, Türkisch und Deutsch gesprochen. «Wie das mit der Herkunft meiner Eltern genau funktioniert, habe ich erst kurz vor der Pubertät richtig begriffen. Zuvor wusste ich einfach, wir gehen jeweils in den Kosovo, manchmal nach Serbien in die Ferien, sprechen aber auch türkisch», sagt sie. Die Abstammung ihrer Eltern ist tatsächlich kompliziert: Die Mutter stammt aus Pristina, der Hauptstadt des Kosovo, ist aber ursprünglich Türkin. Der Vater ist Albaner, aber in einem Dorf in Serbien aufgewachsen.

In den 1970er Jahren kam der Vater als Saisonier in die Schweiz. 1985 folgte die Mutter – sie war bereits schwanger mit Gülsha. Im Kindergarten lernte Gülsha Deutsch, wobei sie die speziellen Deutschübungen für Fremdsprachige viel zu einfach fand, wie sie sich noch heute erinnert. Die Sprache war für

sie nie ein Problem: In ihrem Ostschweizer Dialekt ist kein Secondo-Einschlag hörbar. Wenn sie ihr Co-Moderator in der Sendung trotzdem wegen eines Grammatikfehlers auf die Schippe nimmt, so antwortet sie mit einem Lächeln: «Ich bin Ausländerin, ich darf das.»

Dabei ist sie gar keine Ausländerin. Längst hat sie einen Schweizer Pass, geht auch regelmässig abstimmen; ihre politischen Vorlieben will sie aber nicht verraten. Jedenfalls gehört sie nicht zu jenen, die sich in die Opferrolle begeben und über Diskriminierung und Ausländerfeindlichkeit lamentieren. Im Gegenteil. Sie scheint geradezu den zwinglianischen Arbeitsethos verinnerlicht zu haben. «Wenn man zu viel Freizeit hat und auf Larifari macht, so geht das gar nicht», sagt sie. Am wohlsten fühlt sie sich, wenn sie viel zu tun hat: Die Lehre als Pharmaassistentin in einer Apotheke in Zürich, für die sie mit sechzehn von zu Hause wegzog, dann die Zweitwegmatura neben einem Sechzig-Prozent-Arbeitspensum, das alles sei unglaublich streng, aber doch «die beste Zeit» gewesen.

Kein Sex?

Mit ihrer Zielstrebigkeit und ihrem Ehrgeiz schafft sie sich nicht nur Freunde. Ihre einstige Lehrmeisterin ist schlecht auf Gülsha zu sprechen. Der Betrieb habe so viel in Gülsha investiert, dann sei sie weg und habe nie mehr etwas

von sich hören lassen, sagt sie am Telefon und möchte sich nicht weiter zu ihrer prominenten Lehrtochter äussern.

Fast alles ordnet Gülsha ihrer Laufbahn, ihrer leidenschaftlichen Arbeit für Joiz unter. Auch die Liebe? Seit längerer Zeit ist Gülsha Single. «Ich hasse es, zu *daten*», sagt sie. Jemand wie Gülsha muss Unmengen an Verehrern haben, würde man meinen. Doch weit gefehlt. «Die Männer geben sich bei mir zurückhaltend.» Fürchten sie sich vor erfolgreichen und starken Frauen? Haben sie Angst, dass sie bei ihr nicht zu Wort kommen? Gülsha zuckt mit den Achseln. In einer ihrer letzten Sendungen kokettierte sie damit, dass sie noch nie Sex gehabt habe. Bloss ein Witz? «Kein Kommentar.»

Jeweils um 13 Uhr nimmt Gülsha ihre Sendung auf, dann wird das Material geschnitten und bearbeitet. Um 17 Uhr geht «Noiz» über den Sender und wird im Verlauf der folgenden 24 Stunden mehrmals wiederholt. Seit fünfzehn Monaten spielt sich dies fünf Mal in der Woche so ab, und Gülsha hat in jener Zeit enorme Fortschritte gemacht. Ihre Sendung erinnert vom Aufbau her an die klassischen Late-Night-Formate: Sie ist die gewiefte Hauptmoderatorin, die aber auf die Zwischenrufe ihres Sidekicks Julian angewiesen ist, um die Pointen zu setzen. Die beiden harmonieren mittlerweile bestens, das Timing stimmt – das ist das A und O eines solchen Konzepts.

Auch bei vielen Sondersendungen von Joiz steht Gülsha im Zentrum. Zum einjährigen Jubiläum moderierte sie mit zwei Kollegen 24 Stunden am Stück, ohne Pause. Am Schluss stand sie völlig zerzaust und übernachtigt vor der Kamera. «Gülsha ist sich für nichts zu schade. Ihr macht es nichts aus, sich auch ungeschminkt zu zeigen. Diese Ehrlichkeit zeichnet sie aus», sagt Programmleiterin Elif Erisik. Ist ihr tatsächlich nichts peinlich vor der Kamera? «Nein. Ich nehme mich nicht so ernst, das hilft», sagt Gülsha. Nur nackt oder im Badekleid würde sie sich nie filmen lassen.

In ihrer famosen Bewerbungsmail für den Job bei Joiz schrieb Gülsha: «Ich bin Vollzeit-Studentin an der ZHAW, aber Achtung: nicht Journalismus und Kommunikation, sondern Biotechnologie. Ta-Ta. Und so ziemlich auf dem Weg die Welt oder mindestens die Schweiz im Sturm zu erobern.» Der Gülsha-Sturm hat höhere Windstärken erreicht, als sie es sich wohl selbst erträumt hatte.

Ob ihr die Eroberung der Schweiz auch gelingt? Noch hat sie nicht vor, beim wenige hundert Meter vom Joiz-Studio entfernten Koloss des Schweizer Fernsehens anzuklopfen, um das ganz grosse Publikum zu erreichen. Ihr Enthusiasmus konzentriert sich zurzeit voll auf den Spartensender Joiz. Alles andere muss warten. «Ich glaube, die Schweiz ist noch nicht ganz bereit für Gülsha.» An grossen Worten fehlt es ihr nie. ○



«In der Asche ist noch Glut»

Als Klosterschüler rebellierte er erstmals gegen die Obrigkeit. Der Schweizer Schriftsteller Thomas Hürlimann über Europa und den Innerschweizer Geist des Widerstands, über leere Kirchen und die Konflikte mit seinem Vater, der von 1974 bis 1982 Bundesrat war. *Von Peter Keller und Helmut Wachter (Bilder)*

Wir sind hier in Brunnen am Vierwaldstättersee. Gegenüber liegt das Rütli. Um die Ecke ragt der Schillerstein ins Wasser. Weiter vorne befindet sich die Tellsplatte. Wie stehen Sie zu diesen Mythen der Schweizer Nationalgeschichte?

Ich halte sie für etwas Wichtiges, weil wir uns immer mehr aus der Vertikale herausheben. Noch in meiner Jugend war es völlig klar, dass man aus der Tiefe der Geschichte lebt und sich von dort die Orientierung für die Zukunft holt. Bei seinem Staatsbesuch 2001 sagte der tschechische Präsident Václav Havel zu Bundesrat Leuenberger, er habe im Knast als politischer Gefangener an diesen Ort gedacht. Die Schweizer waren erstaunt oder sogar peinlich berührt, als Havel sagte: «Ich will aufs Rütli.» Wir haben beinahe vergessen, dass sich hier ein magischer Ort befindet. Im neuen Buch von Peter von Matt, «Das Kalb vor der Gotthardpost», finden sich zu diesem Thema wundervolle Essays.

Friedrich Dürrenmatt drehte das Bild um und sagte, die Schweiz sei ein Gefängnis und wir unsere eigenen Wärter.

Wenn ich von aussen komme, habe ich den gegenteiligen Eindruck. Die Schweiz internationalisiert sich in einem rasenden Tempo. Ich stamme aus Zug. Wäre ich dort geblieben, hätte ich trotzdem eine weite Reise gemacht. In meiner Bubenzzeit gab es noch einen Ausrufer, Hirschi hat der geheissen. Mit einer Glocke in der Hand rief er: «Heute Abend Tanz im Hotel «Hirschen», ledige Weiber freier Eintritt!» Wenige Jahre später war dieses Zug ein Ort in internationalen Krimis, zum Beispiel bei Eric Ambler, und ein Singapur en miniature.

Es scheint, Sie trauern den beschaulichen Zeiten hinterher.

Ich kann diese Veränderung an einem Beispiel erzählen. Mein Vater, damals Regierungsrat von Zug, traf den Chef und Besitzer des Industrieunternehmens Landis & Gyr, Dr. Gottfried Straub, und dieser sagte zu ihm: «Ich muss bei allen Entscheidungen daran denken, dass meine Kinder mit den Kindern meiner Arbeiter in die Schule gehen.» Jahrzehnte später fragte ich einen Zuger Regierungsrat, ob die Kantonsregierung wisse, wem die Landis & Gyr gehöre. Er musste erschrocken zugeben, keine Ahnung zu haben.

Sie haben die Schweizer anlässlich der «Tell»-Aufführung auf dem Rütli 2004 als

reaktionäre Rebellen beschrieben. Wie kommen Sie auf diese doch eher ungewöhnliche Mischung?

Das lehrt die Geschichte. Wobei man diesen reaktionären Rebellen so nicht unbedingt in Zürich oder Basel findet. Er ist ein Innerschweizer Phänotyp. Ob im Militär oder bei meiner Arbeit mit dem «Welttheater» in Einsiedeln, ich habe immer wieder festgestellt, was für eine Kraft hier vorhanden ist, wie eigenständig die Leute denken. Damit verbunden ist auch die Tradition des Volkstheaters. Die Innerschweiz hatte – bis auf Luzern – nie das gelehrte Jesuitentheater. Hier hat jedes Dorf seine eigene Welt gebaut und sie gegen aussen behauptet. Meinrad Inglin erzählt davon in «Ehrenhafter Untergang». Die Franzosen marschieren ein und wollen das Dezimalsystem einführen. Da rufen die Innerschweizer: «Mit uns nicht, wir bleiben bei den alten Massen.» Das sind für mich Heroen des Widerstands. Sie ziehen

«Der Eurotyp hat antirassistisch, areligiös, linksliberal, multikulti, öko und Nichtraucher zu sein.»

in eine Schlacht, die sie verloren haben, bevor sie beginnt.

Man kann rebellisch sein, indem man am Hergebrachten festhält?

Die alpenländischen Sennen haben etwas Einmaliges geschafft. Die Kirche wollte ihnen verbieten, den Kühen Glocken umzuhängen. Nur noch die Kirchtürme sollten läuten. Die katholische Kirche, eine sehr machtbewusste Organisation, hat sich überall durchgesetzt – bis auf diesen Fall. Auch hielten die Sennen am Alpsegen fest. In den Alpentälern haben sie sich von Rom nicht vorschreiben lassen, wer ein priesterliches Amt innehaben darf, wer nicht. Die Herden werden noch läuten, wenn die Kirchenglocken verschwunden sind. Natürlich ist dieser Menschenschlag den Mythen, von denen wir anfangs gesprochen haben, näher als der aufgeklärte Zeitgenosse.

Inwiefern hat Schiller im «Tell» diesen Typus getroffen?

Schiller, der den Stoff von Goethe erzählt bekommen hatte, wollte eigentlich den Sturm auf die Bastille schildern, aber das war auf den höfischen Bühnen strikt verboten. Also hat er das Innerschweizer Dekor benutzt,

um seine Absichten zu tarnen, und die Bastille durch Zwing Uri ersetzt. So ist ihm das Freiheitsdrama schlechthin gelungen – mit einer Natur, etwa den Gewitterwinden, die die Sache der Freiheit vertritt. Mich wundert es immer, dass Schweizer Intellektuelle, inklusive Frisch, das Französische am Stück gutheissen, aber das Schweizerische abwerten. Eine lächerliche Selbstquälerei.

Sehen Sie diesen rebellischen Geist heute noch wirken?

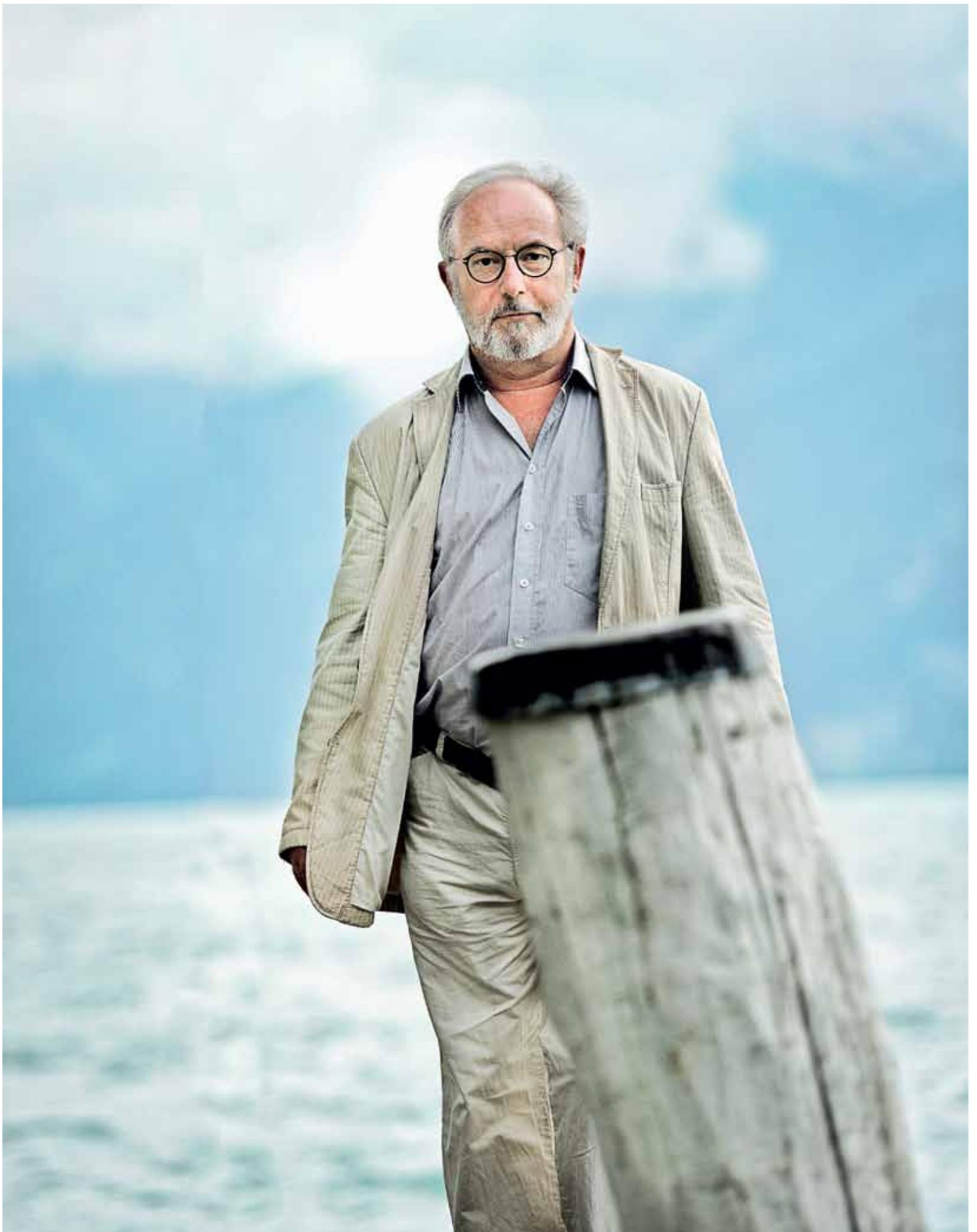
Hier in Brunnen war ich in seinem letzten Sommer sehr oft mit dem Schriftstellerkollegen Otto F. Walter zusammen. Er hatte Krebs, der Tod stand in seinem Rücken. Es ging in den Herbst hinein. Wir wussten, es kommt zur EWR-Abstimmung, und fürchteten, unser Land könnte für die künftigen Auseinandersetzungen zu schwach sein.

Warum waren Sie und Otto F. Walter gegen den Beitritt zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR)?

In einer Supranation würden wir verlieren, was uns ausmacht: die direkte Demokratie. Inzwischen zeigt sich ja, dass Europas Zukunft ein elend zusammengekrachtes Gebilde ist wie die Sowjetunion. Zudem arbeiten Soziologen im Auftrag des EU-Zentralkomitees ein neues Menschenbild aus. Der Eurotyp hat antirassistisch, areligiös, linksliberal, multikulti, öko und Nichtraucher zu sein und darf im Maximum 75 Kilo haben. Ganze Brigaden von Richtern bereiten sich geifernd darauf vor, dieses Menschenbild demnächst durchzusetzen. Die mögen uns Schweizer nicht. Wir mögen sie nicht, und obwohl die Flamme der reaktionären Rebellion nicht gerade flackert, in der Asche ist noch Glut.

Nun gab es jemanden 1992, der kräftig in diese Glut gepustet hat: Christoph Blocher. Sie haben einmal von den zwei Geschwindigkeiten gesprochen, die er in sich vereinigte. Einmal der globale Unternehmer, dann der biedere Politiker, der sich am liebsten mit Fahنشwingern und Trachtenmädchen umkränzen lasse. Machen Sie sich hier nicht über etwas lustig, was Sie beim «Tell» noch spannend finden?

Die SVP und Blocher haben stets eine folkloristische Haltung eingenommen. Sie versuchen, die Schweiz wieder ins Réduit zu versetzen. Oder in den Landi-Geist. Das heisst, man hat sich in eine Geschichtslüge hineinbegeben, um sie der Gegenwart entgegenzusetzen. Aber das kann nicht funktionieren. Die



«Ein folkloristisches Volkstheater hilft nicht weiter»: Autor Hürlimann am Vierwaldstättersee.



«Die leeren Kirchen sind eine Katastrophe»: Thomas Hürlimann.

Schweiz war die Bank des Dritten Reiches. Aus. Ende. Amen.

Und Blocher?

Ich empfand Blocher als Darsteller: Er gibt ganz hervorragend den alten Festredner, den Volksredner, aber er ist ein international tätiger Unternehmer. Die Schweiz ist ein hochmodernes Land, siehe Zug, da hilft ein folkloristisches Volkstheater nicht weiter.

Dieses Volkstheater haben Sie vorher noch gelobt.

Ja, natürlich. Aber ich will das auf der Bühne sehen, am liebsten von Volker Hesse inszeniert, wie demnächst in Altdorf.

War Ihr Vater auch Bundesratsdarsteller?

Nein. Auch Willi Ritschard nicht oder Kurt Furgler. Wenn man sie heute im Fernsehen wieder sieht, wirken sie theatralisch. Das hat

«Lächerlich an Blochers Feinden ist, dass sie immer noch daran arbeiten, die Falle zuzumachen.»

damit zu tun, dass sie noch gewohnt waren, für grössere Plätze oder für die Landsgemeinde zu sprechen. Die Rhetorik war für 1.-August-Reden ohne Mikrofon gedacht. Das musste über den Platz schmettern. Wenn mein Vater in der Stube probenhalber seine 1.-August-Rede vorgetragen hat, sagte meine Mutter jeweils: «Hans, nicht so laut, die Bertschis hören alles.»

Sie nannten Christoph Blocher schon 2003 «keine ernstzunehmende, schon gar keine gefährliche Figur mehr». Nun hat ihm das Parlament seine Immunität abgesprochen im Fall Hildebrand. Die Angst ist weg. Seine Gegner wollen ihn ganz erlegen.

Meine Bemerkungen betrafen den Blocher im Zenit, auf dem Sprung in die Bundesrats-Falle. Lächerlich an Blochers Feinden ist, dass sie seither immer noch daran arbeiten müssen, die Falle wirklich zuzumachen. Offenbar brauchen sie dazu auch unredliche Mittel, was mich äusserst nachdenklich stimmt. Zurzeit beschäftige ich mich mit der Geschichte Siziliens. Die Insel wurde immer wieder erobert und fremden Richtern unterstellt. Seltsamerweise haben die europäischen Nationen, leider auch die Schweiz, die Tendenz, sich freiwillig in so eine Abhängigkeit zu begeben. Man wertet die Volksrechte oder die Entscheidungsfähigkeit der Politiker zugunsten eigener oder fremder Gerichtshöfe ab. Am schlimmsten ist es, wenn sich die Staatsanwaltschaft, wie bei Blocher, mit dem Fernsehen verbündet. Da muss man sich wehren wie die Sizilianer: nur noch der eigenen Familie trauen. Vermutlich ist Blocher auf dem Weg zum Paten. Bei Berlusconi ist es ähnlich. Man setzt der Meute der Staatsanwälte den Clan entgegen. Da kommen die nicht rein, und das ist gut so.

Das Parlament hat im letzten Dezember einem Verfassungsgericht zugestimmt.

Ja, immer schön im Zeitwind! Vergessen wir nicht: Analog zur Aufwertung der Gerichte ist auch der Verrat salon- und medienfähig geworden. In der Schweiz hat das mit Nachtwächter Meili begonnen. Wer eine Bankendatei klaut, wird immer einen TV-Sender, einen Staatsanwalt, ein europäisches oder amerikanisches Gericht finden, das ihn als Kronzeugen rehabilitiert oder als Helden feiert. Insofern ist Blocher ein zweites Mal in die Falle gegangen, und wieder war diese Falle ein Bundesratsbüro. Als er die Hildebrand-Unterlagen weitergab, hat er den Fehler begangen, die Methoden seiner Gegner zu kopieren – zwar im legalen Bereich, aber das hat kein Schwein interessiert.

Ihr Vater war von 1974 bis 1982 Mitglied des Bundesrates. Sie wurden als Sohn zwangsläufig in dieses Leben hineingezogen – wie empfanden Sie das politische Treiben um Sie herum?

Man hat einen privaten Vater und einen öffentlichen, und zwischen den beiden besteht eine gewisse Differenz. Wenn man sieben Jahre alt ist, hat man seine Mühe mit dieser Doppelbelichtung.

Der Vater Jurist, Offizier, Bundesrat. Der Sohn ein zum Theater entlaufener Philosophiestudent. Auf den ersten Blick würde man von einem klassischen Bruch mit der Familie sprechen.

Das war es auch. Es hat kräftig gekracht. Ich bin nie, wie es heute geschieht, in eine Watte des Verständnisses hineingelaufen, sondern gegen Mauern angerannt. Das hat mir aber auch die Möglichkeit geboten, ein eigenes Weltbild zu entwickeln. Erstaunlicherweise hat sich jeder dem anderen im Verlaufe der Jahrzehnte angenähert.

Wo waren die Vater-Sohn-Konflikte am grössten?

Die grössten Konflikte fochten wir über den Glauben und das Militär aus. Für ihn war es nahezu eine Lebenskatastrophe, dass ich nicht Offizier werden wollte. Mein Vater war Zuger Militärdirektor, ich Gebirgsinfanterist in Bellinzona. Er kam, um seine Soldaten zu besuchen, und wir mussten zugewisse antreten und uns anmelden. Er schritt unsere Reihe ab, bis er bei mir war. «Mich solltest du kennen», sagte ich. Worauf er über den Kasernenplatz brüllte: «Melden Sie sich korrekt an!» Alle fanden das ganz hervorragend. Für mich war es eine harte Nummer. Erst später, als ich fast nur noch mit Menschen zu tun hatte, die aus dem Aufgeben ihrer Haltung bestehen, habe ich begonnen, meinen Vater für seine Art zu schätzen.

Sie wurden 1950 in einen noch intakten katholischen Kosmos hineingeboren.

Thomas Hürlimann

Kein Schweizer Intellektueller bezieht so dezidiert Stellung gegen den «Superstaat» EU und die «Brüsseler Politbürokratie» wie Thomas Hürlimann. Vereinnahmen lässt er sich trotzdem nicht. Christoph Blocher und der SVP hält der 1950 in Zug geborene Schriftsteller vor, ein folkloristisches Theater aufzuführen. Den selbstquälerischen Umgang seiner Kollegen mit der Schweizer Geschichte findet er dagegen lächerlich. Seine Gedanken zur Schweiz finden sich unter anderem in den Essaybänden «Himmelsöhi, hilf!» und «Der Sprung in den Papierkorb». 2009 erschienen – ebenfalls im Ammann-Verlag – die gesammelten Erzählungen «Dämmerschoppen». Im folgenden Jahr kam «Der grosse Kater» ins Kino: die verschlüsselte Geschichte eines Bundesrates, dem das Protokoll eines Staatsbesuchs wichtiger erscheint als der sterbende Sohn. Thomas Hürlimann wuchs in Zug auf und besuchte die Stiftsschule Einsiedeln. Sein Entscheid, Philosophie zu studieren und in Berlin als Regieassistent und Produktionsdramaturg ans Theater zu gehen, führte zum vorläufigen Bruch mit dem Vater Hans Hürlimann, der von 1974 bis 1982 Mitglied des Bundesrates war. (kep)

So ist es. In Zug waren die Kirchen voll. Dann kam ich als Schüler nach Einsiedeln, in ein Kloster mit einer jahrhundertealten Tradition. Dagegen habe ich rebelliert. Mit fünfzehn habe ich einen Atheistenklub mitgegründet.

Wie kam es dazu?

Es war ein Aufstand gegen die Obrigkeit. Wir mussten jeden Tag in die Messe und am Sonntag ins Hochamt. Das war von allem zu

«In der Klosterschule habe ich zum ersten Mal erlebt, wie eine Epoche zu Ende geht.»

viel. Unsere Auflehnung kam aus dem Bewusstsein heraus, wir könnten das gar nicht leisten, wir bräuchten so viel Frömmigkeit nicht auf.

Waren Sie die erste Generation, die rebellierte?

Wir hatten den 68er Wind im Rücken. Das brach ja von Berkeley bis Einsiedeln im gleichen Moment aus. Ich kann mich noch gut erinnern: Wir hatten einen klugen Philosophielehrer, Pater Rupert. Unseren Argumenten war er absolut gewachsen. Wenn wir mit Sartre kamen, antwortete er mit Aristoteles. Aber dann hat einer von uns einen Frauenstrumpf ausgelegt, und Pater Rupert ist to-

tal ausgerastet. Wir merkten: Aha, da ist das System verwundbar. In der Klosterschule habe ich zum ersten Mal erlebt – was sich dann später wiederholt hat –, wie eine Epoche zu Ende geht. Die Uhren standen auf Untergang. Es war vorbei. Heute ist mir dieser Vorgang teilweise suspekt. Das aufgeklärte Bürgertum hält die Religion für einen Aberglauben. Diese Art von Verachtung für die katholische Kirche teile ich überhaupt nicht. Das abendländische Erbe ist bedroht, und eine der letzten Institutionen, die dieses noch vertreten, ist die katholische Kirche.

Wir sind wieder am Anfang: Die Kirche ist im besten Sinne reaktionär und gerät dadurch zwangsläufig in Widerspruch zur herrschenden Zeit.

Sie muss sich im Überzeitlichen aufhalten wie jede Religion. Wenn sie das Überzeitliche verlässt, was sie leider dauernd tut, verliert sie ihren Nimbus. Gehen Sie in Berlin in die Kirche, egal ob katholisch oder protestantisch, dann predigt Ihnen ein Sozialhelfer, dass Sie zu allen Türken lieb sein müssen. Eine Religion, die nicht mehr den Mut aufbringt, für sich die Wahrheit in Anspruch zu nehmen, gibt sich selbst auf. Diese Gefahr besteht. Die leeren Kirchen sind eine Katastrophe.

Wann haben Sie das letzte Mal mitgeholfen, eine Kirche zu füllen?

(Schweigt lange) Wann war das? Kürzlich war ich auf einer Wanderung in einer Kapelle... das gilt nicht, ich weiss. Und das Verharren vor Bildstöcken?

Sie versuchen sich jesuitisch herauszureden...

Genau. (Lacht) Goethe sagt, dass wir darauf angewiesen sind, die Welt zu lesen, und dass wir das nur über Symbole können. Unsere Symbole stammen aus dem christlichen Abendland, und wer sie nicht zur Kenntnis nehmen will, verliert den Bezug zur Welt, wie sie geworden ist. Er begibt sich in eine andere – mit der will ich aber nichts mehr zu tun haben.

Aber Sie sind immer noch Mitglied im Klub der Atheisten?

Der Vorgänger des jetzigen Abtes, Pater Georg Holzherr, ein weiser Mann, fragte mich vor der Matura, ob ich nicht Lust hätte, Theologie zu studieren. Ich antwortete ihm: «Aber, gnädiger Herr, ich bin doch Atheist!» Worauf er lächelnd sagte: «Das sind die Frömmsten.»

Sie sassen 1992 mit Ihrem Schriftstellerfreund Otto F. Walter am Vierwaldstättersee und diskutierten darüber, wie der grosse Gottfried Keller zum EWR-Beitritt stehen würde. Jetzt sind zwanzig Jahre vorbei. Sie sitzen wieder am Vierwaldstättersee. Worüber würden Sie heute mit Otto F. Walter diskutieren wollen?

Über Frauen. (Lacht) Das war unser wichtigstes Thema. ○



«Pierre-André Marchand»: Preisträger Challet.



«Adolf Ogi»: Coiffeur Dibartolo.



«Frère Henri Burin»: Nonne Genoud.

Helden der Helden

Wer sind die Tellen von heute? Sechs mutige Schweizerinnen und Schweizer erklären, wer ihre Helden sind – und warum.

Von Lucien Scherrer (Protokoll) und Alfi Moor (Illustrationen)

Raoul Challet, Vendlincourt

«Keine Frage: Mein Held ist Pierre-André Marchand, der Gründer und Chefredaktor der jurassischen Satirezeitschrift *La Tuile*. Als Journalist attackiert er seit über vierzig Jahren die Mächtigen in unserem Kanton – wobei er weder Anfeindungen noch Prozesse fürchtet. So brachte er vor kurzem den Kommandanten der Kantonspolizei, Henri-Joseph Theubet, wegen Machtmissbrauchs zu Fall. Auch bei uns, in Vendlincourt, hat er wie ein Löwe gegen jene gekämpft, die das Sagen haben. Ein reicher Investor wollte eine Teststrecke für Autos bauen, mitten in die Landschaft – und das mit dem Segen der Regierung und der Dorfbehörden.

Dagegen habe ich mich mit einer Gruppe von Einwohnern gewehrt, obwohl wir überall angefeindet wurden. Dass wir am Ende gewonnen haben, verdanken wir dem Umweltschützer Franz Weber, der uns finanziell unterstützt hat – und natürlich Marchand. Er ist der grösste aller Jurassier!»

Der Antiquitätenhändler Raoul Challet gehört zu einer Gruppe von Bürgern, die gegen den geplanten Bau einer Auto-Rundstrecke in Vendlincourt kämpften. Da das Projekt Geld eingetragen hätte, wurden Challet und seine Mitstreiter von Behörden und Einwohnern angefeindet und unter Druck gesetzt. Die Gruppe obsiegte jedoch vor Bundesgericht und bekam den Prix Courage 2011.

Paolo Dibartolo, Effretikon

«Mein Held? Adolf Ogi! Ich habe zwar allgemein keine grossen Sympathien für Politiker – schliesslich komme ich aus Italien –, aber Ogi bewundere ich, seit er 1987 in den Bundesrat gewählt wurde. Warum? Weil er viel Gutes getan hat, für die Schweiz und für den Sport. Und weil er den Mut hat, seine eigene Meinung zu vertreten, dabei aber immer nett und sachlich bleibt.

So hat er seine Meinungsverschiedenheiten mit Christoph Blocher immer offen ausgetragen, statt ihn zu hintergehen wie Eveline Widmer-Schlumpf, diese falsche ... – aber nein, das dürfen Sie jetzt nicht schreiben. Bewundernswert finde ich auch, wie Ogi mit dem Tod seines Sohnes umgegangen ist, der vor drei Jahren an Krebs starb. Es ist nicht einfach, mit einem solchen Erlebnis fertig zu werden – und den Mut nicht zu verlieren.»

Als Sohn italienischer Siedler ist Paolo Dibartolo in Libyen aufgewachsen. Vor mehr als vierzig Jahren kam der Coiffeur in die Schweiz. Im September 2006 eilte der damals 75-Jährige in Effretikon einer Frau zu Hilfe, die von ihrem Mann niedergestochen worden war. Er hielt den Messerstecher fest, bis die Polizei kam – und rettete der Frau das Leben. 2007 erhielt Dibartolo den Prix Courage.

Marie-Rose Genoud, Sitten

«Heldentum hängt für mich nicht primär mit spektakulären Taten zusammen, sondern mit alltäglichen Gesten und Handlungen. Was mich berührt, ist die Fähigkeit, sich in andere hineinzuversetzen und brüderlich zu handeln – auch wenn man damit das eigene Leben aufs Spiel setzt. Deshalb bewundere ich Leute wie die niederländische Jüdin Etty Hillesum, die von den Nazis verschleppt und im Konzentrationslager Auschwitz ermordet wurde. Sie hätte Gelegenheit gehabt, zu fliehen. Doch sie wollte bei ihren Leuten bleiben und den Kindern helfen.

Ein Mensch, der mich gegenwärtig beeindruckt, ist der französische Dominikanermönch und Anwalt Frère Henri Burin des Roziers. Als Gründer der Commission pastorale de la terre setzt sich der 80-Jährige in Brasilien für die Rechte der Kleinbauern ein, die von Grossgrundbesitzern drangsaliert und enteignet werden. Unter anderem hat er erreicht, dass ein Ranchbesitzer wegen der Ermordung eines Landarbeiters verurteilt wurde. Ich habe schon Mails mit ihm ausgetauscht und ihm zusammen mit Verwandten Geld geschickt. Des Roziers lebt gefährlich: Seine Gegner wollen ihn beseitigen und haben sogar einen Preis auf seinen Kopf ausgesetzt. Trotzdem lässt er sich nicht beirren und macht weiter.»

Die Bauerntochter Marie-Rose Genoud aus dem Val d'Anniviers lebt seit fast fünfzig Jahren im Ursulinen-Kloster in Sitten. Die Nonne kämpfte zehn Jahre lang gegen den Kanton Wallis, der Asylsuchenden systematisch Geld vom Lohn abzog – zwecks vorsorglicher Schuldentrückzahlung. Das Bundesgericht erklärte die Abzüge 2008 für illegal, ein Jahr später erhielt Genoud den Prix Courage.



«Auch wenn's nichts nützt»: Preisträgerin Wyler.

Esther Wyler, Urtenen-Schönbühl

«Hierzulande gibt es keine Heldinnen oder Helden, sondern lediglich Menschen, die auch dann hinschauen, wenn es unerträglich ist. Meine Wertschätzung und Dankbarkeit gilt jenen, die sich mit all ihren Kräften gegen die Unterdrückung, Ausbeutung, Ermordung und Ausrottung nicht menschlicher Tiere einsetzen. Beim akkordmässigen Töten in deutschen Schlachthöfen gelangen Schlachtschweine ohne richtige Betäubung in die Brühanlage, fünf Milliarden Hühner werden jährlich in der EU geschlachtet, nachdem sie vorher unter grausamsten Bedingungen vor sich hinvegetiert haben. Überall auf der Welt werden Tiere alltäglich aufs schrecklichste gequält.

Die menschliche Verblödung ist so weit fortgeschritten, dass vor der Fussball-EM in der Ukraine systematisch Strassenhunde vergiftet, erschossen und bei lebendigem Leib in Krematorien verbrannt wurden, damit sie das Strassenbild nicht stören. Auch das Grillvergnügen lockt und animiert die Massen, sich mit Würsten und anderen – möglichst billigen – «Leckereien» vollzufressen. Organisationen, Vereine, Stiftungen und Einzelpersonen, die sich – auch wenn's letztlich nichts nützt – gegen die menschliche Dummheit, Gleichgültigkeit und Brutalität stemmen und sich für «Nutztiere» und sogenannte Haustiere gleichermaßen einsetzen: Ihnen gilt mein Dank!»

Zusammen mit ihrer Kollegin Margrit Zopfi deckte die ehemalige Controllerin des Zürcher Sozialamtes, **Esther Wyler**, zahlreiche in der *Weltwoche* publizierte Fälle von Sozialmissbrauch auf. Dafür wurden die beiden Frauen 2010 mit dem Prix Courage geehrt, aber juristisch verfolgt: Im Dezember 2011 bestätigte das Bundesgericht einen Schuldspruch wegen Verletzung des Amtsgeheimnisses.



«Dario Cologna»: Bergsteiger Steck.

Ueli Steck, Ringgenberg

«Als Profibergsteiger müsste ich jetzt wohl sagen: «die nepalesischen Träger, die uns das Material hinterherschleppen» – aber das ist mir zu klischeehaft. Es ist zwar eindrücklich, was diese Leute leisten, aber sie machen eben auch nur ihren Job. So, wie andere im Büro am Schreibtisch arbeiten. Ich habe allgemein Mühe mit dem Begriff «Held», das klingt zu sehr nach Anbetung. Doch es gibt Menschen, die mich beeindrucken. Einer davon ist der Skilangläufer Dario Cologna: Der schafft es irgendwie immer, zum richtigen Zeitpunkt fit zu sein. Obwohl er ein gutes Selbstvertrauen hat, ist er ein selbstkritischer Typ geblieben, ohne Grössenwahn. An den Weltmeisterschaften hat er es zwar noch nicht bis ganz nach oben geschafft, aber ich bin sicher, dass er das bald nachholen wird.

Wer mich in der Politik beeindruckt? Da muss ich jetzt aufpassen, was ich sage ... Also, der Adolf Ogi war mir immer sympathisch. Er hat in seiner Karriere viel erreicht, ist weit herumgekommen und trotz allem bescheiden und bodenständig geblieben.»

Der 36-jährige Extrembergsteiger **Ueli Steck** aus dem Emmental ist in der Gilde als «The Swiss Machine» bekannt. Er hat in der ganzen Welt Rekorde aufgestellt, unter anderem im Himalaja-Gebirge und als Solokletterer an der Eigernordwand. 2008 rettete Steck am Annapurna einem rumänischen Bergsteiger das Leben und wurde dafür im selben Jahr mit dem Prix Courage ausgezeichnet.



«Ethan Edwards»: Archäologin Fischer.

Calista Gabriela Fischer, Zürich

«Ein Held ist für mich die Figur des Ethan Edwards: Er sucht nach dem amerikanischen Bürgerkrieg die Mörder seiner Familie und seine entführte Nichte, nimmt dafür grösste Entbehrungen in Kauf und schert sich nicht darum, ob er am Ende Erfolg haben wird. Das beeindruckt mich: Wenn jemand seiner Vision nachlebt, ohne Angst vor den Folgen. Leider sind solche Menschen im realen Leben selten, Edwards ist eine Filmfigur, die von John Wayne gespielt wurde. Wayne selber war zwar ein hervorragender Schauspieler, aber zum Helden taugt er auch nicht ganz – dass er den starken Mann markierte und nicht einmal im Militär war, passt ja irgendwie nicht zusammen.

Charaktere wie Ethan Edwards würde ich mir in der Schweizer Politik wünschen: Leute mit Rückgrat, die aufstehen und ihre Meinung sagen – ohne Angst vor den Konsequenzen. Christoph Blocher entspricht noch am ehesten diesem Typ, aber in letzter Zeit hat er doch ziemlich nachgelassen. Als ich zusammen mit anderen geprellten Anlegern nach der Lehman-Pleite gegen die Credit Suisse gekämpft habe, war von ihm jedenfalls nichts zu hören.»

Wie Tausende andere Kleinanleger investierte die Archäologin **Calista Gabriela Fischer** auf Anraten der Credit Suisse in Lehman-Produkte. Nach der Lehman-Pleite gründete die 48-Jährige eine Selbsthilfegruppe, die rund 700 Anleger vertritt. Die Gruppe kämpft für höhere Entschädigungen und kritisiert die Finanzmarktaufsicht. 2009 war Fischer für den Prix Courage nominiert.

Duft des endlosen Sommers

Wer es drei Monate lang gemeinsam mit einer anderen Person auf einer entlegenen Alp aushält, bleibt für immer zusammen. Das sagen zwei, die es wissen müssen. Eine Liebesgeschichte aus dem Prättigau.
Von Franziska K. Müller und Mirko Ries (Bilder)

Eine aus dem Unterland stammende Sennerin verliess die Alp Sutersboden im vergangenen Sommer fluchtartig. Zuviel Natur und null Komfort. Da gibt es keine Ablenkung, und die Haltung von 24 Milchkühen ist hart – widerstandsfähiges und charakterstarkes Braunvieh, das die steilen Höhen auch dieses Jahr Anfang Juni mit leichten Hufen und sicherem Tritt erklomm, angeführt von zwölf schlaun Schweinen, die, unkontrollierbar, den Berg hochstürmten und nach der sommerlichen Mastkur mit Wiesenkräutern und Molkereiabfällen schnurstracks dem Metzger übergeben wurden.

Das umliegende Weidland, sanft geschwungen und farbig betupft durch Berghähnlein und Silbermantel, führt über bewaldete Kreten in die Tiefe. Im September sehen die Magerwiesen aus, als sei ein Schwarm Heuschrecken über sie hinweggefegt: 200 Kilogramm Butter und 1500 Kilogramm Alpkäse sind die erwartete Ausbeute der dreimonatigen Zweisamkeit von Thomas Wallnöfer und Rosmarie Sagmeister, die nun drei Monate auf der abgelegenen Alp Sutersboden verbringen. Obschon nur selten ein Gast die tausend Höhenmeter von Grusch überwindet, um über unwegsames Gebiet in das Sömmerungsgebiet im Prättigau zu gelangen. Von Juni bis September sprechen, lachen, schweigen und streiten der 33-jährige Senn und die 32-jährige Zusennerin daher ausschliesslich miteinander.

Fernweh in der virtuellen Oase

Rosmarie und Thomas: Beide stammen aus demselben Dorf im Südtirol. Man kennt sich von Kindesbeinen an. Als Rosie bei einem gemeinsamen Ausflug vor sieben Jahren fror, hob Thomas schweigend die Aufschläge seiner Jacke, wie ein Vogel breitete er schützend die Flügel aus, und sie wärmte sich an seiner hünenhaften Gestalt; seither sind die beiden ein Paar.

Die Frau – gelernte Verkäuferin, dunkle Knopfaugen –, die gern Gummistiefel trägt, bald alle Tiere liebt, die nicht plappert, aufbegehrt, dauernd etwas will oder falsch findet, erhielt, ohne zu fordern, viel; und für sie gab er auch seinen wehmütigsten Plan auf: auswandern. Nach Neuseeland. Dafür folgte Rosie Thomas in das Hotel, es liegt im Skigebiet. Neun Monate pro Jahr ist sie nun ein Zimmermädchen, und er arbeitet im Wellnessbereich: Fotowände mit Urwald, aus Lautsprechern ertönen exotische Vogelstimmen. Whirlpool, Sauna, Solarium, zwölf verschiedene Wohl-



Nah am Himmel: Thomas Wallnöfer und Rosmarie Sagmeister auf der Alp Sutersboden.

fühlpakete, Power Plate, Yoga, Pilates, Nailstudio, Hair Extensions. Das Fernweh wächst in jenen Monaten, in denen Thomas in der virtuellen Oase dienstfertig seine Arbeitstage hinter sich bringt, während Rosie putzt, Staub wischt, Laken strafft, Möbel poliert und die Enden des Toilettenpapiers zu einem gleichschenkligen Dreieck formt, das griffbereit exakt drei Zenti-

meter aus der silberfarbenen Klappe zu ragen hat. Das Saisonende ist herbeigesehnt und der Plan zum zweiten Mal der gleiche. So gelangen Rosmarie und Thomas auf die Alp Suttersboden, wohl wissend, dass hundert Tage Zweisamkeit für immer trennen können.

Manche Alpbetriebe sind modern geworden, sie verfügen über betonierte Vorplätze,

TV-Geräte und Telefon. Man versucht die Älpkulturan an die Bedürfnisse der Neuzeit anzupassen, stellt allerdings auch ein Handörgel bereit und spielt mit einem touristischen Bild, das geschmückte Kühe, fröhliche Sennen und Hirten und urchige Hausmannskost auf Feuerstellen zeigt. Thomas und Rosie lachen verlegen. Aus dem Radio ertönen Madonna und Police, in der Küche gibt es drei Herdplatten, das Alptelefon ist nur in dringenden Fällen zu benutzen. Bei Thomas und Rosie sind die Stallungen für die Tiere doppelt so gross wie das winzige Wohnhaus aus Stein und Holz. Eine Milchleitung ins Tal existiert nicht. Von der Käseerei mit Kupferkessel für 400 Liter Rohmilch und einer altertümlichen Buttermaschine führt ein Weg direkt in die Stube im Puppenhausformat.

Mit jeder sonnigen Woche, die der Alpsommer länger dauert, herrscht grösserer Über-



Ungewöhnliche Arbeitsgemeinschaften: Käseerei.



Weder Komfort noch Zerstreuung: Leben in der Alphütte.

Die Stallungen für die Tiere sind doppelt so gross wie das winzige Wohnhaus aus Stein und Holz.

fluss in der angrenzenden Kühlkammer, während die aus dem Tal hochgeschleppten Vorräte von Woche zu Woche schrumpfen und schliesslich in wenigen Regalen und einigen Jutesäcken Platz finden. Nah am Himmel steht der Alpbetrieb, und in manchen Nächten ist das Firmament schwarz und sternenklar, an manchen Abenden blutrot, und die Lärchen zeichnen sich als filigraner Scherenschnitt am Horizont ab. Man könnte vor dem Haus sitzen, den nächtlichen Tierstimmen und dem Regen lauschen. Man könnte sich aneinander schmiegen. Man könnte sich küssen.

Warme Euter, kühle Butter

Solcherlei Romantik entgeht Rosmarie und Thomas, wenn sie nach anstrengendem Tagwerk früh die Hühnerleiter in die Schlafkammer hochklettern, traumlos schlafen. Wenn es Vollmond war, erfahren sie das um 5 Uhr bei Tagesbeginn: aus dem Kofferradio. Das Vieh – es stammt aus verschiedenen Bauernbetrieben des Prättigaus – steht zu diesem Zeitpunkt im Stall, ist in der Nacht zuvor auf der Alp zusammengetrieben, manchmal auch stundenlang gesucht worden; aber wenn Lotte und Silke Thomas' Stimme hören, galoppieren sie aus den entlegenen Winkeln auf ihn zu. «Das ist mein Glück», sagt Thomas. Die Hände frühmorgens an den warmen Eutern und dann in der kühlen Butter: «noch mehr Glück», sagt Thomas. Er ist der erfahrene Melker, zum fünfzehnten Mal verbringt er den Sommer auf einer Alp.

Im vergangenen Jahr wuchs ihm die Arbeit auf einem Betrieb mit über hundert Tieren, technischen Neuheiten und einem Hoffladen für anreisende Touristen über den Kopf. Vielleicht war es auch die Sehnsucht nach Rosie, die

er nicht mehr aushielt. Er liess ihr eine Nachricht zukommen. «Komm zu mir. Ich brauche dich.» Jetzt trägt Rosie die silberfarbenen Kannen und assistiert ihm beim Buttern und Käsen. «Ich mag ihre Ruhe», sagt Thomas. «Ich mag seine Stärke», sagt Rosie. Den Stall misten sie gemeinsam aus, die Klauen putzt Thomas, die Weiden säubert Rosie. Wenn später die gepufte Schüssel auf dem Tisch steht, worin Hörnli mit geräucherten Speckwürfeln und frischem Bärlauch dampfen, können sich die beiden kein grossartigeres Festessen vorstellen. Am Küchentisch spielen sie manchmal Eile mit Weile. Draussen flattert die Bettwäsche im Wind, sie duftet nach einem endlosen Sommer, der stillschweigend einen Pakt mit der Liebe zu schliessen scheint.

Im Unterland erledigt Rosmarie im Haushalt auch alles, was ein Mann macht, schraubt Glühbirnen aus der Halterung, baut Möbel zu-

Manche Paare flüchten aus der Bergwelt, andere trennen sich nach der «Chästeilete» im Herbst.

sammen. Das Umgekehrte trifft nicht unbedingt zu, was ihr auch schon ein Stirnrunzeln entlockt hat. Auf der Alp ist es anders. Einfacher. Das eine will meist nicht ohne den anderen gehen, und auch anderes erledigen sie jetzt gemeinsam, pflücken Waldmeister, Wacholder und Holunder, den sie – «Rosie zuliebe», wie Thomas sagt – zu Sirup und Marmelade verarbeiten. Die gemeinsame Bewältigung von Aufgaben als Klebstoff der Verbundenheit. Das Vertrauen in die Zuneigung des anderen wird unter Beweis gestellt, wenn niemand und nichts anderes hilft, begleitet, tröstet und von unerfüllten Bedürfnissen ablenkt. Die Erkenntnis, dass man weder unabhängig noch selbständig sei, habe eine reinigende Kraft, finden beide. Und gleichzeitig akzeptiere man plötzlich ohne Furcht, dass auch Zweisamkeit ihre Grenzen hat, der Mensch nicht identisch sei, einem der andere nicht alles geben kann und es auch nicht muss.

Gesucht: 15 000 Älpler und Älplerinnen

Es gibt in der Schweiz rund 7300 Alpen. Zalp, die schweizerische Anlaufstelle der Älpler und Älplerinnen, spricht von rund 15 000 Jobs, die jährlich zu besetzen wären. Es werden immer weniger, und von anderen Problemen ist auch die Rede. Auf manchen Alpen tummeln sich bis zu 200 Tiere, die versorgt werden müssen. Ungewöhnliche Arbeitsgemeinschaften aus sperrigen Berglern und City-Flüchtigen, die sich gegenseitig bei der Arbeit an die Hand gehen, sind heute keine Seltenheit. Wird in der traditionell hierarchischen Rollenverteilung als Senn, Zusenn, Hirt und Gehilfe gearbeitet, sind die Aufgaben von Anfang an klar umrissen. Arbeitet man gleichgestellt im Team – ei-

ne Marotte der Neuzeit –, bleiben Machtkämpfe und Streitigkeiten in den ungleichen Gemeinschaften nicht aus.

Das Alpleben kann zur Qual werden, das wissen auch Thomas und Rosie. Etwa dann, wenn Ansprüche an ein wenig Komfort oder Zerstreuung über einen langen Zeitraum nicht erfüllt werden können, die körperlich harte Ar-

beit zusätzlich an den Kräften zehrt oder erkrankte Tiere und schlechte Witterungsverhältnisse die erwarteten Erträge gefährden. Obwohl die entsprechenden Weiterbildungskurse an den Landwirtschaftsschulen mit Vorliebe von zivilisationsmüden Grosstädtern besucht werden und man sich das freie Leben in der Natur als authentisch und selbständig



Auch die Kühe müssen ihre Alpfähigkeit beweisen.



Manche Neulinge scheitern an der Realität.

vorstellt, scheitern Neulinge nicht selten an der Realität. Manche werfen das Handtuch, andere schieben eine Alpkrise.

Dennoch hat das Älplersterben wenig mit der Verweichlichung von Sennen und Hirten zu tun. Die mangelnde Alpfähigkeit hochgezüchteter Tiere und der Umstand, dass viele Bauern ihre kleineren, aber umso leistungs-

stärkeren Herden über die Erträge der eigenen Höfe ernähren können und Kraftfutter zukaufen, nennen Experten als Gründe, wieso sich die Natur in der Schweizer Bergwelt alle fünf Jahre rund 2400 Hektaren Weidland zurückholen kann. Viele Alpweiden werden nicht mehr genutzt, in den ehemaligen Sömmerungsgebieten, deren Schutz und Pflege auch

Naturkatastrophen zu verhindern helfen, breitet sich der Wald aus.

Jene, die zu zweit in die Einsamkeit der Berge ziehen – es sind nur wenige, die dieses Abenteuer wagen –, sind für kleinere Herden zuständig, was auch bedeutet, dass die Infrastruktur auf der Alp zwangsläufig rudimentär ist. Nicht der Mangel an vielem, sondern die ständige Anwesenheit einer einzigen und sehr vertrauten Person führe sie an die Grenzen, kleine Unterschiedlichkeiten könnten zur Zerreißprobe werden. «Die Leere, wenn man erkennt, dass nicht die Stille und nicht die Abgeschiedenheit, sondern der Lebensmensch einsam macht, muss furchtbar sein», sagt Rosie. Manche Paare – Thomas und Rosie kennen einige – flüchten aus der Bergwelt, andere trennen sich spätestens nach der traditionellen «Chästeilete» im Herbst.

Die Rückkehr ist beinahe unwirklich

Anstrengender als entlaufende Tiere, Schnee im Sommer, eine Wanzenplage oder ein letztes Seifenstück, das immer kleiner wird, sind andere Umstände: Ohne die Ablenkungen der Zivilisation schwellen bisher unbekannte Gefühle und seltsame Ängste zu überraschender Grösse an. Man offenbart sich dem anderen, ob man will oder nicht, in seinen Nöten und Unzulänglichkeiten. Manches irritiere, ebne dem Unverständnis den Weg, weiss das Paar. Der Mut, auszusprechen, was ungut ist, bekommt auf der Alp eine seltsame Dringlichkeit. Denn was sich negativ ansammelt in 2500 Stunden Gemeinsamkeit, entspricht einem ungnädigen Zeitraffer, der auch einer frischen Liebe ein kurzes Verfalldatum aufzwingen kann. Was man für ewig hielt, kann in dieser Schweigsamkeit ohne Aufschub verfaulen.

Manche zählen die Tage, bis der Sommer vorbei ist, der Alpbzug ins Tal bevorsteht, die Erträge unter den Bauern und die Löhne an die Sennen verteilt sind. Andere sind stolz auf das Gelingen, das sich ebenso wie das Scheitern früh abzeichnet. Für Thomas und Rosmarie ist die Rückkehr in ein Leben mit Balkon, Nachbarn, Hausordnung, Zeitungen, Einkaufszentren, Parkplätzen, Leuchtreklamen, aber ohne die ständige Anwesenheit des anderen beinahe unwirklich. So schmieden sie einen Plan für eine Zukunft, die nicht keimfrei sein und nach Fichtennadelextrakt duften muss. Von einem eigenen Bauernbetrieb träumen sie und damit von der Möglichkeit, in allen folgenden Sommern ein Fernweh zu stillen, das sie als Sehnsucht nach einem gemeinsamen Dasein beschreiben; in dem die Natur bestimmt und fordert, bis alles Künstliche abfällt, man einander neu sieht, sich weiterhin mag und immer wieder für die Ewigkeit zusammenbleiben will.

Im Internet

www.alpspektakel.ch
www.sutersboden.ch



Pakt mit der Liebe: Thomas und Rosie.



«Das ist mein Glück»: die Alp Sutersboden oberhalb von Grüşch GR.

«Sie verhält sich im Mund neutral»

Die *Weltwoche* hat Komiker und Kabarettisten nach ihren liebsten Schweiz-Witzen gefragt. Egal, ob altbekannt, selbst erfunden oder aus dem Bühnenprogramm.
Von Rico Bandle (Umfrage) und Miroslav Barták (Illustrationen)

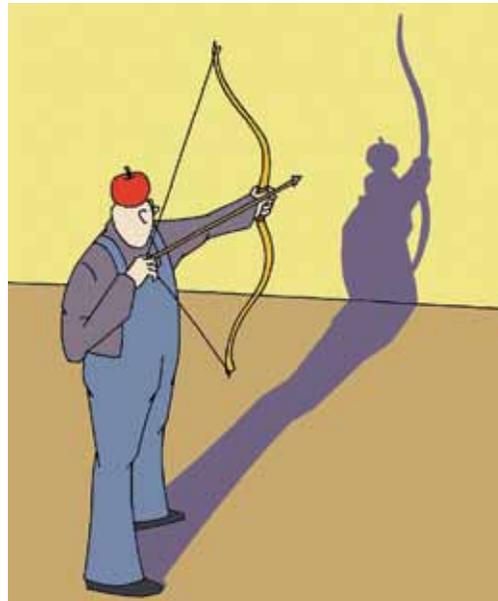
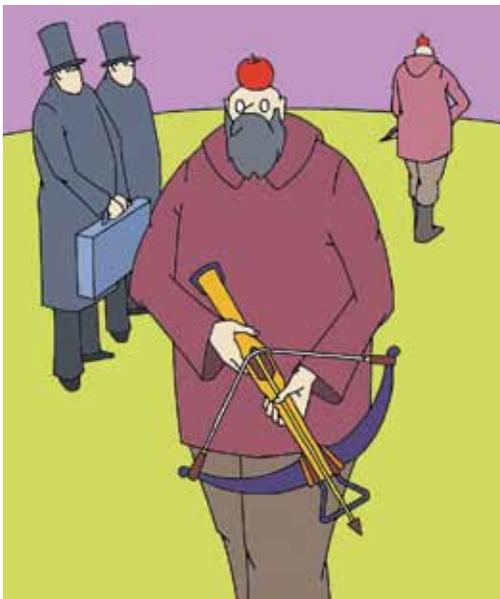
Wenn Sie einen Schweizer Bankier aus dem Fenster springen sehen, springen Sie hinterher. Es gibt bestimmt etwas zu verdienen.

Voltaire (1694–1778)
(ingesandt von Peach Weber)

Zehn Soldaten aus zehn verschiedenen Ländern sitzen im Flugzeug, das Probleme hat und abstürzen wird. Da sind aber nur neun Fallschirme. Der Schweizer meldet sich freiwillig, er werde sich opfern. Die andern bewundern den Heldenmut und staunen, dass der Schweizer noch jedem beim Anziehen des Fallschirms und beim Rauspringen hilft. Der Italiener, als Drittlezter, sagt zum Schweizer: «Du bist ein Held, wie kannst du nur so tapfer sein?» Da meint der Schweizer: «Esch halb so wild, es good jetz uuf, i ha am Düütsche min Rucksack aaghänkt!»
Peach Weber
(seine Version von Voltaires Schweiz-Witz)

Was sagt ein Zürcher, der zum ersten Mal das Meer sieht? «Ich han mers grösser vorgestellt».
Mike Müller

Ein deutsches Mädchen, ein französisches, ein Italienisches und ein Mädchen aus der Schweiz reden darüber, woher die Kinder kommen. Das deutsche Mädchen sagt: «Die bringt bei uns der Storch.» Worauf das italienische Mädchen entgegnet: «Bei uns wachsen sie im Blu-



menkohl.» Darauf antwortet das französische Mädchen: «Mais non, chez nous, on fait l'amour.» Und das Schweizer Mädchen erklärt: «Also bei uns ist das von Kanton zu Kanton verschieden.»
Andreas Thiel

In der Schweiz ist vieles anders als in Deutschland: Milchkaffee heisst Schale, kommt aber aus einer Tasse, Boris Becker heisst Roger Federer, und Konstanz heisst Kreuzlingen. Was aber heisst «Ins Bett pinkeln» in der Schweiz? Interlaken.
Chaostheater Oropax
(aus dem Bühnenprogramm)

Viele Leute glauben, ich hätte meine Frau nur wegen des Schweizer Passes geheiratet. Das ist eine völlig falsch Annahme. Ich war nur scharf auf ihre Cumulus-Karte.
Rob Spence
(aus seinem Bühnenprogramm)

Sieben Tage vor dem Urknall war der Liebe Gott plötzlich verschwunden. Die Engel sorgten sich, und als er nach sieben Tagen wieder auftauchte, sagte der Erzengel Gabriel zu ihm: «Was zur Hölle hast du gemacht?» Der Liebe Gott antwortete: «Komm her, und schau dir an, was ich erschaffen habe: die Erde! Hier ist alles ausgeglichen – es gibt Wasser und Luft, es gibt Hitze und Kälte, es hat arme Menschen und ganz Reiche und so weiter. Und schau, das hier ist mein Meisterwerk: Es hat Berge, Seen,

den Menschen geht es gut, sie sind wohlhabend und sehen gut aus – das ist die Schweiz!» Der Erzengel Gabriel war ob der perfekten Schweiz beeindruckt, fragte aber zu Recht: «Du hast doch gesagt, es sei alles ausgeglichen?» Der liebe Gott antwortete: «Keine Angst. Gleich nebenan habe ich Deutschland gemacht.»
Stefan Büsser

Warum schadet Schweizer Schokolade den Zähnen nicht? Sie verhält sich im Mund neutral!
Chaostheater Oropax
(aus dem Bühnenprogramm)

Ein Mann will in einer Bank in Zürich Geld anlegen. «Wie viel wollen Sie denn einzahlen?», fragt der Kassierer. Flüstert der Mann: «Drei Millionen.» – «Sie können ruhig lauter sprechen», sagt der Bankangestellte, «in der Schweiz ist Armut keine Schande!»
Marco Rima und Stefan Heuss
(beide haben unabhängig voneinander denselben Witz eingesandt)

Ein deutscher Tourist, der gerade von einer Bergwanderung zurückkommt, fragt den Bauern: «Sehen Sie dort? Warum steht an diesem gefährlichen Abgrund kein Warnschild?» – «Das hej mir weckgetan. S ischt ja sowieso nie einer abgefallen.»
Anet Corti

